

Sitzung vom 18. November 1893

Author(s): P. Ascherson, Nehring, Lissauer, A. v. Heyden, A. F. Chamberlain, R. Forrer, R. Virchow, A. Treichel, J. Schlemm, Bartels, F. Boas, Schweinitz, Olshausen and F. W. K. Müller

Source: *Zeitschrift für Ethnologie (ZfE) / Journal of Social and Cultural Anthropology (JSCA)*, 1893, 25. Bd. (1893), pp. 405-538

Published by: Dietrich Reimer Verlag GmbH

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/23029490>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

Dietrich Reimer Verlag GmbH is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Ethnologie (ZfE) / Journal of Social and Cultural Anthropology (JSCA)*

Sitzung vom 18. November 1893.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Die Gesellschaft hat seit unserer letzten Sitzung mehrere sehr werthe Mitglieder verloren. Fast an dem gleichen Tage sind der Geheime Sanitätsrath Dr. Moritz Meyer und der Thiermaler Gustav Mützel gestorben, jener am 30. October, 71, dieser am 29. October, nur 54 Jahre alt. Sie waren alte und treue Mitglieder unserer Genossenschaft, die wir, so lange ihre Gesundheit aushielte, recht oft in unserer Mitte sahen. Meyer hatte eine hervorragende Stellung in der von ihm gewählten Specialität erlangt; fast von ihrer Begründung an war er der anerkannte Vertreter der Elektrotherapie geworden, nicht bloss in unserer Stadt, sondern in Folge seiner erfolgreichen literarischen Thätigkeit weit über unser Vaterland hinaus. Ein schweres Unterleibsleiden hat leider seine letzten Jahre zu recht trübseligen gemacht. Mützel stand der Gesellschaft als solcher noch näher. Seine schöne Begabung in der künstlerischen Darstellung der Thiere, insbesondere der Säugethiere, hat ihm gestattet, die neue und reiche Gelegenheit, lebende Anthroponiden zu beobachten, voll auszunutzen. Sein Pinsel hat das Bild manches der uns zugeführten Affen in einer für unser Studium auf lange hinaus nutzbar zu machenden Treue fixirt. Wir werden uns seiner oft erinnern. —

In tiefem Schmerze gedenken wir des unersetzblichen Verlustes, welchen nicht nur unsere Gesellschaft, sondern auch das ethnologische Museum durch den jähnen Tod des Banquier Isidor Richter erlitten haben. Jahre lang hat er als das leitende Mitglied des Ethnologischen Comités die weit aussehenden Unternehmungen in die Wege geleitet und überwacht, welche zum Studium der Naturvölker und zur Sammlung ihrer eigenthümlichen Erzeugnisse erforderlich waren. Er ist es gewesen, der die Mittel aufzubringen wusste, um die wichtigen Missionen des Capt. Jacobsen nach Nordwest-America, nach dem Amur und in den malayischen Archipel möglich zu machen, und gerade in den letzten Monaten hatte er sich entschlossen, neue Aufgaben zu erfassen, für deren Lösung Privatkräfte nicht entbehrlich waren. Er unterstützte die Mission des Hrn. M. Uhle nach Bolivien und die Fortführung der Untersuchungen in Malacca, welche wir Hrn. Vaughan Stevens übertragen hatten. Unser Vertrauen auf eine gedeihliche Beendigung dieser bedeutungsvollen Unternehmungen war ein vollständiges, seitdem wir die geschäftlichen Sorgen in die Hand eines so geschickten und gut situirten Mannes hatten legen können. Noch wenige Tage vor seinem Tode sahen wir ihn in einer so guten Stimmung und in einer so energischen Thätigkeit, dass wir es vergessen konnten, wie lange und schwer ihn ein chronisches, fast zur Erblindung führendes Augenleiden und die Zuckerkrankheit betroffen hatten. Er starb, nur 63 Jahre alt, in der Nacht zum 14. d. M. an den Folgen eines unglücklichen Sturzes von einer Treppe. In der Geschichte des Ethnologischen Museums und in unserem eigenen Gedächtniss wird die Erinnerung an den seltenen Mann unvergessen bleiben. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

- Hr. Oberst-Lieutenant a. D. Frobenius, Charlottenburg.
 „ stud. med. Bloch, Berlin.
 „ Direktor Härche, Frankenstein (Schlesien).
 „ Privatdocent Dr. med. C. Posner, Berlin.

(3) Zu unserer grossen Betrübniss hat Hr. Steinthal sich veranlasst gesehen, sein langjähriges Amt als Mitglied des Ausschusses niederzulegen. Schon, als vor wenigen Monaten sein Jubiläum gefeiert werden sollte, war er nicht im Stande, den Vertreter der Gesellschaft zu empfangen. Wie er unter dem 8. d. M. sehr bewegt schreibt, hat die Hoffnung, welche er im Sommer hegte, dass er bis zum Winter seine volle Kraft wieder erlangen werde, sich nicht erfüllt. Vorstand und Ausschuss sahen sich leider genöthigt, seinem Entschlusse keinen Widerstand entgegen zu setzen, da das Interesse der Gesellschaft es dringend erfordert, die Mitglieder der beiden Vertretungskörper vollständig und aktiv zu sehen. Unsere herzlichen Wünsche, dass bald eine Besserung des Kranken dem hochgeschätzten Gelehrten gestatten möge, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, werden inzwischen nicht verstummen.

Der Ausschuss hat in seiner heutigen Sitzung nach § 34 der Statuten ein neues Mitglied cooptirt. Hr. R. v. Kaufmann, auf welchen die Wahl gefallen ist, nimmt dieselbe an. —

(4) Als Gäste sind in der Sitzung anwesend und werden von dem Vorsitzenden begrüßt: die HHrn. Marine-Stabsarzt Dr. Sander, der demnächst nach Südwest-Africa abgehen wird, die Africa-Reisenden Graf Schweinitz und Lieutenant Meyer, die Geheim-Räthe Gurlt und Gaupp. —

(5) Hr. Dr. F. Stuhlmann, der noch an diesem Abend seine Rückreise nach Ost-Africa antritt, sendet seine Abschiedsgrüsse. Seine Mission betrifft diesmal die Aufnahme der Küstengebiete. Der erste Band seines grossen Reisewerkes, den er selbst verfasst hat und der werthvolle Originalmittheilungen von Emin Pascha enthält, ist so eben vollendet worden. —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. Bernhard Ornstein meldet aus München, 9. October, dass er demnächst seine Heimreise nach Athen antreten werde. —

(7) Das correspondirende Mitglied, Hr. G. Radde meldet aus Tiflis, 4./16. Septbr., seine Rückkehr von der Reise in den westlichen Kaukasus, die seine Zeit von Ende März an in Anspruch nahm. Anfang Mai will er wieder aufbrechen, um den Sommer zu einer Bereisung der östlichen Tiefländer, des Fusses des Dagestan und der Westküste des kaspischen Meeres bis Baku zu verwenden. —

(8) Hr. Paul Ascherson erstattet Bericht über die von Mr. Frank Calvert (S. 369) aus den Dardanellen eingeschickte

Mandragora.

Das Ergebniss der von meinem Assistenten Hrn. Graebner ausgeführten mikroskopischen Untersuchung einer Oberflächenprobe ergab völlige Uebereinstimmung des Gewebes mit Mandragoras, namentlich auch in der charakteristischen Form der Stärkekörner, wogegen die der gleichfalls untersuchten Bryonia eine abweichende Form zeigen. Es scheint also, dass dieser Alraun aus einer ungewöhnlich grossen und dicken Wurzel, deren intakte Oberfläche sich auch im unteren Theile

der Gruppe nachweisen lässt, gefertigt worden ist. Dagegen hat sich doch herausgestellt, dass an dieser Gruppe mehr gekünstelt worden ist, als an den mir sonst bekannten Mandragoras-Alraunen, also namentlich den Luschan'schen und dem meinigen. Vertiefungen, welche bei der Modellirung von zwei menschlichen Gestalten störend waren, sind mit einer anorganischen Masse (wohl Gyps) ausgefüllt und um diese Procedur zu verdecken, ist das ganze Gebilde mit einer Farbe (Röthel?) überzogen, die sich mit dem nassen Finger abreiben lässt, was bei meinem, von Schweinfurth's Diener Tanus stammenden Alraun nicht der Fall ist. Bei diesem ist die rothbraune Farbe ächt. —

(9) Hr. A. Nehring übersendet unter dem 17. November folgende Mittheilung über

fossile Löwen-Reste von Thiede, Rübeland, Scharzfeld, Quedlinburg, Westeregeln und Hameln.

In der Eröffnungsrede der 24. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover, welche Hr. R. Virchow am Montag den 7. August 1893 gehalten hat, wird auch das ehemalige Vorkommen des Löwen in Deutschland besprochen¹⁾; es heisst dort folgendermaassen: „Denn wenn gleich der Löwe in prähistorischer Zeit bis hierher gekommen ist, wie wir aus den Funden in den Höhlen wissen, — der Höhlenlöwe existirte auch in Westfalen und Thüringen, — so ist er doch nachher untergegangen, und ob ein Höhlenlöwe von einem Menschen überhaupt gesehen worden ist, ist nicht mit voller Sicherheit festgestellt.“

Hierzu möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass der sogenannte Höhlenlöwe (*Felis spelaea*) nicht nur in Thüringen und Westfalen, sondern auch im Herzogthum Braunschweig (bei Thiede und Rübeland), in der Provinz Hannover (bei Scharzfeld a. Harz und Hameln a. d. W.), sowie in der Provinz Sachsen (bei Quedlinburg und Westeregeln) einst in der Vorzeit existirt hat.

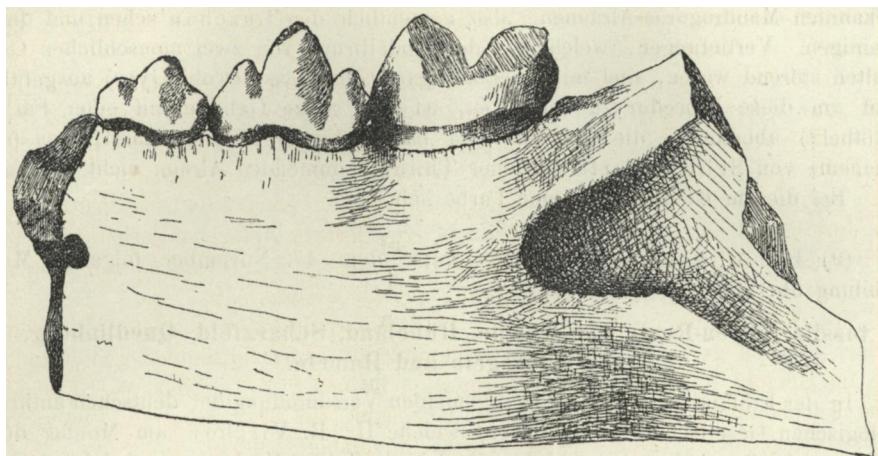
Ueber die Löwenreste von Thiede kann ich (meistens nach eigenen Beobachtungen) Folgendes mittheilen. Im Frühsommer des Jahres 1873 kam im östlichen Theile des Röver'schen Gypsbruches, und zwar angeblich etwa 8—10 Fuss tief in den dort abgelagerten, lössartigen Massen eine grössere Anzahl von scheinbar zusammengehörigen Skelettheilen eines grossen Raubthieres vor. Nach Aussage der Arbeiter, für die ich natürlich nicht einstehen kann, war es ein ganzes Skelet mit Schädel. Leider wurde dasselbe verschleudert; nur der linke, ziemlich stark lädierte Unterkiefer kam in die Hände des Gypsbruchsbesitzers (Fr. Röver), welcher mir denselben für einige Zeit zur Untersuchung lieh. Ich habe damals die nachstehend wiedergegebene Skizze (Fig. 1) von dem Objecte entworfen, in etwa $\frac{4}{5}$ natürl. Grösse.

Wenn man diese Skizze mit einem recenten Löwen-Unterkiefer oder mit den Abbildungen des Unterkiefers einer *Felis spelaea* bei Schmerling, Rech. sur l. oss. foss. dans les cavernes de la province de Liège, 1833, Tome II, Pl. 14, Fig. 11 oder bei Boyd Dawkins and Sanford, British Pleistocene Mammalia, London 1866, Pl. I, vergleicht, so wird man sich leicht von der Richtigkeit der Bestimmung überzeugen. Die Länge der damals ganz unversehrten Backenzahnreihe²⁾ an dem fossilen Unterkiefer von Thiede betrug 80 mm, wenn man die 3 Backenzähne zu-

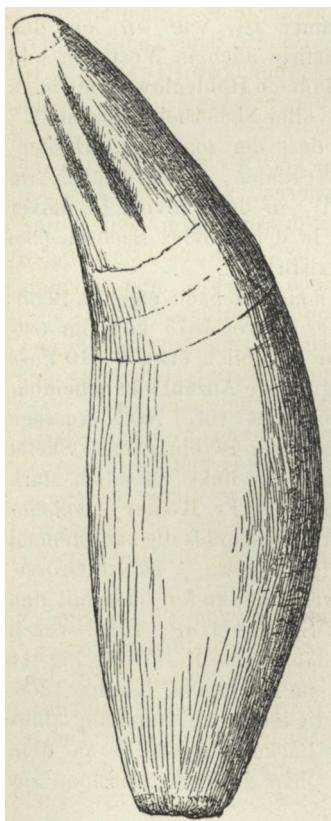
1) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1893, S. 76.

2) Leider ist der Fleischzahn (*Sectorius*), also der letzte Backenzahn, an dem betr. Kiefer später in der Röver'schen Sammlung durch unvorsichtige Behandlung zertrümmert worden. Meine nachstehende Skizze stellt ihn getreu dar, wie er vorher war.

sammen an den Zahnkronen maass; an den Alveolen gemessen, betrug die Länge der Backenzahnreihe 75 mm¹).



Figur 1. $\frac{4}{5}$. Unterkiefer eines fossilen Löwen von Thiede.



Figur 2. $\frac{1}{1}$

Durch dieses Stück war das Vorkommen des sogen. Höhlenlöwen, dessen Reste jedoch keineswegs auf Höhlen beschränkt sind, für die pleistocänen Ablagerungen des Thieder Gypsbruchs von mir festgestellt. Im April 1880 kamen bei den Abräumungs-Arbeiten im östlichen Theile des Gypsbruchs wieder Löwen-Reste zum Vorschein; sie fanden sich etwa 18—19 Fuss unter der Oberfläche, wie ich mit Bestimmtheit auf Grund eigener Feststellungen angeben kann, und zwar zusammen mit Mammuth-, Rhinoceros- und Pferde-Resten, eingebettet in einem lössartigen Materiale. Diejenigen Löwen-Reste, welche in meine Hände gelangten, waren: ein wohlerhaltener oberer Caninus, ein lädirtes Femur, eine Tibia, ein Calcaneus, ein Metatarsus, eine Phalanx.

Der obere Caninus, welcher nur leihweise in meine Hände gelangte, ist durch Fig. 2 in natürlicher Grösse dargestellt, nach einer genauen Zeichnung, die ich damals angefertigt habe; er maass von der etwas abgenutzten Spitzte der Zahnkrone bis zum Wurzelende 110 mm. Die Tibia, welche des oberen Gelenktheils entbehrte, hatte eine Länge von 290 mm, soweit sie erhalten war. Der wohlerhaltene Calcaneus hatte, an der Aussenseite gemessen, eine Länge von 112 mm; der 4. Metatarsus war 133 mm lang.

Auch Hr. A. Wollemann hat, wenn ich nicht irre, 1880 und 1881 eine Anzahl von Löwen-Resten

1) An dem Schädel eines sehr starken männlichen Löwen der Jetzzeit, welchen die mir unterstellte zoologische Sammlung der Landwirthsch. Hochschule besitzt, misst die untere Backenzahnreihe auch 75 mm.

in der Ostwand des Thieder Gypsbruchs gefunden. Endlich habe ich im April 1890 2 wohlerhaltene Lendenwirbel und einen Calcaneus derselben Species im Thieder Gypsbruch erhalten, welche von den Arbeitern kurz vorher in den lössartigen Ablagerungen der Ostwand ausgegraben waren.

Die Bestimmungen aller derjenigen Reste, welche ich theils selbst gefunden, theils zur Untersuchung in Händen gehabt habe, sind mit voller Exactheit von mir ausgeführt worden, so dass an dem thatsächlichen Vorkommen von Resten der *Felis spelaea* bei Thiede nicht gezweifelt werden kann. Abgesehen von den 1890 gefundenen 3 Stücken, welche ich noch besitze, befinden sich die früher von mir dort gefundenen Löwen-Reste theils in dem Herzogl. Naturhistorischen Museum zu Braunschweig, theils in der hiesigen Geologischen Landesanstalt und können somit auf die Richtigkeit der Bestimmung geprüft werden.

Von Rübeland im Harz ist mir ein wohlerhaltener Unterkiefer der *Felis spelaea* bekannt geworden; derselbe entstammt der „Hermannshöhle“ und befindet sich im Herzogl. Naturhistorischen Museum zu Braunschweig. (Siehe W. Blasius, Neue Knochenfunde in den Höhlen bei Rübeland, im Sitzungsber. d. Vereins f. Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890.)

Ferner hat Hr. Struckmann eine Anzahl unzweifelhafter Reste von *Felis spelaea* in der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz ausgegraben. [Siehe Struckmann, die Einhornhöhle u. s. w. im Arch. f. Anthropol., Bd. 15, Sep.-Abdr., S. 3]¹⁾.

Aus den Diluvial-Ablagerungen des Soweckenberges bei Quedlinburg a. H. hat Giebel einst Reste derselben Species zu Tage gefördert und besprochen. (Siehe Giebel, Fauna d. Vorwelt, I, S. 36 ff.)

Aus den diluvialen Ablagerungen des Gypsberges bei Westeregeln kenne ich 2 Objecte, die unzweifelhaft zu *Felis spelaea* gehören, nehmlich: 1. einen wohlerhaltenen Radius im Mineralogischen Museum der hiesigen Universität, und 2. das Fragment eines Oberkiefers mit dem Caninus und dem nächststehenden Schneidezahn in der mir unterstellten Sammlung. Nach Giebel sind ehemals mehrfach Reste der *Felis spelaea* bei Westeregeln gefunden worden.

Endlich erwähne ich einen wohlerhaltenen Radius, den Hr. Amtsrrath Dr. Struckmann in Hannover vor einigen Jahren aus einer kiesigen Diluvial-Ablagerung der Umgegend von Hameln erhalten und mir zur Bestimmung zugesandt hat.

Was die Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Felis spelaea* anbetrifft, so kann ich nicht umhin, dieselbe auf Grund meiner Ausgrabungen im Thieder Gypsbruche zu bejahen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Angaben „über paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvial-Ablagerungen von Thiede“, welche in den Verhandlungen unserer Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 357—363 abgedruckt sind.

Die betreffenden Feuerstein-Werkzeuge sind (abgesehen von einem Stück) theils in gleichem Niveau mit *Felis spelaea*, theils noch tiefer gefunden worden; für die Annahme einer etwaigen späteren Vermischung der ersteren mit den letzteren konnte ich bei meinen Ausgrabungen keine triftigen Gründe auffinden. Genaueres hierüber habe ich in einer demnächst erscheinenden Abhandlung „Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Hyaena spelaea*“ dargelegt. —

(10) Hr. Lissauer spricht über

drei bronzezeitliche Funde aus dem Kreise Konitz in West-Preussen.

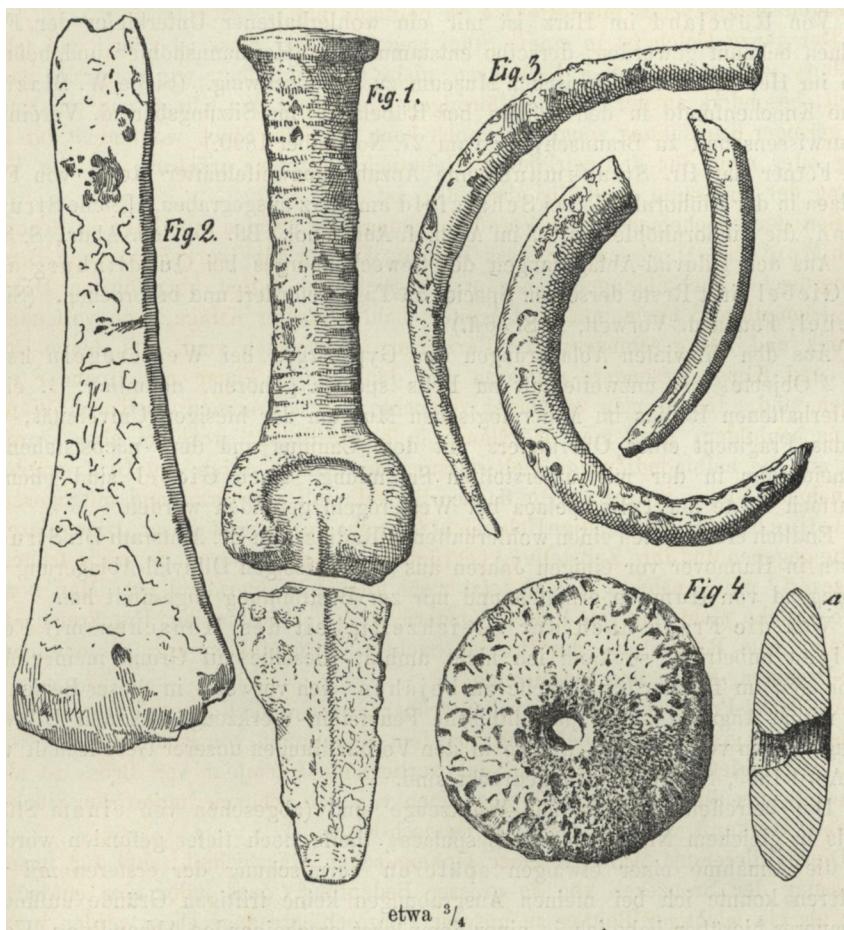
Das Westpreussische Provinzial-Museum in Danzig ist im Laufe dieses Jahres in den Besitz dreier Bronzefunde aus dem Kreise Konitz gelangt, welche nicht nur

1) Vgl. Verhandl. 1872. S. 254, Anmerk. S. 273, Anmerk. (Red.)

für die Vorgeschichte der Provinz von Wichtigkeit sind, sondern auch ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Durch das liberale Entgegenkommen des Hrn. Direktor, Prof. Conwentz, ist es ermöglicht worden, sämmtliche Funde in der Sitzung zu demonstrieren.

I.

Im Dorfe Bruss wurden auf der Feldmark des Stellmachers Hrn. Lange im Jahre 1881 die folgenden Gegenstände gefunden, ohne dass damals darauf geachtet wurde, ob Ueberreste von Thongefässen oder Knochen irgend welcher Art dabei lagen. Schon im Jahre 1884 sah Hr. Direktor Conwentz den Fund in seiner jetzigen Gestalt, konnte ihn aber erst in diesem Jahre für das Museum erwerben. Es gehören dazu folgende Stücke:



1. Ein Dolch in 2 Bruchstücken (Fig. 1), von denen das eine aus dem Griff und dem obersten Theile der Klinge, das andere aus dem unteren Theile derselben besteht; das Mittelstück fehlt. Die Oberfläche ist im Ganzen rauh, schmutzig braunroth, nur an einzelnen Stellen mit einer fast vitriolgrünen Patina überzogen; an anderen, wo der Guss durch Luftblasen offenbar gelitten hat, ist das Metall auffallend porös, an noch anderen durch Oxydation bereits sehr zerfressen. Daher sind die Maasse nicht ganz genau zu bestimmen.

Der Griff (bis zur Mitte des halbmondförmigen Ansatzes an die Klinge) ist 77 mm lang. Die Griffssäule ist platt, von ovalem Querschnitt und ganz mit parallelen Querreifen ornamentirt, welche zum Theil schon zerstört sind; oben sitzt ein schmäler, platter, ursprünglich wohl ebenfalls ovaler, jetzt indess unregelmässig gestalteter Knopf, der etwas über den Rand der Griffssäule vorsteht, während unten ein platter und glatter Fortsatz, welcher die Klinge in der Mitte bogenförmig umfasst und sich nach den Seiten hin geradlinig absetzt, den Griff abschliesst.

Die Klinge zeigt auf beiden Seiten eine starke Mittelrippe und ist, nach den erhaltenen Stücken zu urtheilen, von „triangulärer“ Form gewesen; der erhaltene Theil des Blattes ist etwa 73 mm, der Dolch im Ganzen also 15 cm lang. Da nun die ähnlichen, aber vollständig erhaltenen Dolche derselben Art (siehe unten) eine Länge von 19—31 cm zeigen, so ist es wahrscheinlich, dass die Länge des hier fehlenden Mittelstückes mindestens 4 cm betragen hat.

Der ganze Dolch ist in einem Stück gegossen, der Guss ist aber, wie schon erwähnt, wegen der vielen Luftblasen nicht gut gerathen, wie denn die ganze Arbeit, besonders an der halbmondförmigen Umfassung der Klinge und am Knauf von geringer Kunstübung zeugt. Dennoch kann man das Stück wohl nicht für unfertig oder nicht für den wirklichen Gebrauch bestimmt erklären, da die Verzierung der Griffssäule sorgfältig ausgeführt ist.

Seit der epochemachenden Veröffentlichung des Fundes von Pile in Schonen durch Montelius¹⁾ wissen wir, dass Dolche, wie der hier vorliegende von Bruss, als nordische Nachbildungen jener ursprünglich aus Italien eingeführten Dolche von „triangulärer“ Form, mit bald breiter, bald schmäler Klinge, von vollendeter Technik und mit geschmackvoller Verzierung, anzusehen sind, bei denen stets Griff und Klinge besonders gegossen und dann durch Nieten mit einander verbunden sind. Indem man es zuerst versuchte, diese fremden kostbaren Waffen hier nachzubilden, goss man das Ganze in einem Stück; trotzdem aber wurden nicht nur die halbmondförmige Ueberfassung der Klinge durch den Griff, sondern oft auch die Nieten in Gestalt von flachen Buckeln mit abgeformt und mitgegossen. Montelius hat eine vollständige Uebersicht über das Fundgebiet dieser „triangulären“ Dolche gegeben und ihre Zeitstellung begründet: darnach gehören sie in die früheste Bronzezeit, eine Ansicht, welche jetzt wohl allgemein anerkannt ist. Man kennt solche Dolche nicht nur von Italien, sondern auch von Britannien, Frankreich, der Schweiz, vom Rhein, aus der Provinz Sachsen, von Meklenburg, Brandenburg, West-Preussen, Posen und Oesterreich.

Aus West-Preussen hatte ich schon früher²⁾ einen Dolch dieser Form, welcher ebenfalls hier gegossen ist, nehmlich aus dem Hügelgrabe von Prüssau, Kr. Neustadt, abgebildet und beschrieben; das vorliegende Exemplar von Bruss ist also das zweite aus dieser Provinz, — abgesehen von den schönen importirten Stücken italischer Herkunft von Daber³⁾, Kr. Deutsch-Krone.

Diese allerersten Anfänge einer einheimischen Gusstechnik sind für unsere Auffassung der Bronzezeit von so grosser Bedeutung, dass jedes neu entdeckte Stück als ein wichtiger Beitrag zu unserer Vorgeschichte angesehen werden muss. — Was besonders die Exemplare betrifft, welche in einem Stücke gegossen sind,

1) K. Akad. Mänadsblad 1880, S. 144—149 und Om Tidsbestämning inom Bronce-ålderen, S. 106 u. 180, Taf. I.

2) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen. Festschrift. Danzig 1891. S. 7 und Taf. I.

3) Voss, diese Verhandlungen 1885, S. 135.

so sind mir bisher überhaupt nur 1 aus Neuenheiligen, Prov. Sachsen¹⁾ 10 aus Meklenburg²⁾ (2 aus Malchin, 5 aus Stubbendorf, 2 aus Neu-Baudorf und 1 von unbekanntem Fundort), 1 aus Wildberg, Provinz Brandenburg³⁾, 1 aus Jarmen in Vor-Pommern³⁾, 3 aus der Provinz Posen⁴⁾ (2 aus Granowo und 1 aus Polnisch-Presse), endlich 2 aus West-Preussen [1 aus Prüssau⁵⁾ und 1 aus Bruss], — im Ganzen also 18 bekannt geworden, darunter 5, welche scheinbare Nieten besitzen, nehmlich 2 aus Neu-Baudorf, 2 aus Granowo und 1 aus Prüssau. Vielleicht regt diese Uebersicht dazu an, die Aufmerksamkeit auf weitere, mir unbekannt gebliebene, sicher noch vorhandene Exemplare hinzulenken!

Das Ornament auf dem Dolche von Bruss war für diese einheimischen Arbeiten besonders beliebt: gleiche parallele Querreifen bedecken entweder ununterbrochen die ganze Oberfläche der Griffäule, wie in Malchin, Stubbendorf, Wildberg und Polnisch-Presse, oder in Gruppen geordnet, wie in Jarmen und Granowo. Aber auch dieses ist nur eine Nachahmung des auf den importirten italischen Dolchen oft beobachteten Ornamentes.

Wenn nun der Dolch von Bruss schon aus den angeführten Gründen unser besonderes Interesse verdient, so wird dies noch dadurch wesentlich erhöht, dass derselbe nach der chemischen Analyse des Hrn. Helm in Danzig fast aus reinem Kupfer besteht: wenigstens sind die anderen darin nachgewiesenen Bestandtheile in so geringer Menge vorhanden, dass wir dieselben nur als zufällige Verunreinigungen betrachten können. Hr. Helm schreibt mir darüber:

„Der Dolch besteht fast aus reinem Kupfer; diejenigen Theile, welche mir zur Untersuchung vorlagen, waren stark oxydirt, die Oxydschicht war zum Theil tief in das Metall eingedrungen, so dass ich sie nicht völlig davon entfernen konnte, daher der hohe Gehalt an Sauerstoff u. s. w. Ich ermittelte in 100 Theilen des Metalls:

94,10 Theile Kupfer,

1,22	„	Silber,
0,24	„	Zinn,
0,18	„	Arsen,
0,26	„	Nickel,
0,26	„	Eisen,
Spuren von Blei,		

3,74 Theile Verlust, Kohlensäure, Sauerstoff und Hydratwasser.“

Vorgeschichtliche Funde von Kupfer-Dolchen sind zwar schon vielfach constatirt und von Much⁶⁾ zusammengestellt worden, so besonders von Cypern, Oesterreich, Ungarn, der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal und Britannien, seltener schon von Italien, und von Deutschland bisher nur einmal vom Mühlsee in Baden; für Nord-Deutschland und den ganzen Norden Europa's ist der Kupfer-Dolch von Bruss der erste, welcher durch die chemische Analyse als solcher bestätigt worden ist⁷⁾. Wir kommen hierauf noch bei der Besprechung des Gesammtfundes zurück.

1) Montelius, Om Tidsbestämning, S. 181.

2) Lisch, Meklenburg. Jahrb. Bd. 26. S. 138 u. 145.

3) R. Virchow, diese Verhandl. 1874, S. 165.

4) Erzepki und Jazdzewski, Posener archäolog. Mitth. I. Posen 1890. S. 15 u. 28.

5) Alterthümer der Bronzezeit a. a. O.

6) M. Much, Die Kupferzeit in Europa. Jena 1893. S. 164—186.

7) Die in Aussicht gestellte Analyse der Dolche von Dretzel b. Genthin (Verh. 1884, S. 254) ist noch nicht publicirt worden. Red.

2. Ein Schaftcelt von der Form der Flachbeile (Fig. 2), ohne jede Erhöhung am Rande, also wie Montelius' Typus A¹). Derselbe ist auf der Fläche von derselben rauhen, grünen Patina bedeckt und an der Schneide ebenso braunroth wie der Kupfer-Dolch, — eine Analyse ist jedoch bisher davon nicht gemacht. Die Form ist schlank, das Blatt ziemlich dünn mit etwas geschweiften Seiten, die Schneide bogenförmig, der obere Rand zeigt einen kleinen Ausschnitt, wie absichtlich erzeugt; jedoch ist dies nicht mehr sicher zu constatiren, da dort wie an der Schneide spätere Beschädigungen deutlich sichtbar sind. Die grösste Länge beträgt etwa 13,2 cm, seine grösste Breite (an der Schneide) etwa 4 cm, die geringste etwa 1,5 cm, die grösste Dicke etwa 8 mm, das Gewicht 119 g. —

Der Form nach sehr ähnlich ist ein Flachcelt von Klanin, Kr. Putzig in West-Preussen, welchen ich schon früher²) beschrieben und abgebildet habe; nur ist derselbe kleiner und zeigt bereits in seinem oberen Theile eine niedrige Randleiste. — Die Flachbeile aus Kupfer und Bronze sind bekanntlich in ganz Europa ausserordentlich verbreitet und werden von Montelius³) zu den ältesten Geräthen der Bronzezeit, von Much⁴) geradezu in die „Kupferzeit“ gesetzt.

3. Drei Bruchstücke von glatten, einfachen Armingringen (Fig. 3), welche dieselbe Patina und auf der Bruchfläche dieselbe Farbe zeigen, wie die beiden anderen Gegenstände. Sie sind in der Mitte bis 14 mm dick und verjüngen sich nach den Enden zu. Sowohl die Form der Ringe, soweit sich dies aus den vorhandenen Stücken erschliessen lässt, als die des Querschnitts, ist annähernd elliptisch.

Ringe dieser Art haben wir ebenfalls schon aus verschiedenen Fundorten West-Preussen's kennen gelernt und beschrieben⁵), so von Prüssau, Kr. Neustadt, von Marzdorf, Kr. Deutsch-Krone; sie kommen aber auch sonst vielfach⁶) in Nord-Deutschland und Skandinavien mit den ältesten Bronzen zusammen vor, so in den Funden von Pile⁶) in Schonen, von Heinrichshagen⁷) in Meklenburg-Strelitz, von Lunow⁸) in Brandenburg, von Granowo⁹) in Posen u. a. und gehören daher ebenfalls der frühesten Bronzezeit an.

4. Eine Bernsteinperle (Fig. 4) in Gestalt einer annähernd runden, biconvexen Linse. Offenbar war dieselbe bei der Auffindung ganz mit einer schmutzig brauen Rinde bezogen, welche aber später zum grössten Theile abgeschlagen ist, so dass sie jetzt ganz uneben und ohne Ornament erscheint. Sie ist etwas exzentrisch durchbohrt und zwar so, dass die Oeffnungen auf beiden Seiten nicht vertical über einander liegen und die Bohrlöcher unter einem stumpfen Winkel zusammenstossen; der Bohrcanal im Ganzen verläuft daher schrägle und etwas geknickt (Fig. 4a), wie es bei Bohrungen mit Feuerstein-Instrumenten so häufig der Fall war. Wo die beiderseitigen Bohrlöcher im Canal zusammentreffen, ist noch eine vorstehende kleine Leiste erhalten geblieben, während sowohl an den Wandungen des Canals, als um die Oeffnungen herum noch deutlich die charakteristischen parallelen Reisen zu sehen sind, wie sie durch den Feuersteinbohrer erzeugt werden. Der grösste Durchmesser der Linse beträgt zwischen 50 und 53 mm, die

1) Om Tidsbestämning, S. 52, Taf. I, Fig. 1.

2) Alterth. d. Bronzezeit, S. 8, Taf. I, Fig. 10.

3) a. a. O. S. 186 u. 222ff.

4) Alterthümer der Bronzezeit, S. 8, Taf. I, Fig. 3—5 u. 11.

5) K. Akad. Månadsblad 1880, S. 162.

6) Montelius, Om Tidsbestämning, Taf. I, Fig. 13.

7) Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 433.

8) Ebendorf S. 485, Anmerk. 3.

9) Posener archäol. Mittheil., a. a. O. S. 15.

Bohröffnungen selbst sind 8—10 mm weit, die grösste Dicke in der Mitte beträgt etwa 15 mm.

Bernsteinlinsen dieser Form sind bisher fast nur von neolithischen Fundstätten bekannt geworden. Ich selbst habe aus den neolithischen Gräbern von Gross-Morin, Kr. Inowraclaw, eine solche beschrieben und abgebildet¹⁾, Tischler und Klebs²⁾ haben mehrere aus Ost-Preussen beschrieben und ihre Zusammengehörigkeit mit den Knöpfen mit Vförmiger Bohrung und mit den Scheiben aus Bernstein dargethan; in Rzeszynck, Kr. Strelno³⁾ lag eine solche Bersteinscheibe sogar zusammen mit 2 Flachbeilen aus Feuerstein in einem „cujavischen“ Grabe; ebenso beschreibt Rud. Virchow⁴⁾ einen gleichen Bernstein-Schmuck aus einem neolithischen Grabe bei Janischewek, welches v. Erckert aufgedeckt hatte, Kirkor⁵⁾ desgleichen aus einem neolithischen Grabe von Kociubiné und Ossowski⁶⁾ aus einem neolithischen Kurgan von Uwislá in Ost-Galizien. Nur in Polnisch-Presse⁷⁾, Kr. Kosten, wurde eine Bernsteinlinse, wie die vorliegende von Bruss, mit 3 triangulären Dolchen und einem Doppelmeissel aus Bronze zusammen gefunden.

Betrachten wir nun diesen Fund im Ganzen, so ergiebt sich schon aus der bisherigen Darstellung, dass derselbe nicht vereinzelt dasteht. Die Combination von Dolchen, Schaftcelten und ganz bestimmten Schmucksachen, in verschiedener Anzahl, findet sich in mehreren Parallelfunden aus der ältesten Bronzezeit, nicht nur in Skandinavien, wo dieselben nach der Zusammenstellung von Montelius⁸⁾ seltener sind, sondern gerade in Nord-Deutschland. Sie repräsentiren offenbar das ganze Inventar der Reichsten jener Zeit, als das Metall hier den Stein zu verdrängen begann. Sowohl in Stubbendorf, wie in Neu-Bauhof in Meklenburg, in Neuenheiligen und Leubingen⁹⁾ in der Provinz Sachsen, in Lunow in Brandenburg, in Granowo und Polnisch-Presse in Posen, in Prüssau und Bruss in West-Preussen, wie in Pile in Schonen finden wir „trianguläre“ Dolche, Schaftcelte oder Meissel, ganz flach oder mit niedriger Randleiste — nur in Neu-Bauhof fehlte der Celt — zusammen mit Schmucksachen der ältesten Formen. Ausser den Dolchen kommen wohl auch Schwertstäbe und einmal (in Leubingen) noch ein Serpentinhammer vor. — Unter den Schmucksachen sind jene einfachen dicken Ringe, wie wir sie in Fig. 3 dargestellt haben, bald offen, bald geschlossen, am häufigsten; sonst kommen nur noch vor: sehr breite, gerippte Armbänder¹⁰⁾, schleifenförmige Spiralringe¹¹⁾ (auch aus Gold), einfache Nadeln¹²⁾ und sogenannte „Säbelnadeln“¹³⁾, endlich Bernsteinlinsen, wie Fig. 4. — Stets also begegnen wir

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1878, S. 126, Taf. II, Fig. 28.

2) Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Königsberg 1882. S. 15, Taf. III u. XI.

3) Lebinski in Posener archäol. Mittheil., S. 37, Taf. XIV.

4) Diese Verhandl. 1879, S. 434.

5) Zbior Wiadomosci. Krakau. 1. Bd., S. 26 und 29. — Kohn und Mehlis, Materialien. Jena 1879. S. 99.

6) Ebendorf. 14. Bd., S. 42.

7) Erzepki in Posener archäol. Mitth., S. 28, Taf. IX.

8) Om Tidsbestämning, S. 270.

9) Klopffleisch, Neue Mitth. a. d. G. histor.-antiq. Försch. 14. Bd., S. 555. In Betreff der übrigen Fundorte verweisen wir auf die früheren Quellenangaben.

10) Om Tidsbestämning, Taf. I, Fig. 11.

11) Ebendorf, Taf. I, Fig. 13 und Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 433 ff.

12) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, Taf. I, Fig. 2.

13) Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 469.

entweder rein neolithischen Gegenständen oder Bronzen der ältesten Formen (von den wenigen Goldringen abgesehen): nur in Stubbendorf und Bruss tritt auch Kupfer auf.

Was daher die Chronologie dieser ganzen Gruppe von Funden betrifft, so ergiebt sich von selbst, dass sie alle der „frühen“ Bronzezeit angehören; durch das gleichzeitige Auftreten des Kupfer-Dolchs und des neolithischen Bernstein-Schmucks in dem Funde von Bruss aber sind wir berechtigt, das Alter derselben noch bestimmter in die Uebergangszeit von der neolithischen zur Metallcultur zu setzen.

In dieser Beziehung reiht sich der Fund von Bruss ergänzend an den von Janischewek in Cujavien an, wo in einem neolithischen Grabe bekanntlich ein Metallplättchen aus Kupfer entdeckt wurde, dessen Bedeutung R. Virchow alsbald sehr hoch schätzte¹⁾; seine damalige Verwerthung für die Chronologie der Metallzeit wird durch den vorliegenden Fund von Bruss glänzend bestätigt²⁾.

II.

Der zweite Fund ist ein Bronzeschwert (Fig. 5), welches 1884 in Karszin-Gurki gehoben wurde. Dasselbe hat grössttentheils eine schmutzig gelbbraune Farbe und ist nur an einzelnen Stellen von grüner Patina überzogen; die Schneide ist an beiden Seiten durch scharfe Hiebe beschädigt und die Spitze verbogen, — sonst ist das Schwert gut erhalten. Es besteht aus dem kurzen Griff und der Klinge, der Griff aus dem Griffdorn und dem breiteren unteren Verbindungsstück; dieses letztere trifft mit dem ebenfalls verbreiterten oberen Stück des Klingenblattes seitlich unter einem Winkel zusammen, während etwas unterhalb dieser Stelle auf der Oberfläche des Blattes der Abdruck einer queren Linie sich abhebt.

Die Klinge ist schmal, degenartig, und zeigt in der Mitte eine ziemlich breite, flach gewölbte Rippe, welche sich nach der Spitze zu verschmälert und zu beiden Seiten von 2 Blutrinnen begrenzt ist; jedoch werden die Linien in dem unteren Theile undeutlich. Seitlich verjüngt sich das Blatt schnell zu der scharfen Schneide, welche besonders ausgehämmert zu sein scheint. Unmittelbar unter dem Griffansatz ist der Rand etwas geschweift, weiterhin verläuft er ganz gerade. Die Länge der Klinge beträgt 57,5 cm, ihre grösste Breite oben am Griffansatz 3,7 cm, weiter unten unter der Schweifung 2,2 cm, die grösste Dicke etwa 7 mm.

Der Griffdorn ist kurz, unregelmässig kantig, am oberen Ende, sowohl auf der Fläche als auf der Spitze (vielleicht erst nach der Auffindung) platt geschlagen; an beiden Seiten sind die Gussnähte nicht geglättet, sondern ganz erhalten. Seine Länge beträgt etwa 4,7 cm, — die des ganzen Schwertes also etwa 62,2 cm.

Schwerter von gleicher Form, mit degenartiger Klinge, sind mir nur zwei bekannt geworden: eins im hiesigen Kgl. Museum für Völkerkunde³⁾ von unbekanntem Fundorte, welches sogar in den Hauptmaassen mit dem vorliegenden übereinstimmt, und ein zweites in Kopenhagen⁴⁾), welches von Ravensburg Voldsted auf Lolland herstammt und etwas



1) Diese Verhandl. 1880, S. 330 und 1881, S. 103.

2) Nachträglich erfahre ich von Hrn. Helm, dass der Flachcelt (Fig. 2) auch nur 2,04 pCt. und der Ring (Fig. 3) nur Spuren von Zinn enthielt.

3) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter u. s. w. Berlin 1878. Taf. II, Fig. 1.

4) Madsen, Afbildninger Bronceålderen sniter, Taf. IV, Fig. 5.

länger ist. Auch ein Schwert von Upland, welches Montelius¹⁾ abbildet, besitzt eine so schmale degenartige Klinge und einen Griffdorn, um welchen sich ein Bronzegriff mit Antennen legt: allein dieser umfasst die Klinge mit einem halbmondförmigen Ausschnitt, während die Klinge von Karszin deutlich den Abdruck eines mehr geradlinig abschliessenden Griffansatzes erkennen lässt. — Dagegen kommen ähnliche Formen mit verschiedenen Modificationen häufiger vor und bilden eine wohl charakterisirte Gruppe, welche im Norden weit verbreitet ist. Diese Abänderungen betreffen nur die Klinge. Entweder ist das Blatt im Ganzen etwas gewölbt, oder es zeigt nur eine schmale Mittelrippe ohne alle Linien, oder es wird etwas breiter, oder die Ränder werden etwas geschweift, — immer bleibt es aber im Verhältniss zur Länge schmal und verbindet sich mit dem gewöhnlich nicht geglätteten Griff zu beiden Seiten unter einem Winkel, während quer über die Fläche sich in dieser Gegend meistens eine annähernd gerade Linie abhebt.

Die Schwerter dieser Gruppe sind fast alle von geringwerthiger Arbeit. Nicht nur das Kgl. Museum für Völkerkunde²⁾ besitzt mehrere hierher gehörige Schwerter (von Schwachenwalde und Pankow in Brandenburg, von Sorenbohm, Neustettin, Anklam, Putbus in Pommern u. a.), — sie kommen auch vielfach in Dänemark, Meklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein und Hannover vor, wie Sophus Müller³⁾ nachgewiesen hat.

Der Griffdorn war zur Aufnahme des eigentlichen Griffes aus Holz oder Horn bestimmt und wurde daher nicht erst von den Gussnähten befreit, da diese ohnedies verkleidet wurden und noch zur grösseren Befestigung des Griffes beitrugen. Nicht selten kommen aber auch solche Schwerter vor, welche noch ein besonderes Beschläge um den eigentlichen Griff besitzen⁴⁾, das unten mit einem besonders gegossenen Ringe, wie mit einer Manschette, abschloss; zuweilen ist nur dieser Ring allein erhalten, wie an dem Schwert von Stölln⁵⁾ im Kgl. Museum für Völkerkunde, von Oersberg⁶⁾, Angeln, im Museum zu Kiel u. a. Offenbar röhrt auch der mehr oder weniger geradlinige Abdruck zwischen Griff und Klinge (Fig. 5) an vielen Schwertern dieser Gruppe von einem solchen, später verloren gegangenen, ringförmigen Beschläge her.

Jene Schwerter nun, an welchen das Griffbeschläge vollständig erhalten ist, lassen erkennen, dass dieselben nur nordische Nachahmungen von Vorbildern aus südöstlichen Ländern, besonders Böhmen und Ungarn, sind, welche zwar keinen Griffdorn, sondern eine schmale Griffzunge, sonst aber ein ähnliches Beschläge und ähnliche Klingen besitzen, wie Sophus Müller⁷⁾ überzeugend nachgewiesen hat.

Was die Chronologie betrifft, so setzen Müller, wie Montelius⁸⁾, diese Formen mit Recht in die „jüngere“ Bronzezeit, Montelius speciell in seine 4. Periode.

III.

Der dritte Bronzefund wurde 1886 in Friedrichsbruch gehoben: es ist sichtbar ein Moorfund, zu welchem die folgenden 4 Stücke gehören:

1) Svenska Fornsaker, Stockholm 1872. S. 48, Fig. 155.

2) Bastian und Voss a. a. O. Taf. III, Fig. 7, Taf. IV, Fig. 18 und 19, Taf. V, Fig. 5, 6, 8, 9.

3) Die nordische Bronzezeit. Jena 1878. S. 18.

4) Ebend., S. 19, Fig. 19, und Ording af Danmarks Oldsager. Bronzealderen, Fig. 177.

5) Bastian und Voss a. a. O., Taf. II, Fig. 2.

6) Mestorf, Vorgeschichtl. Alterthümer. Hamburg 1885. Fig. 152.

7) Die nordische Bronzezeit, S. 18, Fig. 17 und S. 19, Fig. 18.

8) Om Tidsbestämning, Taf. IV, Fig. 74.

1. Ein kurzes Schwert (Fig. 6) von demselben Typus wie das Schwert von Karszin, nur kleiner, ebenfalls mit verbogener Spitze. Die Oberfläche ist schmutzig braun, nur an einzelnen Stellen grün patinirt. Das Blatt zeigt eine starke Mittelrippe ohne Blutrinnen, die Schneide ist auf beiden Seiten scharf durch Oxydation; der Griff ist länger als bei dem Schwerte von Karszin, wie aus den folgenden Maassen hervorgeht:

Ganze Länge	= 45,1 cm
Länge der Klinge	= 40,0 "
" des Griffes	= 5,1 "
Breite der Klinge am winkligen Ansatz des Griffes	= 3,7 "
" " unter der Schweifung	= 1,9 "
Grösste Dicke	= 8,0 mm

Die degenartige Form der Klinge, die winklige Verbindung mit dem Griff und der gradlinige Absatz der Oberfläche an dieser Stelle, endlich der Griffdorn sind die Charaktere, nach welchen dieses Schwert trotz seiner hohen Mittelrippe und der relativ grösseren Breite in dieselbe Gruppe gehört, wie das Schwert von Karszin (Fig. 5).

2. Ein Hohlcelt (Fig. 7) mit Oehr, dessen Oberfläche von der Moorerde, welche noch einzelnen Stellen anhaftet, schon sehr gelitten hat. Der Kopf ist leicht gewölbt, das Oehr sehr dünn, die Schneide bogenförmig und scharf, die Gussnähte an den Seiten sind geglättet. Der Hals ist durch eine ringsherumlaufende Furche bezeichnet, der mittlere Theil durch 2 seitliche (jetzt schon undeutliche) geschweifte Linien ornamentirt, während der untere glatt ist. Die grösste Länge beträgt 8,3 cm, die grösste Breite unten an der Schneide 2,8 cm. Der Querschnitt der Oeffnung ist viereckig mit abgerundeten Seiten und Ecken und hat einen Durchmesser von etwa 2,5 cm. —

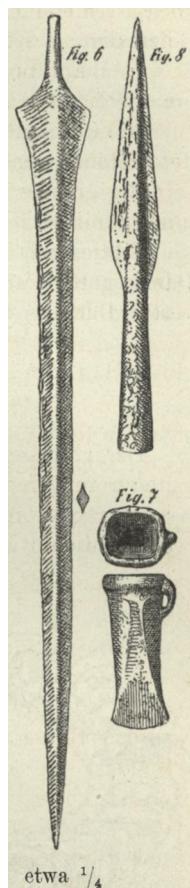
Aehnliche Celtformen sind weit verbreitet, besonders im Norden, aus West-Preussen speciell habe ich einen fast gleichen von Dirschau¹⁾ beschrieben und abgebildet. Montelius²⁾ setzt diese Form in seine 4. Periode.

3. Eine Lanzenspitze (Fig. 8) mit schmalem Blatt und erhabener, bis zur Spitze reichender Mittelrippe, welche in ihrer untersten Hälfte die Fortsetzung der Schafttülle einschliesst. Die ganze Oberfläche ist schmutzig grün und von der Moorerde stark zerfressen, besonders ist die dünne Wand am oberen Ende der Schafttülle auf der einen Seite in einer Länge von 4,6 cm ganz zerstört, so dass man hier in die Höhlung hineinblickt, ebenso ist das unterste Ende an einer Seite zum Theil zertört.

Die grösste Länge beträgt.	23,5 cm,
die Länge des Blattes etwa	14,8 "
" " Stieles "	8,7 "
" " der ganzen Schafttülle	16,2 "
" grösste Breite des Blattes etwa	2,5 "
der Durchmesser der Oeffnung etwa	1,7 "

1) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, S. 14, Taf. V, Fig. 13.

2) Om Tidsbestämning, Taf. IV, Fig. 71.



doch ist hier ein Maass nur ungefähr anzugeben. Ein Loch für einen Nagel zur Befestigung des Schafes ist an dem erhaltenen Theile nicht sichtbar.

4. Ein Bruchstück eines Ringes oder ähnlichen Gegenstandes, von welchem ein Stück zur Analyse abgefeilt ist.

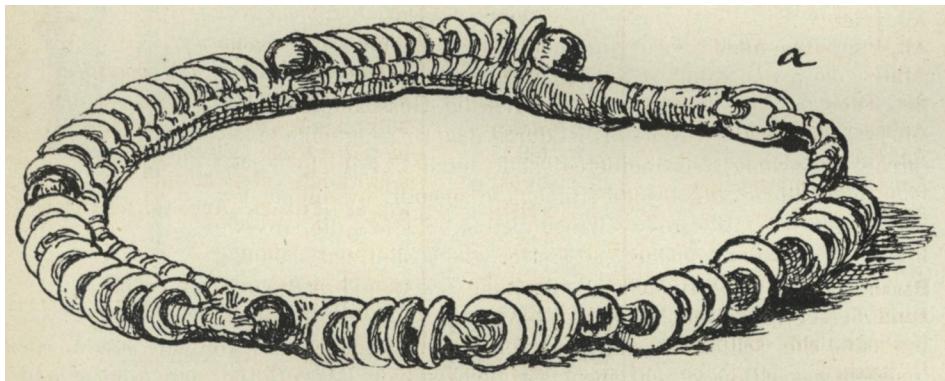
Die Chronologie dieses Fundes von Friedrichsbruch ist durch das Schwert und den Hohlcelt genügend bestimmt: derselbe gehört, wie schon das Schwert (Fig. 5), in die „jüngere“ Bronzezeit West-Preussen’s und bildet eine wichtige Bereicherung unserer bisherigen Kenntnisse von dieser Periode¹⁾.

Schliesslich ist es mir eine angenehme Pflicht, Hrn. Direktor Conwentz in Danzig für die freundliche Erlaubniss, diese Funde hier vorlegen zu dürfen, meinen besten Dank zu sagen. —

(11) Hr. A. v. Heyden zeigt einen

Rosenkranz.

Der vorliegende Gegenstand ist im Kreuzgange der Stiftskirche von Berchtesgaden gefunden worden. Man hatte vor längerer Zeit Arbeiten am Fussboden des Kreuzganges vorgenommen und dabei beim Fortschaffen von Schutt und Knochenresten diesen Ring gefunden, den ich erst kürzlich von einem Händler erwarb.



Der Gegenstand scheint eine sehr abweichende, eigenartige Form eines so genannten mittleren Rosenkranzes zu sein, der gewöhnlich aus $6 \times 10 + 3$ Marien- und 7 Paternosterperlen besteht. Statt der Marienperlen finden sich hier Ringe von Bein auf einem Lederstreifen befestigt. Die Paternosterperlen zwischen den Decaden sind von schwarzem Glase. Mehrfach sind Ringe ausgebrochen. Vollständig fehlen die Ringe der letzten Decade und die 3 überzähligen Ringe, welche sich mit einer ebenfalls fehlenden Paternosterperle an den Ring, welcher die Riemenenden verbindet, angeschlossen haben. Auch eine Paternosterperle des Kranzes fehlt.

Das Alter des Stückes ist schwer zu bestimmen, dürfte aber kaum unter das 16. Jahrhundert zurückreichen, weil diese Eintheilung des Rosenkranzes kaum früher vorkommt. Jedenfalls ist diese Gebetschnur mit ihrem fast exotischen Aussehen ein Unicum. —

(12) Dr. A. F. Chamberlain von der Clark University, Worcester Ma., überschickt mit einem Briefe vom 21. October, in welchem er bemerkt, dass seit dem

1) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, S. 27.

Prinzen von Wied-Neuwied, der 1839 einige Worte über die Kootenay's und ein kurzes Wort-Verzeichniss ihrer Sprache veröffentlichte, in Deutschland nichts weiter über sie bekannt geworden sei, folgende Mittheilung:

**Einige Wurzeln aus der Sprache der Kitōnā'qā-Indianer
von Britisch-Columbien.**

In meinem „Report on the Kootenay Indians of South Eastern British Columbia“¹⁾ habe ich eine kurze Skizze dieser fast unbekannten Sprachfamilie mitgetheilt. Die Kitōnā'qā besitzen eine Sprache, die sich in ihrer Zusammensetzung und Einverleibung äusserst amerikanisch zeigt, und die mit unzählbaren Präfixen, Infixen und Suffixen versehen ist. In dieser Zeitschrift will ich die von allen solchen Zusätzen entblössten Wurzeln der Sprache hervorheben.

Folgendes Verzeichniss enthält die bis jetzt bestimmten Wurzeln:

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
A.		
Ahle, Nadel	tlō'ō	—
All, jeder	k'ä'pē	—
Alt, von hohem Alter	-ütlak-	n-ütlā'k-inē, „er ist alt“.
Arm	-tlat-	äqktlä'tenām, „Arm von jemandem“.
Ast, Zweig	-itsk'ā'tlak-	ä'qkitsk'ätla'kenām, „irgend ein Ast“.
Aufmachen, öffnen	yānkin	hō-yankín-ē, „ich mache auf“.
Aufreissen.	tcik'-	hō-teik'-k'ō'inē, „ich pflüge“.
Aufstehen, emporsteigen . . .	-ōwōk-	n-ōwō'k-inē, „er steht auf“.
Auge	-k'tlētl-	ä'qk'ak-tlētlñām, „Auge von jemandem“.
B.		
Bauch	-ōwōm-	tsemā'k-ōwōm, „starker Bauch“.
Baum.	itstla'in	ū'qkitstla'in, „irgend ein Baum“.
Baumeln, auf- und niedertauchen	wānē-	hō-wāne'-inē, „ich baumele“.
Beissen	-itqā-	hō-n-ítqā-nē, „ich beisse“.
Bellen	-ōwē-	n-ōwē'-inē qā'ētltsin, „der Hund bellt“.
Bettdecke	sēt; sēt	—
Binden, verknüpfen	-itū'ksā-	hō-ts-itūksā'-inē, „ich binde“.
Blatt (vom Baume)	-tlakpē'k-	ä'qkōtlakpē'kā'nām, „irgend ein Blatt“.
Blut	wānmo'	—
Bogen (auch Flinte)	tā'wō	—
Bohren	-tsük-	k'tsū'ktlāink'ōmötl, „Bohrer“.
Brechen, zerstören	-ōmits-	n-ō'mits-kín-ē, „er bricht mit der Hand“.
Brennen, Feuer	-kū'pk'ō-	—
Bruder (älterer)	tāt-	tā'tenām, „Bruder von jemandem“.
„ (jüngerer)	tcā-	tcā'nām, „Bruder von jemandem“.
D.		
Denken	-tlwī-	s.: Herz.
Dick	wāk'ē-	wāk'ē'inē, „es ist dick“.

1) Rep. Brit. Assoc. Adv. sci., 1892.

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Donner (es donnert)	nūmā	—
Dunkelheit, Nacht	tsitlmēyēt	tsítlmēyētinē, „es wird Nacht“.
Dürr, trocken	-ōmās-	n-ōmā's-inē tsā'hätl, „das Gras ist dürr, trocken“.
E.		
Ende, genug	táqas	—
Enkel, Enkelin	pápā	—
Er, derjenige	nē	—
Erde, Boden, Thon, Grund, Land	ä'mák	—
Ergreifen, packen	teinkin-	teinkínē, „er ergreift es mit der Hand“.
Ertrinken	-ipūk-	n-ipū'kinē, „er ertrinkt“.
Essen	-ik-	n-ik-inē, „er isst“.
F.		
Fahren lassen, fallen lassen, werfen	piskin-	{ piskínē, „er lässt es aus der Hand fahren, wirft es weg“.
Fallen	-ōnā'qō-	kā'nāqō'nē, „es fällt“.
Fechten	tlákenā-	tlákenänä'mnē, „man ficht“.
Fell, Haut.	-ōktlä	āqkō'ktlä'näm, „Haut von jemandem“.
Ferse	-ōk'pák-	āqkōk'pák'enäm, „Ferse von jemandem“.
Fett, Schmer, Oel	tinā'mū	—
„ , fleischig, plump	siq-	hō-síq-inē, „ich bin fleischig“.
Feuer, Flamme	-k'ō'k'ō-	wítlín k'ōk'ō'inē, „es giebt viel Feuer“.
Finger	-itsk'ái-	ā'qkitsk'ái'näm, „Finger von jemandem“.
Finne, Flossfeder	-tlüp-	āqktlū'penäm, „eine Finne“.
Fisch	(in der Mundart der nördlichen K.)	—
	äp	—
	(in der Mundart der südlichen K.)	
Fleisch	-ütłak-	ā'qkūtlä'kenäm, „Fleisch v. jemandem“.
Fliegen	-nū'qō-	nā'-nūqō'-nē, „er fliegt“.
Flügel	-k'ōit-	ā'qk'ōitnäm, „irgend ein Flügel“.
Fluss	-mítük-	ā'qkinmítük, „irgend ein Fluss“.
Freund	sūwō-	sūwō'näm, „irgend ein Freund“.
Frieren	-ötē-	n-ö'tē-inē, „es friert“.
Früh, morgen früh	wí'tlnäm	—
Fürchten	-önrtl-	hō'-n-önē'tl-nē, „ich fürchte“.
Fuss	-tlék-	āqktlē'kenäm, „Fuss von jemandem“.
G.		
Geben	ä'mätkte	hōts-ä'mätkte-isínē, „ich gebe Dir“.
	skákainur!	(Gieb mir es!)
Gegenüber, jenseits	hēsū!	(Gieb mir zu essen!)
Gehen	-tlē-	in-tlē'-inē, „es ist jenseits“ (des Flusses).
* „ , wandeln	{ -ā-; -a-	tsin-ā-qē, „er geht weg, fort“.
Gipfel, Wipfel, Spitze	-ōmösā-	hō-n-ōmosā'-qē, „ich wandle“.
Gras, grünes Kraut	-k'än-	āqkínk'än, „Wipfel eines Baumes“.
Gross	tsā'hätl	—
	witl-	
	(in der Mundart der nördlichen K.)	

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Gross	-ötlä- (in der Mundart der südlichen K.)	—
Grossmutter, Grossvater . . .	pápā	pápā'näm, „Grossvater, Grossmutter von jemandem“.
Gut.	sök-	sök-inē, „es ist gut“.
H.		
Haar (vom Thiere).	-k'ō'wät-	ā'qk'ōwā'tenäm, „Haar von irgend einem Thiere“.
„ (vom Menschen, Kopf)	-k'ō'k'ötläm-	āqk'ō'k'ötlä'mnäm, „Haar von irgend einem Menschen“.
Haben	-tē	hō'yūna'tē tinā'mū, „ich habe viel Fett“.
” (halten).	-äwitskin-	häwitskinē, „er hält es in der Hand“.
Hals	-k'ō'k'äk-	āqk'ō'k'äkenäm, „Hals von jemandem“.
Hammer	pūpū	—
Hand	-kē'-	āqkē'inäm, „Hand von jemandem“.
Haupt, Kopf.	-tläm-	āqktlä'mnäm, „Kopf von irgend einem Menschen“.
Haus, Zelt, Wigwam	-tlä-	ā'qkitlā'näm, „irgend ein Haus“.
Herz	-tlwī-	ā'qkitlwī'näm, „Herz von jemandem“.
Hier	nā	—
Himmel (auch Wetter)	-itlmē'yēt-	sök-itlmē'yēt-inē, „es ist schönes Wetter“; ā'qk-itlmē'yēt, „Himmel“.
Hoch, in der Höhe.	nā'etā	—
Holz	tlö'ök	—
Horn (vom Büffel, Bergziege u. s. w.)	-öktlē-	{ā'qk'öktlē'inäm, „Horn von irgend einem Büffel“.
” (vom Elenthiere, Muse-thiere u. s. w.)	-äktlē-	{ā'qkak'tlē'inäm, „Horn von irgend einem Elenthiere“.
Huf (auch Fingernagel)	-kōk'p-	āqkōk'pēnäm, „Huf von irgend einem Thiere“.
Hunger, hungrig sein	-öwās-	hō'n-öwā's-inē, „ich habe Hunger, ich bin hungrig“.
I. J.		
Ich.	kä'min (persönl. Fürwort)	—
Ja	hō (ebenso verb. Präfix)	—
Jagen, auf der Jagd sein . . .	qē; hē	—
Jener, jenes	-änā-	hō'-n-änā'qē, „ich jage“.
Jung, klein (vom Menschen und Thiere)	kō nänä (gebräuchl. als Verkleinerungssuffix)	— —
Junger Mann (unverheirathet)	nētstā'hätl	—
Jungfrau	näō'tē	—
K.		
Kalt	-isk'ä'tē'-	n-isk'ättlēc-tinē, „es ist kaltes Wetter“.
Kehle.	-tlümä-	ā'qktlümä'enäm, „Kehle von jemandem“.
Knochen	mäk'	—
Kommen	-ä, -a-	w-åqē; sk-ä-qē, „er kommt“.

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzunggebrauch
L.		
Lachen	-ōmāts-	n-ōmāts-inē; „er lacht“.
Laich (von Fischen)	ānēk	—
Lang	-wōk-ā-	wōk-ā'inē, „es ist lang“.
Liegen	-āk'k-ā-	s-āk'k-ā-inē, „er liegt“.
Lösen, aufmachen, entbinden	-aktē'itē-	hō'-n-aktē'itē, „ich löse“.
Lügen	-ūtskē-	hō'-n-ūtskē'-inē, „ich lüge“.
M.		
Machen, thun	-it-	—
, „ (mit der Hand) .	-itkin-	n-itkīnē, „er macht mit der Hand“.
, „ (mit dem Rücken)	-itqō-	n-itqō'nē, „er macht mit dem Rücken“.
, „ (mit den Zähnen)	-itqā-	n-itqā-nē, „er beißt“.
Malen, bemalen (wörtl. „roth machen“).	-it'nūs-	{ hō-n-ītēnū's-tēk, „ich bemale das Gesicht“. yūnō- (in der Mundart der nördlichen K.)
Manche, viel	wā'iyē (in der Mundart der südlichen K.)	— —
Mann	t'itk'āt	—
Männlich; Männchen (vom Thiere, Vogel u. s. w.).	k'āskō (als Präfix o. Suffix)	— —
Matte	tlāqā	—
Mehr (noch etwas)	āqkē	—
, (noch einmal)	tlā	—
Metall (vorzügl. Eisen)	nītlkō	—
Mond (auch Sonne)	nātā'nik	—
Müde	-ūktlūk-	hō'-n-ūktlū'k-inē, „ich bin müde“.
Mutter	mā	mā'enām, „Mutter von jemandem“.
N.		
Nah; in der Nähe	āqkātāk	—
Name	-āktlē-	ā'qkāktlēyām, „Name, Benennung“.
Nase	-k'ūn-	āqk'ū'nām, „Nase von jemandem“.
Nein	wāqā; māts	—
Neu (von Kleidern u. s. w.)	wū'pinēk	—
Niesen	k'ātē	k'ātē'inām, „Niesen“.
Nun (jetzt)	nātā'qā	—
O.		
Ohr	-k'ō'ät-	āqk'ō'k'ō'ätēnām, „Ohr von jemandem“.
P.		
Perle (Glasperle).	nū'mō	—
Pfeife (Tabaks-)	kōs	—
Pfeil	āqk	—
R.		
Rauch	yām'ū	—
Reden	-tsqā-	hō'-tsqā'-nē, „ich rede“.
Reif (von Früchten u. Beeren)	-ōkū-	n-ōkū'-inē, „es ist reif“

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzunggebrauch
Reissen, Zerreissen	-ätläskin-	hō-n-ä'tlaskínē, „ich zerreisse mit den Händen“.
Riechen	-äktlük-	hō'-n-äktlū'k-inē, „ich rieche“.
Rinde (vom Baume)	-itsk-ätl-	ä'qkitsk-ätl.
Roth	nō'hōs; nōs	kā-nō'hōs, „es ist roth“.
Ruder (Pagaje)	tlísēn	—
S.		
Sagen	-kē-	kā-kē'-inē, „er sagt“.
Sammeln	-ätlk-ä'tē-	hō'-n-ätlk-ä'tē-, „ich sammle Beeren“.
Scham; sich schämen	-ätlnū'k-p-	hō'-n-atlnū'k-p-inē, „ich schäme mich“.
Scharf	-isū-	n-ísū-k-ä'inē, „es ist scharf“.
Schenkel, Bein	-sak-	äqksákenäm, „Schenkel von jemandem“.
Schiessen	mitqā	hō-mítqa-nē, „ich schiesse“.
Schlafen	-k'ō'mnē- (in der Mundart der nördlichen K.) -üp- (in der Mundart der südlichen K.)	— —
Schlagen (Prügeln)	k'äntlä'tltē	hō'-k'äntlä'tltē, „ich schlage“.
Schlecht (übel)	sän-	sā'nē, „es ist schlecht“.
Schmerz, Weh	-is-	n-ís-inē kaa'qktläm, „ich habe Kopfweh“.
Schnabel (vom Vogel)	-k'unk'äk-	ä'qk'unk'äk'Enäm, „irgend ein Schnabel“.
Schnee	-tlū-	nā-tlū-nē, „es giebt Schnee“.
Schneiden (mit der Scheere)	-itkā's-	hō-n-itkās-kō'inē, „ich schneide“.
Schuh (Mokasin)	tlān	—
Schwer (wichtig)	-nīkī-	nā'-nīkī'-inē, „es ist schwer“.
Schwester	ätllitskētl	—
Schwimmen	-äk-	n-ä'k-inē, „er schwimmt“.
Schwanz (vom Thiere)	-k'ät-	tlit-k-ä't-inē, „er hat keinen Schwanz“.
„ (vom Vogel)	-ñuk'mā	ä'qkin-ñuk'mā'-näm, „irgend ein Vogel schwanz“.
„ (vom Fische)	-kā'k-ät-	ä'qkin-k-äk'ä't-Enäm, „Schwanz vom Fische“.
See (Land-)	-k'enük-	äqk'örk'enük, „irgend ein See“.
Sehen.	-ō'pqā-	n-ō'pqā-nē, „er sieht“.
Singen	-awā sqō-	hō-n-a'wāsqō'mēk, „ich singe“.
Sitzen	-änk'a-	hō-ts-änk'a mēk, „ich sitze“.
Sohn	-katltē-	ä'qkatltē'inäm, „Sohn von jemandem“.
Sprechen	-tlōk-	kā-tlō'k-inē, „er spricht“.
Stark, fest, dauerhaft.	tsemā'k'ek-ä	hō'-tsemā'k'ek-ä'inē, „ich bin stark“.
Stehen	-äwisk'ä-	hō-n-ä'wisk'ä'-inē, „ich stehe“.
Stehlen	-k'ai-	kā'inäm, „Stehlen, Diebstahl“.
Stein, Fels	nō'kē	—
Stern	-itlnös-	ä'qkitlnōs, „irgend ein Stern“.
Stossen (mit dem Fusse)	-k'änä'ktlēk-	hō-k'änä'ktlēk-inē, „ich stosse“.
Süss	kō'ktē	k'-kōk'tē'-inē, „es ist süß“.
T.		
Tag	-itlmē'yēt-	ä'qkitlmē'yēt, „Tag“.
Tante (Mutterschwester)	käkt	—
„ (Vaterschwester)	titltit	—

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Tanzen	-ā'kōwētl-	kā'kōwē'tlnām, „Tanzen, Tanz“.
Todt	-ip-, -ēp-	n-íp-inē, „er ist todt“.
Tödten	-ipitl-	n-ipitl-nē, „er tödet ihn“.
Tragen (auf dem Rücken) . . .	-ā'tlqō-	n-ātlqō'nē, „er trägt“.
” (in der Hand) . . .	-ātlkin-	n-ātlkínē, „er trägt“.
Trinken	-ikūtl-	n-ikū'tl-nē, „er trinkt“.
V.		
Vater (Mann spricht) . . .	titō-	titō'nām, „Vater von jemandem“.
” (Weib , ,) . . .	sō-	sō'nām, „Vater von jemandem“.
” (Kinderwort) . . .	papā	—
Verbergen.	-itlāteū-	hō'-n-itlāteū'-inē-, „ich verberge“.
Vertauschen, kaufen, ver-kaufen	-ākōtlētl-	hō-n-ākōtlētlēk, „ich verkaufe“.
W.		
Warm	-ōtōmē-	n-ō'tōmē'-inē, „es ist warm“.
Was?	k'ā'psin?	—
Wasser	wūu	—
Weib	pā'tlkē	—
Weinen	-ētlā-	n-ētlā'-inē, „er weint“.
Wie?	k'ā?	—
Wind	-tlōmē-	kā'-tlōmē'-inē, „es ist windig“.
Wo?	k'ā?	—
Wolke	-k-ātl-	āqk'ātl, „irgend eine Wolke“.
Z.		
Zunge	wātlō'nāk	—

Aus diesem Verzeichniss vergleiche man:

- | | |
|------------------------|---------------------------|
| ū-tlāk, „alt“. | ō-nētl, „fürchten“. |
| ō-wōk, „aufstehen“. | ō-mōsā, „gehen, wandeln“. |
| ō-wōm, „Bauch“. | ō-tlā, „gross“. |
| ō-mits, „brechen“. | ō-wās, „hungrig“. |
| ō-mās, „dürr“. | ō-māts, „lachen“. |
| ō-nā'qō, „fallen“. | ū-tskē, „lügen“. |
| ō-k'tlā, „Fell, Haut.“ | ū-ktlēk, „müde“. |
| ō-k'pāk, „Ferse“. | ō-kū, „reif“. |
| ū-tlāk, „Fleisch“. | ō-pqā, „sehen“. |
| ō-tē, „frieren“. | ō-tōmē, „warm“. |

Hier scheint ō-, ū- Präfix zu sein.

Verwandt erscheinen:

- | | |
|---|--|
| 1. { its-k-ā'tlāk, „Ast, Zweig“.
its-tlā'in, „Baum“. | 4. { k'ūn, „Nase“.
k'unk'āk, „Schnabel“. |
| { its-k'āi, „Finger“.
its-k'ātl, „Rinde“. | 5. { kē, „sagen“.
ūts-kē, „lügen“. |
| 2. { ts-itl-mē'yēt, „Nacht“.
itl-mē'yēt, „Himmel, Tag“.
itl-nōhōs, „Stern“. | 6. { āwitskin, „halten, haben“.
āwisk'ā, „stehen“. |
| 3. { āk'-tlē, „Horn vom Elenthiere“.
ōk'-tlē, „ „ „ Büffel“. | 7. { ā'qkitl-nōhōs, „Stern“.
kā-nōhōs, „roth“.
it-enüs, „roth machen“. |

Suffix **k·ā** steht in:

- wō-kā, „lang“.
- āk-kā, „liegen“.
- ān-kā, „sitzen“.
- āwīs-kā, „stehen“.
- tsemā'ke-kā, „stark“.

Nētstā'hātl: „junger Mann, Junggesell“, enthält vielleicht nē = „dieser“, wie man auch in nā ō'tē „Jungfrau“, nā = „hier dieser“, sehen kann. Dasselbe steht in nā tāqā „nun“.

Suffix **kin** = „mit der Hand“ kommt in folgenden Zusammensetzungen zum Vorschein:

- tein-kin, „ergreifen“.
- pis-kin, „fahren lassen“.
- āwits-kin, „haben, halten“.
- skā kín-in, „gieb!“
- it-kin, „machen, thun“ (mit der Hand).
- ātlas-kin, „zerreissen“ (mit der Hand).
- atl-kin, „tragen“ (in der Hand).
- yān-kin, „aufmachen“.

Suffix -qa = „mit den Zähnen“ steht in itqa „beissen“, und qō = „mit dem Rücken“ in itqō „thun mit dem Rücken“ (auch „liegen“).

Wurzel **it** = „thun, machen“ findet man in:

- it-qa, „beissen“.
- it-ūktsā, „binden“.
- it-kin, „thun“ (mit der Hand).
- it-qō, „thun“ (mit dem Rücken).
- it-enūs, „roth machen, bemalen“.
- it-k·ās, „schneiden“.

Wurzel **ip** = „todt“ steht in n-ip-inē, „er ist todt“, n-ip-itlnē, „er tödet ihn“, ip-ū'kinē, „er ertrinkt“. Ipitl scheint Transitiv von ip zu sein. „Ertrinken“ ist vielleicht „im Wasser sterben“. Ikūtl, „trinken“, kann aus ik = „essen“, ū (für wūū) = Wasser, -tl (Suffix verbi) bestehen.

K·āntlā'tltē „schlagen“ und k·ānā'ktlēk „stossen“ haben k·ān gemein. Letzteres enthält auch tlēk „Fuss“.

Im ganzen Verzeichniss scheinen nur folgende Wörter onomatopoetisch zu sein:

- tcik', „aufreissen“.
- ōwē, „bellen“.
- nūmā, „Donner“.
- pūpū, „Hammer“.

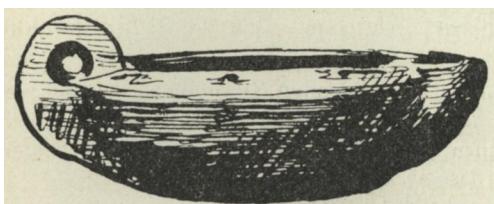
Pápá ist ein kindisches Lallwort. —

(13) Hr. R. Forrer übersendet aus Strassburg i. Els., 4. November, folgende Mittheilung über

römische Gefässe mit farbiger Bleiglasur.

Man hat lange die Frage verneint, ob den Römern die Bleiglasur bekannt gewesen sei, aber es haben sich die Funde, welche das Gegentheil beweisen, in jüngster Zeit derart vermehrt, dass es heute keinem Zweifel mehr unterliegen kann: Die Römer haben die Bleiglasur und ihre Anwendung in der Keramik gekannt, die Technik war sogar allgemein bekannt und ist vielorts geübt worden. Man hat dergleichen glasirte Gefässe sowohl in

Oesterreich, als auch am Rhein (im Museum von Wiesbaden und Worms) und in Frankreich gefunden. Für letzteres Land war dies meines Wissens bis jetzt noch nicht bekannt, indessen zeigt ein Fund von Damery im Département der Marne, dass in Gallien die Glasur gleichfalls schon zur Römerzeit ausgeübt wurde. Beweisstücke sind eine Lampe und ein kleiner Krug, die dort gefunden worden sind und die in ihren Formen die mittlere römische Kaiserzeit verrathen.



Figur 1.

nun wohlgerhaltene, bisweilen allerdings oxydirté, grüne Glasur, die stellenweise auch die reliefartigen Trauben-Ornamente dick bedeckt. Die Glasur ist unregelmässig aufgetragen und scheint mehrfach abgerieben und abgeblättert zu sein. Das Mittelfeld des Lampendeckels zeigt gleichfalls eine dünne Glasurschicht, diese hellbraun gefärbt und anscheinend von anderer Beschaffenheit, als die grüne Glasur. Am Rande haben sich die beiden Glasursfarben an einzelnen Stellen gemischt. Besonders die grüne Glasur zeigt starke Irisirung.

Das Krügel (Fig. 2), 12 cm hoch, hat die hier skizzirte Form und einen der Lampe ähnlichen hellbraunen Thon. Die Form entspricht manchen gehenkelten römischen Aschenkrügen, ist aber zierlicher und wird an Ansehen durch mit Stempeln in den noch weichen Thon eingepresste Relief-Ornamente (Buckel, Rosetten und Linien) gehoben. Was uns aber auch hier wieder besonders interessirt, sind die Spuren einer dünnen, gelbfarbigen Glasur, die an Henkel, Körper und Hals des Gefäßes nachweisbar sind.



Figur 2.

Wir sehen also hier die Anwendung farbiger Glasuren bereits so weit gediehen, dass zwei römische Gefässe nicht weniger als drei verschiedene Glasuren aufweisen, eines dieser Gefässe sogar zwei Glasuren angewendet zeigt. —

Auffällig ist, dass man diese glasirten Römergefässer fast nur auf römischem Provinzialgebiete findet. Man könnte also beinahe versucht sein, an „provinziale Erfinder“ zu denken. Auch das seltene Vorkommen dieser glasirten Gefässe ist merkwürdig. Würde man sie nur an einer Stelle gefunden haben, wären z. B. die rheinischen Funde grün glasirter römischer Gefässe, wie sie Wiesbaden und Worms bergen, einzig geblieben, so könnte man an eine lokale Erscheinung denken, die aufgetaucht ist, um unbeachtet bald wieder zu verschwinden. Aber gerade der Umstand, dass trotz der grossen Seltenheit diese Gefässe bereits einen grossen Verbreitungsbezirk aufweisen, dass man sie nicht allein in Deutschland, allein in Frankreich oder allein in Oesterreich gefunden hat, giebt zu denken und macht die Frage zu einer besonders interessanten. —

Hr. R. Virchow:

Die Frage der Glasur von Thongefässen ist in unserer Gesellschaft oft berührt und das Vorkommen derselben an römischen Gefässen ist nie von uns bezweifelt

worden. Was die Glasur mit mehrfachen Farben betrifft, so habe ich selbst Beispiele dafür aus den Museen von Trier, Worms und Dürkheim angeführt (Verh. 1882, S. 491); von den ersten sagte ich: „Ich will nur ein besonders überraschendes Vorkommen erwähnen, nehmlich unzweifelhaft römisches und ebenso unzweifelhaft glasirtes Thongeschirr in grünen und gelben Farben, wie wir es bisher fast ausschliesslich dem Mittelalter zugeschrieben hatten.“ Bei einer früheren Gelegenheit (Verh. 1875, S. 232) beantwortete ich eine Frage des Hrn. v. Alten dahin, dass „eine eigentliche Glasur auf Thongeräthen im nördlichen Deutschland wohl kaum vor dem 13. Jahrhundert üblich geworden sei.“ Später hat Hr. Friedel ein, auf dem Silberberg bei Wollin ausgegrabenes Schälchen vorgelegt, das sich „durch eine deutliche grün-graue Glasur“ auszeichnete (Verh. 1883, S. 112); er verglich die damals gefundenen Scherben mit skandinavischer Töpferrwaare des 10. bis 12. Jahrhunderts. Immerhin ist die Einführung der Glasur, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, sehr verschieden zu datiren. Schliemann war lange Zeit hindurch geneigt, gewisse glasirte Topscherben, die er in Mykenae fand, einer zufälligen Beimischung späteren Datums zuzuschreiben, bis er sich endlich überzeugte, dass sie sehr alt sein müssten. Eine Art von Bleiglasur hatte übrigens Landerer an schwarzen Gefässen schon vorher nachgewiesen (Schliemann, *Mycènes*, trad. par Girardin, Paris 1879. p. 144, 178). —

(14) Hr. A. Treichel, Hoch-Paleschken, berichtet über

ein Segenbrett mit Inschrift aus Reddistow, Kr. Lauenburg i. P.

In Reddistow, Kr. Lauenburg i. P., in seinem Namen abzuleiten von „rdest“ Knöterich, Unkraut, befand sich oberhalb des Einganges zum Kutscherstalle in einem schon längst abgebrochenen Stallgebäude ein Brett von Kiefernholz am Riegel angeschlagen (110 cm lang, 24 cm breit, 6 cm dick), welches die beigefügte Form und Inschrift hatte, letztere jedoch meist in Majuskeln und un-



geschickt alterthümlich eingeschnitten. Nach der Jahreszahl stammt es von 1702, wäre jetzt also etwa 190 Jahre alt. Abgesehen von der altbekannten Verewigungslust der zimmernden Hersteller, muss es als ein Brett angesehen werden, durch dessen Spruch einschnitt dieselben vielleicht mit Wunsch und Zustimmung des damaligen Eigenthümers zu seinen Gunsten einen Segen herbeiführen wollten, also als ein Segenbrett. Ausserdem wäre in seiner Form ein Gegenstand ihrer bescheidenen Kunstfertigkeit zu suchen. Diesen drei Factoren dürfte manches andere Object zuzuschreiben sein, das man noch an älteren Gebäuden findet, wenn sie natürlich ganz von Holzlagen (Gehrsass) oder aus Fachwerk erbaut sind. Bei neueren Gebäuden aus Ziegeln oder aus Stein auf dem Lande fällt diese Aeusserung, bei welcher ein Segensspruch wegen seiner ausgedehnten Länge natürlich sich von

selbst verbietet, dem Maurer zu, welcher dann meist auf den beiden Giebelseiten je das Erbauungsjahr, sowie die Initialen von Vor- und Vatersnamen des Eigentümers (nicht des Besitzers) mit schwarzer Farbe in mächtigen Maassen anzubringen pflegt. Wenn nun dasselbe Geschäft früher Sache des Zimmermannes war, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man auch für einen grossen Theil von Giebelzierrathen den Grund nur in der Offenbarung einer geschickten Tüchtigkeit des Zimmerers mit Recht suchen und finden wollte. Der zweireihige Spruch des Segenbrettes lautet aber, wie zu ersehen, in damals gewiss nicht beobachteter sprachlicher Unrichtigkeit und interpunktionslos:

Alles was hir ist segne Got zv ieder Frist
Vor Unglvk v. Schad beware frvh v. spat.

1702.

Wie mir durch Hrn. Fritz Poltrok, Sohn des früheren Besitzers, mitgetheilt wurde, befand sich auf einem Verbandriegel an der Aussenseite eben jenes Stalles noch ein anderer Einschnitt mit den Worten: „Renovirt 1735 Wilhelm Birr“, welcher natürlich mit dem Stalle zugleich seinem Ende anheimfiel. Möglicherweise ist der Träger dieses Namens, den ich 1893 auch noch an einem Schilde in der Stadt Lauenburg vorfand, zugleich auch der Verfertiger des ganzen Erstbaues.

Noch muss ich hier im Vorbeigehen der Bemerkung Raum geben, dass, als ich mehrere Male jenen Namen nannte, mir stets gesagt wurde, man kenne auch einen oder mehrere jenes Namens; diese waren aber alle ebenfalls Zimmerleute oder von ähnlicher Profession (Brunnenmacher u. s. w.). Obschon diese auffällige Thatsache für West-Preussen gilt, so scheint es doch, als wenn die Art und Weise eines Handwerks an einem gewissen Vatersnamen haftet oder haften kann oder zu haften pflegt, also eine Vererbung des Handwerks in einer Familie bezeugt.

Es ist aber ersichtlich, dass bei diesem Einschnitte nur die Verewigungssucht (vielleicht eine Art altmodischer Empfehlungskarte!) im Spiele gewesen sein kann. Das Segenbrett aber spielt noch heutigen Tages seine Rolle, da es beim heutigen Speicherraume an einem Balken angenagelt gewesen war, wie die Löcher an beiden Seiten erweisen. Daher wurde das Brett an seiner Stärke gekürzt. —

(15) Hr. A. Treichel bespricht den

Stein des Ehrend.

Auf dem Fundo des Besitzers Breitenreiter im Walde vom Roslasiner Boor, Kr. Lauenburg i. P., nahe dem Lauenburger Stadtwalde, liegt ein erratischer Block, röthlicher Granit mit eingesprengtem, leuchtendem Orthoklas in Bandform und von ziemlich grosser Ausdehnung, obschon mehrfach davon abgesprengte Stücke dabei liegen und auch jetzt noch zwei Bohrlöcher in ihm zu gleichem Zwecke vorhanden sind. Seine Höhe beträgt etwa 2,40 m und sein Umfang in mittlerer Höhe etwa 7,56 m, ohne Berechnung des vielleicht Abgesprengten. Aus neuerer Zeit fand ich bei meiner Besichtigung im Jahre 1893 auf der Oberfläche drei Striche in Abständen eingemeisselt. Man sagte mir, der Stein sei einem Besitzer Ehrend in Elendshof auf Lauenburger Stadtgebiet zur Bearbeitung übergeben und dieser arbeite daran, wie die Volksrede erzählt, um sich mit der Zeit, wo er noch lebe, obschon bereits gegen 80 Jahre alt, einen Sarg daraus zu vollenden. Ein abgesprengtes Handstück Orthoklas nahm ich für die Sammlungen des westpr. Provinzial-Museums mit. Jedoch fand ich bei einem Besuche des Besitzers die Sache in ganz anderem Lichte, da er sich Pfeilersteine daraus formen wollte. Derselbe ist überhaupt ein

gewaltiger Steinbearbeiter vor dem Herrn und entfaltet darin trotz seiner hohen Jahre eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit. Auch weiss er die verschiedenen Gesteine nach Gehalt (Kalkstein) und nach Härte und Farbe zu gruppiren. Ich fand dort bearbeitete Tränksteine mit muldenförmigen Aushöhlungen, auch Mahlsteine der Art, wo der Gang des Gegendruckes sich an der Decke befindet, so dann steinerne Tabakskacheln, eine davon in äusserst gelungener glatter Bearbeitung und in gefälliger Form mit gerundeten, ohrförmigen Ansätzen beiderseits, ja sogar, was bei dem dortigen Ueberflusse an auch starkem Holze gewiss nicht nöthig gewesen wäre, einen Eckpfosten von Stein, in dessen rillenartig ausgehöhlter Längswand die in ihrer Mittellage sonst holzgeständerten hölzernen Latten lagernd einmündeten. Dazu nehme man den alten Mann mit starren Gesichtsmuskeln, selbst fast wie von Stein, und man muss zugestehen, dass dieses ganze Gebahren, sowie die stummen Zeugen seiner geschickten Thätigkeit, überall am und um das Haus verstreut, fast mitten im weiten Walde und ersichtlich auf einem, ihm erst durch Rodung abgerungenen Erdflecke, mich ganz eigenartig anmuthen mussten. Fast fühlte man sich in das Thun und Treiben der Steinzeit zurückversetzt. —

(16) Hr. A. Treichel beschreibt

Rundmarken in Mohrungen.

Rundmarken fand ich 1893 bei Gelegenheit einer Versammlung des Preussischen botanischen Vereins in Mohrungen in Ost-Preussen an der jetzt evangelischen, früher katholischen Kirche, und zwar an den beiden Eckpfeilern der (östlich gelegenen) Eingangsthür, sowie an der beiderseits anstossenden Seitenwand. Sie finden sich in fast jedem der Ziegelsteine von grossem Format, selbst in solchen von schwärzlichem Hartbrande. Dass sie in einem wahrscheinlich wegen gänzlicher Zerstörung durch solche Marken neu eingesetzten Ziegelsteine nicht vorkommen, bezeugt nur ihre frühe Entstehung. Ich zählte ihrer bis zehn an einem Steine. Alsdann waren selbige dicht an einander und nicht tief eingegraben. Wo ihrer aber weniger, etwa bis vier, auf einem Ziegel waren, da waren sie bis zu 3 cm tief. Am linken Eckpfeiler konnte ich auch inschriftliche Eindrücke bemerken, jedoch nicht mehr recht lesen. Sie reichen über Mannshöhe hinauf und fast bis zur Höhe der Kirchenthür. Längsrillen vermochte ich nicht zu entdecken. Man sagte mir, diese runden Zeichen sollten ihre Entstehung etwaigen Bussübungen von ehemals zu verdanken haben. —

(17) Fr. Schlemm übersendet vier von ihr in der Schweiz aufgenommene Photographien, von denen zwei das neben dem Musée des Beaux Arts in Neuchâtel aufgestellte prähistorische Steinkisten-Grab darstellen, das 1876 in der Nähe der Pfahlbauten bei Auvernier gefunden wurde.

Die beiden anderen Aufnahmen zeigen einen jetzt in Genf auf der Promenade des Bastions aufgestellten erratischen Steinblock mit 4 rohen menschlichen Figuren auf der einen Seite. Dieser Stein wurde in der Nähe der Stadt gefunden und ist unter dem Namen Pierre aux fées oder Pierre aux dames bekannt. Im Volke behauptet man, dass er ein „Druidenstein“ sei, worunter sich die Leute wahrscheinlich wohl einen Opferstein denken. Aus welcher Zeit die an ihm angebrachten Skulpturen herstammen und was für eine Bedeutung dieselben haben, ist bisher noch unentschieden geblieben. —

(18) Hr. M. Bartels übergiebt eine Photographie des sogenannten

Affenmädchen Krao,

welches jetzt wieder im Passage-Panopticum gezeigt wird. Dasselbe wurde bekanntlich bei ihrer früheren Anwesenheit in Deutschland im Jahre 1884 als die Repräsentantin eines behaarten, wilden Volkes ausgegeben, das man in den Urwäldern von Laos entdeckt haben wollte. Aus Laos war nehmlich seit vielen Jahren schon eine in Mandalay lebende Familie bekannt (vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1873, V. S. 243), welche in ähnlicher Weise, wie die Krao, mit abnormer Behaarung, mit einer Hypertrichosis universalis, behaftet war. Alle diese Leute sollten nun dem oben erwähnten, wilden Haarmenschenvolke angehören, das vermeintlich ein Uebergangsglied von den Affen zu den Menschen darstellte. Es konnte sehr bald nachgewiesen werden, dass das junge Mädchen gar keine Laotin war, sondern dass sie in Bangkok geboren ist und von Siamesischen Eltern stammt (vgl. Verhandl. 1884, S. 112 u. 113).

Die Photographie ist nicht gut gerathen, aber sie ist die beste der käuflichen. Vielleicht wird es gelingen, die Krao dazu zu bestimmen, dass bessere Aufnahmen von ihr gefertigt werden dürfen. —

(19) Hr. Franz Boas übersendet die Fortsetzung (vgl. S. 265) seiner Sammlung von

Sagen der Indianer in Nordwest-America.

XIX. Sagen der Nak'o'mgyilisala.

1. Die K'ā'nigylak'-Sage.

1. K'ā'nigylak' und Nēmō'k'oīs (= der allein seiende) waren K'ants'ō'ump's (= unser Vater) Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte er beide zur Erde herab, wo sie von einer Frau, Namens Tsatsaquitela'k'a (= die Olachen-Frau), wiedergeboren wurden. Rasch wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen noch keine Fische in den Flüssen und im Meere und K'ā'nigylak' verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und anderen Fischen belebt zu sehen. Tsatsaquitela'k'a aber bewahrte alle Fische in ihrem Mantel. K'ā'nigylak' bat sie, ihm diesen zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder das Boot, und sie fuhren zuerst den Fluss hinauf, kehrten dann zurück und ruderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte K'ā'nigylak' einen Zipfel des Mantels seiner Mutter in's Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig von dannen. Rasch vermehrten sie sich und bald war Fluss und Meer voll von Fischen. Tsatsaquitela'k'a aber ward zornig, als sie sah, dass K'ā'nigylak' die Fische befreit hatte. Sie verliess ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

2. K'ā'nigylak' und Nēmō'k'oīs aber fuhren den Fluss hinauf, Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder fuhren an's Land und K'ā'nigylak' sprach zum Manne: „Ich will Dich lehren, ein Lachswehr zu bauen.“ Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Lohn nahm er K'ā'nigylak' und Nēmō'k'oīs als seine Kinder auf.

Morgens sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt Ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann

versteckt Euch im Walde, damit er Euch nicht fängt.“ Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig, und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische in dem Wehre finden, so schreie Du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen und wir können die Lachse allein essen.“ Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehre. Sie nahmen ihn, gingen nach Hause, und dann schrie der Mann aus Leibeskräften. Als K’ā’nigylak’ und Nēmō’k’ois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte ihn, und beide liessen es sich gut schmecken. Als Abends die Kinder sich wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, dass Ihr fortgelaufen seid. Als ich heute Morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt Euch nur rasch wieder.“ Die Frau aber sagte nichts und ass unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte K’ā’nigylak’ zu seinem Bruder: „Lass uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen.“ Sie thaten, wie K’ā’nigylak’ gerathen hatte, und da sahen sie, dass nur der Alte und seine Frau kamen, und dass sie vier schwere Lachse in’s Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen.“ Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde K’ā’nigylak’ zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoss zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel.“ Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

3. Und K’ā’nigylak’ und Nēmō’k’ois verliessen den Ort und wanderten fürbass. Als sie nach Tsā’mō (nahe Newette Bar) kamen, sahen sie einen wunderbar schönen Fisch im Flusse umherschwimmen, dessen Körper glänzte wie lauter Licht. K’ā’nigylak’ nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in einen Sī’siutl (die fabelhafte, zweiköpfige Schlange), den er erschlug. Er zog ihn an’s Land, schnitt ihn auf und zog ihm die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Und er nahm ihm die Augen aus, die er sorglich bewahrte.

4. Und die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Guā’nē (nahe Cap Scott). Da sah K’ā’nigylak’ einen mächtigen Wal im Meere schwimmen, den wollte er erlegen. Er bat Nēmō’k’ois, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge des Sī’siutl als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu atmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tödte K’ā’nigylak’ vier Wale, die am nächsten Morgen in Pā’tsis an’s Land trieben. Er gab Nēmō’k’ois die Schleuder zurück, ging zum Meere herab und hob die Wale an den Schwänzen auf. So trug er sie hinauf an’s Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Athemlöcher erkennen.

5. K’ā’nigylak’ ging nun in den Wald, wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus K’oā’k’oakyutelas (= es ist so gross, dass die Leute an der gegenüber liegenden Seite klein erscheinen[??]), das andere

Yuibā'lagyilis (= wo der Wind an allen Seiten hineinweht[??]). Das letztere schenkte er seinem Bruder. Und er sprach zu ihm: „Ich will jetzt gehen, die Welt durchwandern und alle Menschen kennen lernen. Bleibe Du hier. Wenn Du hungrig bist, so iss von den Walen. Das wird genug sein, bis ich zu Dir zurückkehre.“

6. So trennten sie sich. Als K'ā'nigylak' einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, dass aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, Namens Nau'etsâ, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er fragte: „Wo sind denn alle eure Landsleute?“ „Das Ungeheuer Ts'ē'k'is, das in jenem See haust, hat alle getötet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Ueberlebenden.“ Er blieb im Hause mit Nau'etsâ und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Gehe hinab zum See und hole mir Wasser.“ Dem aber widersetzte sich der Alte auf's Heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Ts'ē'k'is soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreissen, und gewiss wird er sie fressen, wenn sie geht.“ K'ā'nigylak' aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Si'siutl um und hiess sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Ts'ē'k'is auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff K'ā'nigylak' einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er: „Si'siutl! werde lebendig und tödte ihn; erwache und tödte ihn!“ Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoss K'ā'nigylak' es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten aus von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der K'ōski'mō.

7. Und K'ā'nigylak' ging fürbass. Als er eine Zeit lang gegangen war, kam er zu Hélikiligala (= der Krankenheiler) [S. 258], der einen Halsring aus roth-gefärbtem Cederbast trug. Derselbe wohnte mit seiner Schwester Lōtlemā'k'a (Nōtlemā'k'a?) zusammen in einem Hause. Als K'ā'nigylak' ankam, tanzten beide. Hélikiligala trug einen Stock zwischen seinen flach zusammengelegten Händen. Als er auf denselben blies, flog er durch das Haus auf seine Schwester zu, die ihn fing. Als K'ā'nigylak' dies sah, fürchtete er sich und schlich sich heimlich um das Haus herum, ehe Hélikiligala ihn gesehen hatte.

8. Und er ging weiter und kam nach Tsētsek'lā'sis (auf Hope Island). Dort wohnte Nōmase'nqilis (= der älteste auf Erden). Dieser hatte einen Sohn Namens Tleyqā'ligyla und eine Tochter Namens Aikyā'ōek'a (= die Glänzende) [S. 259]. Nōmase'nqilis wusste, dass K'ā'nigylak' kommen würde und sprach zu seinem Sohne: „Bald wird K'ā'nigylak' kommen, aber sei ruhig, er wird Dich fürchten. Gehe Du nach qu'spalis (Newette Bar) und erwarte ihn. Ich bleibe hier.“ Als K'ā'nigylak' den Nōmase'nqilis sah, verwandelte er ihn in einen grossen Stein, der noch heute am Ufer liegt. Seine Haare wurden in Gras und Erde verwandelt, die den oberen Theil des Felsens bedecken. Aikyā'ōek'a hatte ein Haus in Tsētsek'lā'sis, vor dem ein Wappenspfahl stand. Zwei beständig schreiende Adler sassen darauf. K'ā'nigylak' riss ihn aus und warf ihn in's Meer.

9. Er ging weiter und kam nach Qütseqstā'e (dem Begräbnissplatz von Newette). Dort traf er O'meātl (S. 242). Als dieser ihn kommen sah, streckte er

nur seinen Zeigefinger gegen ihn aus, und durchbohrte so K'ā'nigylak's Kopf. Dann streckte dieser seinen Zeigefinger gegen O'meātl aus und durchbohrte dessen Kopf. Da fürchteten beide einander und trennten sich.

10. Und K'ā'nigylak' kam nach Quspalis, wo Tleqyā'lgyila ihn erwartete. Er sah, dass dieser mit seiner Schwester Naqnaisilaō'k'oa (= die die Erde immer Erleuchtende) Tsētsā'ek'a (= die Geheimnisse) tanzte. Da fürchtete er sich und wanderte vorbei.

11. Und er begegnete Nō'mas (= der Alte) [S. 240], dem Stammvater der Tlau'itsis (= die Jähzornigen). Dieser war der erste, der Fischleinen aus Seetang gemacht hatte, um Heilbutten zu fangen. Daher waren auch die Tlau'itsis die ersten, welche solche Leinen gebrauchten. K'ā'nigylak' schloss Freundschaft mit ihm und füllte die Flüsse seines Landes mit Lachsen.

12. Er ging weiter und traf Kuē'qagyila (= der Mörder) [S. 255], dessen Haus auf dem Gipfel des Berges Qusēla stand. Diesen sah er in der Maske des grauen Bären Nōntlēm tanzen. Da wusste er, dass jener stark und mächtig war.

13. Und er ging nach Kwākiū'tis (die Gegend von Fort Rupert), wo er Haialikyā'wē (S. 238) fand, der in Tlēlā't (Hardy Bay) wohnte. Dieser führte den Si'siūtl als Wappen und trug beim Tanze die Maske Hai'alikyamtl und einen Hermelin-Kopfschmuck. Sie wollten ihre Kräfte aneinander versuchen. Zuerst liess K'ā'nigylak' das Wasser steigen, so dass das ganze Haus davon bedeckt wurde. Als es wieder gefallen war, sah er, dass Haialikyā'wē wohlbehalten und munter im Hause sass. Da liess er es nochmals steigen und wieder fallen. Haialikyā'wē aber prustete und schüttelte sich nur. Das Wasser konnte ihm nichts anhaben. Dann versuchte K'ā'nigylak' ihn und sein Haus zu verbrennen. Er häufte einen grossen Haufen Scheite mitten im Hause auf, entzündete ihn und warf Haialikyā'wē hinein. Sogleich versank dieser und tauchte nicht weit vom Feuer wieder auf. Auch das Haus verbrannte nicht, denn der Si'siūtl schützte es. Da sah K'ā'nigylak', dass er es mit einem mächtigen Gegner zu thun habe und beschloss, Freundschaft mit ihm zu schliessen. Er füllte den Fluss von Tlēlā't mit Lachsen, nahm ihn an der Hand und sagte: „All' dies Land soll Dein sein. Du bist ein mächtiger Zauberer. Fahre fort, Deinen wunderkräftigen Tanz zu tanzen. Deine Nachkommen sollen Deine Kunst und Deine Tanzgeräthe erben.“ Und sie nannten einander Brüder.

14. K'ā'nigylak' ging weiter und kam nach Tlalā'etē. Dort traf er einen grossen Vogel. Als dieser ihn kommen sah, streifte er sein Vogelkleid ab und sprach: „Siehe, ich bin Mā'tagyila“ (Ahne des Geschlechts Maa'mtagyila des Stammes Kuē'tela). Da nannte K'ā'nigylak' ihn Bruder und schuf Lachse für ihn im Flusse Ts'e'lqot (nahe dem Südende von Hardy Bay). Später zog Mā'tagyila nach K'oā'tsē und baute daselbst ein Haus.

15. Und K'ā'nigylak' besuchte den mächtigen K'ē'qtłala und schloss Freundschaft mit ihm. Er traf Hä'natlēnoq (= der Bogenschütze, Ahne eines Geschlechts der K'ō'mδyuē), der ihn beinahe mit seinen Pfeilen erschossen hätte, Ts'e'nqk'āiō (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Walaskwakiutl), der in Tā'ek'otl wohnte, und Lā'laqṣent'aio (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Kuē'tela), sowie Se'ntlaē, den Sohn der Sonne (Ahne des Geschlechts Sī'sentlaē der Kuē'tela).

16. Er ging weiter und kam nach Ēlis (Cormorant Island), wo er Qutsetsā'lis und Iha'k'amē (Mission von Alert Bay) besuchte.

17. Dann ging er hinüber nach Qulkñ (an der Mündung des Nimkisch-Flusses). Dort lebte Guanā'lalis (s. Verhandl. 1892, S. 388), der vier schöne Töchter hatte.

Als K'ā'nigylak' ankam, schwammen die Mädchen gerade im Flusse. Da verwandelte K'ā'nigylak' sich in einen alten Mann. Als die Mädchen ihn sahen, riefen sie: „O, bleibe hier und warte, bis wir aus dem Wasser kommen, dann sollst Du uns den Rücken waschen.“ Er gehorchte. Als die älteste der Schwestern aus dem Wasser gestiegen war, wusch er ihr den Rücken von oben bis unten und steckte dann seinen Zeigefinger in ihre Scheide. „Hu!“ schrie sie, „was machst Du da!“ Sie ging dann zu ihren Schwestern und sagte: „Lasst Euch auch den Rücken waschen, Ihr sollt einmal sehen, wie schön der Alte es macht!“ Die zweite und dritte thaten es, und K'ā'nigylak' machte es mit ihnen ebenso. Die jüngste aber weigerte sich und wollte sich nicht von dem Alten berühren lassen. Da nahm K'ā'nigylak' seine wahre Gestalt an. Als die Mädchen das sahen, rief die jüngste: „Seht Ihr, was habe ich Euch gesagt! Hättet Ihr Euch nur nicht von dem Alten waschen lassen.“ Er aber nahm die jüngste zur Frau.

Die älteren Schwestern gingen nun in's Haus zu ihrem Vater und sagten „Vater! Deine jüngste Tochter hat einen Mann bekommen! Reinige Dein Haus, ihn zu empfangen.“ Da reinigte Guanā'lalis sein ganzes Haus und lud K'ā'nigylak' ein, hereinzukommen. Er wies ihm eine Kammer an, in der er mit seiner jungen Frau' schliefe. Die älteren Schwestern schliefen aber in ihren Kammern. Am nächsten Morgen fanden alle vier Frauen, dass sie schwanger waren. K'ā'nigylak' s Frau gebar einen Knaben, der rasch heranwuchs.

Guanā'lalis aber zürnte seinem Schwiegersohn, weil er alle seine Töchter verführt hatte, und beschloss, ihn zu tödten. Eines Tages sagte er zu ihm: „Komm, lass uns gehen und Bretter zu einem neuen Hause spalten. Ich habe eine Ceder ausgesucht, kann sie aber nicht allein fällen.“ Sie nahmen ihre Hämmer und Keile und gingen in den Wald. Mit vereinten Kräften gingen sie daran, die mächtige Ceder zu fällen, und als sie hiermit fertig waren, fingen sie an, den Baum zu spalten. Schon hatten sie ihre Keile tief hineingetrieben und die abgespaltene Baumhälfte weit abgespreizt, als Guanā'lalis absichtlich seinen Hammer fahren liess, der tief in den klaffenden Spalt fiel. „O“, rief er, ich habe meinen Hammer verloren! willst Du ihn mir nicht wieder holen?“ K'ā'nigylak' kroch bereitwillig in den Spalt. Da schlug Guanā'lalis die stützenden Keile aus dem Baum, der sogleich mit grosser Gewalt zusammenschlug. Der Alte aber rief: „So geschieht es Dir recht, K'ā'nigylak! Das ist der Lohn dafür, dass Du meine Töchter verführt hast!“ Kaum aber hatte er ausgesprochen, da hörte er jemand hinter sich sagen: „Hier, Guanā'lalis, ist Dein Hammer.“ Erschreckt drehte er sich um und sah K'ā'nigylak' unversehrt hinter sich stehen. Er fasste sich aber rasch und sagte: „O, Freund, ich bin so betrübt; die Keile flogen aus dem Baume, und ich glaubte sicher, Du seiest erschlagen. Mein Herz ist froh, dass Du unverletzt entkommen bist.“ K'ā'nigylak' antwortete gar nicht, und beide kehrten nach Hause zurück. Unterwegs pflückte K'ā'nigylak' zwei Beeren und als sie zu Hause angekommen waren, warf er jede in eine Schüssel. Seine Frau fragte ihn: „Wo hast Du die Beeren gefunden?“ Er antwortete: „Dort, wo wir die Ceder fällten.“ Die eine Schüssel gab er seinem Schwiegervater, die andere seiner Frau, und siehe! beide waren voller Beeren. Diejenigen, welche er Guanā'lalis gegeben, hatte er so verzaubert, dass ein Baum aus seinem Leibe hervorwuchs, nachdem er sie gegessen hatte. Später aber machte er ihn wieder gesund.

Nachdem er einige Zeit dort gelebt hatte, wurde er traurig und niedergeschlagen. Er legte sich nieder und blieb vier Tage lang im Bette. Guanā'lalis versuchte, ihn aufzumuntern, aber er hörte nicht auf ihn. Seine Frau bat ihn, aufzustehen, und fragte ihn, ob er krank sei. Endlich sprach er: „Ich bin nicht

krank, aber mein Herz sehnt sich nach meinem Bruder. Bleibe hier, mein Weib, ich werde zu Dir zurückkehren.“

18. Nach langen Wanderungen kam K'ā'nigylak' zurück nach Guā'nē, wo er seinen Bruder doreinst verlassen hatte. Draussen sah er Niemanden. Er trat ins Haus und sah ihn dort im Bett liegen. Er rief ihn, Nemō'k'ois aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln und da sah er, dass er schon lange todt war. Nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Da besprengte K'ā'nigylak' ihn mit dem Wasser des Lebens und der Todte stand auf, rieb seine Augen und sprach: „O, wie lange habe ich geschlafen!“ K'ā'nigylak' antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist todt gewesen und ich habe Dich wieder erweckt!“

19. Dann schnitzte er vier Männer aus Cedernholz und nannte sie T'ōqtoua/lis, K'apk'ap'ā/lis, Kh'ētok'ā/lis und Bēbekumlisi/la. Nach zwei Tagen wurden diese lebendig.

20. Im fernen Westen lebte Hā'nitsum, der eine schöne Tochter hatte, Namens Aihtsumā'letlilok. Die wünschte K'ā'nigylak' zur Frau zu haben. Er bestieg sein Boot K'ōk'ō'malis. Nach langen Irrfahrten gelangte er in Hā'nitsum's Heimath und fand dessen Haus. Dort heirathete er Aihtsumā'letlilok (= mit vielen Ohrringen aus Haliotisschalen) und kehrte mit ihr nach Guā'nē zurück. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben. Dieser erhielt den Namen Hā'nēus und ward ein mächtiger Häuptling.

21. K'ā'nigylak' wanderte weiter. Auf seinen Wanderungen traf er Mā'lē-lek'ala, der am ganzen Körper krank war. K'ā'nigylak' fuhr mit der Hand über seinen Körper und heilte ihn so. Dann gab er ihm einen Wappenpfahl und ein Haus und füllte den Fluss Wēkyau'ayaas für ihn mit Lachsen.

22. Und K'ā'nigylak' wanderte weiter. Endlich kam er nach Comox. Als er dort ein Boot herankommen sah, verwandelte er sich wieder in einen alten Mann und erwartete die Ankunft der Fremdlinge. Jene erblickten ihn und ruderten an's Land. Der Häuptling fragte: „Wer bist Du und woher kommst Du?“ „O“, sprach K'ā'nigylak', „ich bin ein armer Sklave, der seinem grausamen Herrn davon geflohen ist.“ „So komm mit mir zu meinem Hause, ich will fortan Dein Herr sein.“ K'ā'nigylak' stieg in's Boot, sie fuhren nach Hause und er ward des Häuptlings Sklave. Den ganzen Winter hindurch blieb er mit den übrigen Sklaven im Hause, als es aber wieder warm wurde, und der Häuptling alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste eingeladen hatte, sandte er seine Sklaven und viele Männer seines Stammes aus, Holz zu holen. Der alte Sklave, in den K'ā'nigylak' sich verwandelt hatte, war zu schwach, um mit Bäume zu fällen und Holz zu tragen. Daher liess der Häuptling ihn das Wasser aus dem Boote schöpfen. Er war so schwach, dass fünf Männer ihn aufheben und in das Boot tragen mussten. Dann ruderten sie fort. Als sie zur Mündung eines Flusses kamen, landeten sie, und die zwanzig Männer, aus denen die Gesellschaft bestand, gingen in den Wald, Holz zu fällen, während der alte Sklave beim Boote blieb, um es zu bewachen. Als alle ausser Sicht waren, ging K'ā'nigylak' an's Ufer, schüttelte sich, streckte seine Glieder und nahm dadurch wieder seine wahre Gestalt an.

Mit einem Rucke zog er das Boot an's Land. Es war ein klarer Tag und die Sonne schien heiss auf die Erde herab. Um das Boot vor der schädlichen Einwirkung der Sonne zu schützen, warf er einen Baumstamm ins Wasser, so dass es über und über mit Wasser bespritzt wurde und rief die Zweige eines Baumes herbei, um es zu beschatten. Diese gehorchten seinem Gebote und schirmten das Boot vor den sengenden Strahlen. Dann legte er sich nieder zu schlafen.

Nach einiger Zeit kam einer der jungen Männer zurück, um zu sehen, ob der alte Sklave das Boot auch ordentlich bewache. Als dieser den kräftigen Mann an Stelle des Greises sah und das Boot an's Land gezogen fand, erstaunte er und erkannte, dass K'ā'nigylak' sich in solch kläglicher Gestalt ihnen genahrt hatte. Bald kamen die übrigen Männer herbei, die einen Baum gefällt hatten, welchen sie nun mühselig auf ihren Schultern zum Boote trugen. Häufig mussten sie sich ausruhen, denn der Stamm lastete schwer auf ihren Schultern. Als K'ā'nigylak' sie erblickte, rief er: „Seid Ihr endlich fertig? Ich glaubte, Ihr würdet nie wiederkommen.“ Er bewegte seine Hand, und die Zweige des beschattenden Baumes sprangen in ihre ursprüngliche Lage zurück und er schob das Boot wieder in den Fluss. Da fürchteten sich alle, die ihn früher geneckt und verspottet hatten wegen seiner Schwäche. Er ging in den Wald und traf die Leute, welche gerade den Baumstamm hingelegt hatten, um sich auszuruhen. Er sagte: „Lasst mich den Stamm sehen, ehe Ihr ihn wieder aufhebt,“ und rief dann demselben zu: „Richte Dich auf und folge mir.“ Und siehe da, der Baum that, wie er ihn geheissen. Als K'ā'nigylak und der Baum an's Ufer kamen, hiess er ihn in Scheite zerspringen und sich selbst in das Boot stauen. Als die zwanzig Männer darauf den Baum krachend niedersanken sahen und erblickten, wie er in tausend Scheite zersprang, die sich von selbst fortstauten, da fürchteten sie sich sehr.

Das Boot war nun hoch beladen, und sie kehrten nach Hause zurück. Als das Boot an's Ufer gestossen war, hiess K'ā'nigylak' das Holz an's Land gehen und sich in dem Hause des Häuptlings aufschichten. Es gehorchte ihm und bald lagen die Scheite bis zum Dache aufgetürmt. Und er sprach weiter: „Du sollst mich rächen für alle Misshandlungen, die ich hier zu erdulden gehabt habe. Verbrenne das Haus und alle Bewohner!“

Als nun der Häuptling das Fest gab und alle beim Schmause versammelt sassan, fing das Holz von selbst an zu brennen. Nun bat ihn der Häuptling: „O, K'ā'nigylak', verschone uns. Lass das Feuer nicht mein Haus verzehren, dann gebe ich Dir auch meine Tochter zur Frau.“ Darob ward K'ā'nigylak's Herz froh, er bewegte seine Hand abwärts und siehe, das Feuer war verlöscht. Vier Tage lang blieb er bei seiner Frau, dann kehrte er nach Guā'nē zurück.

23. Und K'ā'nigylak' wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, Namens Tlē'qēyōtl, welcher zwei Muscheln an einem Wetzsteine schärfte. K'ā'nigylak' trat dicht an ihn heran und fragte ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn K'ā'nigylak' hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und tödten.“ Er erkannte ihn nehmlich nicht. Da sagte K'ā'nigylak': „O, das ist recht! Lass mich doch einmal Deine Muscheln sehen!“ Tlē'qēyōtl gab ihm erst die eine, und als K'ā'nigylak' darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hintertheil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald.“ Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

24. K'ā'nigylak' ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und fragte: „Was machst Du denn da?“ Jener drehte sich um und sagte: „Wenn K'ā'nigylak' hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke tödten.“ Auch er erkannte ihn nicht. K'ā'nigylak' antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiss ganz recht geschehen. Lass mich doch einmal Deinen Stock sehen!“ Der Mann gab ihn ihm, dann liess K'ā'nigylak' ihn aufstehen,

und unversehens stiess er den Stock in sein Hintertheil. Dann bemalte er seinen Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen.“

25. K·ä'nigylak' setzte seine Wanderungen fort und kam nach Ts'a'lo (Seymour Narrows). Dort sah er einen Mann, Namens K·oä'k·oa, mit seiner Lachs-harpune stehen und fischen. K·ä'nigylak' kehrte um, ehe jener ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune stehlen könnte. Endlich hatte er sich ein Mittel erdacht, dies Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er thun würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und fragte jenen: „Sehe ich gerade so aus, wie ein Lachs?“ „Nein,“ antwortete jener, „versuche es noch einmal.“ Und K·ä'nigylak' verwandelte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses angenommen, der im Frühling den Fluss hinaufschwimmt. Er schwamm nun nach Ts'a'lo, wo K·oä'k·oa stand und die Harpune in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in seine Nähe käme. K·ä'nigylak' schwamm zu ihm und spielte ganz nahe bei ihm recht ruhig im Wasser. Da freute sich K·oä'k·oa, warf die Harpune in seine Seite und wollte ihn an's Land ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein und als der Mann mit aller Kraft die Harpunleine einzog, brach die Spitze ab und der Lachs schwamm mit ihr davon. So hatte K·ä'nigylak' seine Absicht erreicht.

K·oä'k·oa aber war traurig, ging nach Hause und legte sich nieder. Unterdess nahm K·ä'nigylak' wieder seine wahre Gestalt an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie als Schmuck an sein Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot K·ök·ö'malis, machte sich einen Steuermann und ging zu dem Platze, wo K·oä'k·oa's Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte K·oä'k·oa's Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Ankömmlinge einladen hiess. Der Knabe ging zum Strande hinab und rief: „Unser Häuptling fordert Euch auf, in sein Haus zu kommen, er will Euch ein Fest geben.“ K·ä'nigylak' folgte der Einladung; er landete und ging ins Haus. Dort wies K·oä'k·oa ihm einen Platz am Feuer an, und K·ä'nigylak' setzte sich nieder. Er war eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als K·oä'k·oa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast Du Deinen Ohrenschmuck bekommen?“ „O“, antwortete K·ä'nigylak', „den trage ich schon lange, lange Jahre.“ K·oä'k·oa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiss nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht, wie Dein Ohrenschmuck.“ Er war überzeugt, dass jener es ihm geraubt hatte und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er K·ä'nigylak' vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte, sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst Du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben und nun machst Du mich krank! Wenn Du mich von den Knochensplittern befreist, will ich Dir auch meinen Ohrenschmuck geben.“ Da freute sich der Kranich. Er schüttelte K·ä'nigylak' und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. K·ä'nigylak' nahm nun die Harpunenspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an K·oä'k·oa's Nase: „So“, rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben“, und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Seine Frau verwandelte er in einen Specht.

26. Und er wanderte weiter. Nach einiger Zeit traf er einen Mann und eine Frau, die einander gegenüber sassen, die Arme in die Höhe hielten und immer mit dem Kopfe nickten. Er wollte sehen, was sie machten, fuhr näher heran und erblickte, dass ihre Genitalien auf der Stirn sassen und dass sie cohabitirten. Da sagte er: „Ich muss Euch in Ordnung bringen,“ und er machte sie aussehen, wie andere Menschen. „So“, sprach er, „sollt Ihr künftig Kinder erzeugen.“

27. Als er weiter ging, hörte er Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder an's Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schriean. K'ā'nigylak' fragte: „Was machst Du denn da?“ Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so dass K'ā'nigylak' sich die Ohren zuhalten musste. Endlich ward es ihm zu viel und er strich jenem mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler und er ward ein rechter Mensch. K'ā'nigylak' gab ihm den Namen Yā'k'entemaks.

28. Er ging weiter und kam an einen Fluss. Dort fand er ein Haus, dessen Thür offen stand, und drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer sassen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich wittere K'ā'nigylak', er kann nicht weit von uns sein.“ Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, dass ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zu einander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?“ Da trat K'ā'nigylak' zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, dass Ihr alle blind seid? Ich will Euch heilen,“ und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in Enten verwandelt.

29. Und K'ā'nigylak' ging weiter. Nach einiger Zeit begegnete er einem Boote. Darin sass ein Mann und eine Frau, die aus Leibeskräften ruderten. Sie hielten die Ruder aber nicht in den Händen, sondern der Mann hatte seine Arme über den Rücken, die Frau über die Brust gekreuzt, und sie hatten die Ruder unter den Armen durchgesteckt. Da unterwies K'ā'nigylak' sie und zeigte ihnen, wie sie rudern müssten.

30. Auf seinen weiteren Wanderungen kam er nach Tsau'e'te. Dort begegnete er einem jungen Manne, Namens Ts'a'tsō (ein Vogel), welcher eine kleine, hübsche Lanze besass. K'ā'nigylak' wettete mit ihm, wer am besten mit der Lanze ein Ziel treffen und sie am weitesten werfen könne. Als Preis setzte er den Mantel Tsatsaquitelā'k'a's, seiner Mutter, in dem die Lachse verborgen waren. Ts'a'tsō gewann die Wette und voller Freude tanzte er nun in K'ā'nigylak's Mantel umher und sang: „Mutter, nun brauchst Du keine Muscheln mehr zu suchen. Fortan werden wir immer reichlich Fische haben.“ Er tauchte einen Zipfel des Mantels ins Wasser und zahllose Fische von allen Arten sprangen daraus hervor. Da sprach K'ā'nigylak': „Hier sollen fortan immer viele Fische sein.“ So entstand der Fischreichthum Tsau'e'te's.

31. K'ā'nigylak's Fuss ist noch heute in Guā'nē im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Hē'tlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert. Sie sehen aus, wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmutz in

diese Augen wirft, so wird es stürmisch, und deshalb muss man sich hüten, dieselben zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Guā'nē ein grosses Loch, in welches K·ā'nygilak' einst viele Leute geworfen hat. Daher speit dasselbe bis heute Blut. Viele Leute glaubten nicht, dass dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitten hatte, um sie wieder zu erkennen. Nach einiger Zeit ward dieselbe in Awī'kyēnoq wiedergefunden.

2. Lē'laqa.

Zwei Adler und ihr Junges flogen vom Himmel hernieder nach Qu'mqatē (Cap Scott). Dort nahmen sie ihre Federkleider ab und wurden Menschen. Der Vater hiess Nā'laqōtau, die Mutter Ank'ā'layuk'oa, der Sohn Lē'laqa. Sie bauten sich ein Haus in Qu'mqatē und lebten daselbst. Eines Tages ging Lē'laqa in seinem Boote aus, um Seehunde zu fangen, und sah einige auf einer Klippe liegen. Vorsichtig ruderte er näher und traf einen mit sicherem Wurfe der Harpune. Sogleich sprang der Seehund ins Wasser und zog das Boot weit hinaus in's Meer. Dann verwandelte er sich in einen ungeheuren Tintenfisch, welcher das Boot in die Tiefe zog und Lē'laqa tödete. Dieser aber erwachte zu neuem Leben, tauchte wieder auf und flog als Adler zum Himmel.

Da er nicht zurückkam, betrauerten ihn seine Eltern, denn sie glaubten, er sei todt. Sie tödten zwei Sklaven und bestrichen die Pfeiler des Hauses mit ihrem Blute. Zwei andere banden sie vor dem Hause fest. Da plötzlich sahen sie einen Adler von der Sonne auf ihr Haus herniederschweben, und sie erkannten ihren Sohn. Er trug eine kleine Kiste in den Klauen, welche er schüttelte. Da hörte man vielerlei Gegenstände darinnen rasseln. Und um seinen Hals hing ein Ring aus rothgefärbtem Cederbast. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen, und die Herzen seiner Eltern waren froh. Sie zündeten ein grosses Feuer an, und er begann zu tanzen. Aus der Kiste nahm er viele Flöten hervor, mit denen er die Stimmen der Adler nachahmte; und er trug die grosse Doppelmaske Naqnakyak'umtl (die innere Maske stellte einen Mann, die äussere einen Adler vor). Nach dem Tanze bewirthete er alle Leute. Er hatte eine grosse Schüssel, welche einen Tintenfisch vorstellte. Diese füllte sich stets von selbst mit Fischöl, ohne dass jemand etwas hineinschüttete. Lē'laqa hatte einen Sohn, welcher den Namen K·ak'ālis erhielt. Er war der Stammvater des Geschlechts Nee'nsha (= schmutzige Zähne).

3. Nēmōk'otsālis.

Als Nēmōk'otsālis eines Morgens vor seinem Hause sass, sah er einen schönen, weissen Taucher nahe der Küste umher schwimmen. Da sprach er zu K·ē'qtłala, Ma'qmjakis und Woqsemā'qala: „Schiesst doch jenen Vogel!“ K·ē'qtłala ergriff seinen Bogen, schoss, und traf ihn gerade in den Rücken. Da rief er seine Brüder und hiess sie mit ihm ins Boot gehen, um den Vogel zu verfolgen, welcher eiligst fortschwamm. Als sie näher kamen, schoss er einen zweiten Pfeil auf ihn ab und traf ihn abermals in den Rücken. Da auch der dritte Pfeil ihn nicht tödete, rieth Ma'qmjakis seinem Bruder, eine Leine an den Pfeil zu binden, um ihn damit an's Boot heranzuziehen. K·ē'qtłala folgte dem Rathe, er traf den Vogel und nun zog dieser das Boot mit sich fort. Als sie das Land in weiter Ferne verschwinden sahen, sprach Ma'qmjakis zu seinem Bruder: „Schneide lieber die Leine durch, wir können den Vogel doch nicht fangen.“ K·ē'qtłala versuchte,

es zu thun, aber die Leine fiel nur ein wenig tiefer herunter und sass gleich wieder am Boote fest. Sie versuchten vier Mal die Leine zu durchschneiden, aber es gelang ihnen nicht, von dem Vogel loszukommen.

Längst hatten sie ihre Heimath aus den Augen verloren. In weiter Ferne sahen sie nun einen dunkeln Streifen auftauchen. Zuerst hielten sie es für Land, aber bald sahen sie, dass dichte Massen eines schwarzen Gesteins wie Holzkohle auf dem Wasser schwamm. Sie glaubten, das Boot könne nicht die gedrängten Massen durchdringen, aber siehe, sie öffneten und schlossen sich wieder, nachdem der Vogel sie hindurch gezogen hatte. Sodann kamen sie an eine Stelle, wo Treibholz in dichten Massen das Meer bedeckte. Auch durch dieses öffnete sich eine Strasse. Nun sahen sie sich dicht vor einer ebenen Küste. Schon freuten sie sich, an's Land zu kommen, fanden aber bald, dass es nur Kiefernadeln waren. Dann gelangten sie an ein Land, auf dem viele Seehunde sich sonnten. Wozsemä'qala, der das Steuer führte, sprang an's Land, und siehe! sogleich verschwand dasselbe und er versank in der Tiefe. Endlich gelangten sie an eine Küste. Hier verwandelte sich der Taucher in einen Mann, und führte die beiden Brüder zum Hause Kunkunqli'kya's. Zu diesem sprach er: „Ich habe diese Brüder hierher zu Dir geführt, damit Du einem derselben Deine Tochter zur Frau gebest.“ Und Kunkunqli'kya gab K'ē'qtlala seine Tochter Kōkōkua'k's zur Frau.

Als einige Zeit vergangen war, sehnte sich K'ē'qtlala zu seinem Vater zurück. Er sprach zu seiner Frau: „O, ich glaube, mein Vater ist todt. Ich will zurückkehren in meine Heimath.“ Die Frau bat ihren Vater, mit K'ē'qtlala in dessen Heimath ziehen zu dürfen, und dieser erlaubte es ihr. Er befahl dem Winde, seine Tochter und die Brüder zurückzutragen. Als sie eine Zeit lang gereist waren, kamen sie zum Hause des grauen Bären, eines mächtigen Häuptlings. Dieser lud sie ein, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie mit Lachs. Die Frau aber trug einen Korb, in dem ein Stück Walfischfleisch lag, welches Kun-kunqli'kya ihr mitgegeben hatte. Ehe sie den Bären verliessen, legte sie ein Stückchen Lachs in den Korb. Sie reisten weiter, dem Laufe der Sonne folgend, und kamen an das Haus K'ē'hustael's, des Hirsches. Dieser gab ihnen Fett zu essen, und auch hiervon legte sie ein Stück in ihren Korb. Sie reisten weiter und kamen zum Hause Tlē'selagyila's, des Minks. Dieser gab ihnen Muscheln zu essen, von denen Kōkōkua'k's eine in ihren Korb legte. Dann gelangten sie zum Hause des Otters, Amaqama'kitla'seli (= der oben auf dem Hause sitzende[??]). Sie gingen hinein und sahen viele Ottern im Hause. Der Häuptling lud sie ein, sich an's Feuer zu setzen, und zeigte ihnen dann seine Falle, welche er von seinen Sklaven hatte bauen lassen. Er forderte K'ē'qtlala auf, hinein zu kriechen, um dieselbe zu versuchen. Dieser aber fürchtete sich. Da flüsterte seine Frau ihm zu: „Gehe nur hinein; ich werde auf die Falle blasen, dann kann sie Dir nichts anhaben.“ K'ē'qtlala ging nun in die Falle. Da seine Frau durch ihre hohle Hand darauf blies, konnte sie nicht zuschlagen. Kaum aber war er wieder herausgesprungen, und kaum hatte seine Frau aufgehört zu blasen, so schlug sie mit grosser Gewalt zusammen. K'ē'qtlala rief nun seinen Bruder und seine Frau herbei, die Falle wieder aufzustellen, und dann hiessen sie den Otter hineingehen. Kaum war er drinnen, so schlug die Falle zu und tödte ihn. Sie nahmen sein Fell und thaten es in den Korb.

Sie reisten weiter und kamen endlich an einen See, in welchem das Ungeheuer Ts'ē'k'is (s. S. 432) hauste. Die Brüder wussten nicht, wie sie vorüber kommen sollten, denn das Ungeheuer sass am Wege und sein Mund klappte beständig auf und zu. Kōkōkua'k's gelangte glücklich vorüber, denn ihr konnte das

Ungeheuer nichts anhaben. Dann rief sie den Brüdern zu: „Sobald ich schreie, lauft rasch vorwärts, denn dann kann Euch Ts'ē'k'is nichts anhaben.“ Als dieser gerade seinen Rachen weit geöffnet hatte, rief sie, und er konnte ihn nun nicht wieder schliessen. So gelangten die Brüder glücklich durch sein weit geöffnetes Maul.

Endlich kamen sie in Guā'nē am Ziele ihrer Reise an. Dort hatte der Donnervogel für seine Tochter ein Haus erbaut, auf dessen Dache viele Adler sassan, um es zu bewachen. Nachts sprach die Frau zu ihrem Manne: „Du darfst jetzt nicht schlafen, denn mein Vater wird kommen, um Dir Walfischfleisch zu bringen.“ Am Morgen, als der Mann vor die Thür des Hauses trat, sah er einen grossen Wal dort liegen, welchen der Donnervogel über Nacht gebracht hatte. Er ward ein grosser Häuptling und fortan arbeiteten seine Sklaven für ihn, während er nichts mehr that. Er lud alle Nachbarn ein, seine Frau nahm das Walfischfleisch, den Lachs, das Hirschfett und die Muscheln aus dem Korbe, und diese waren so viel geworden, dass er alle damit speisen konnte. Seine Sklaven liessen den Speck des Walfisches aus und füllten den Thran in Kisten. Eine derselben warf K'ē'qtala ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Zehn schüttete er im Hause aus, so dass die Leute darin schwammen.

4. Ya'qstatl.

Die Bewohner von Qōyā'les und Gyyig'ē'tlēm (bei Dean Inlet) waren erbitterte Feinde. Einst überfielen die ersteren das Dorf der Gyig'ē'tlēm bei Kimskuitq und tödteten alle Bewohner mit Ausnahme von Tlēō'leqmut und seinen drei Söhnen. Der älteste derselben hiess Ya'qstatl. Der Vater wollte seine Söhne stark machen, damit sie ihren Feinden widerstehen könnten, und schleifte sie deshalb hinter seinem Boote her, um eine Insel herum, so dass ihr Rücken von den spitzigen Muscheln zerfleischt wurde. Keiner ertrug es, nur Ya'qstatl bestand die Probe und Tlēō'leqmut nahm ihn wieder ins Boot, nachdem er ihn rund um die Insel herum geschleift hatte. Sie reisten dann nach Qōyā'les, um sich an ihren Feinden zu rächen. In Ta'tolis aber kam ein Wolf in ihr Lager, während sie übernachteten, warf Ya'qstatl auf seinen Rücken und lief mit ihm davon. Zuweilen legte er ihn nieder, um zu fühlen, ob jener auch noch athme. Wenn er sich davon überzeugt hatte, warf er ihn wieder auf seinen Rücken und lief weiter. Endlich gelangte er in das Land der Wölfe. Er warf Ya'qstatl vor der Thür des Häuptlings nieder, nahm die Gestalt eines Mannes an und pfiff. Da kamen alle Leute aus den Häusern hervor, um zu sehen, was er gebracht habe. Sie hielten aber Ya'qstatl für einen Seeotter, ergriffen ihn an Armen und Beinen und trugen ihn ins Haus, wo sie ihn auf eine Bank warfen. Sie fingen an, ihn der Länge nach aufzuschneiden, als sie aber bis zum Bauche gekommen waren, stand Ya'qstatl auf und sprach: „Wollt Ihr mir helfen, mich an den Männern von Qōyā'les zu rächen?“ Jene versprachen ihm ihre Hilfe und fragten: „Was willst Du von uns haben? Willst Du diesen Keil haben? Damit kannst Du Boote bauen, jene zu erreichen.“ Ya'qstatl antwortete nichts, sondern dachte nur, er wolle den Keil nicht haben. Witlak-ā'latit, der Häuptling der Wölfe, errieth seine Gedanken. Er fragte dann: „Willst Du diesen Speer haben, damit kannst Du vier Boote voll Seehunde erlegen.“ Ya'qstatl dachte wieder, er wolle den Speer nicht haben und Witlak-ā'latit hörte seinen Gedanken. Da boten die Wölfe ihm das Wasser des Lebens und den Todbringer Halai'ū an. Er dachte nun: „Ja, die möchte ich haben.“ Der Häuptling gab ihm beides und befahl dann den Wölfen, Ya'qstatl zu verschlingen. Im Nu war er zerrissen. Die Wölfe spieen das verschlungene

Fleisch wieder aus und Witlak·ālatit besprengte es mit dem Wasser des Lebens. Da stand Ya'qstatl wieder gesund und ganz auf und war sehr stark geworden. Die Wölfe brachten ihn nun alle nach Hause und er stand auf dem Rücken des grössten unter ihnen. Er ging nun mit seinem Vater und seinen Brüdern zusammen weiter, um die Leute von Qōyā'les zu tödten. Unterwegs versuchte er das Halai'ū. Er bewegte es gegen einen Wald, und sogleich fing derselbe Feuer. Sie fuhren weiter. Als sie nahe bei Qōyā'les waren, sahen sie die Leute in vielen Booten herankommen und Tlēo'leqmut sprach nun zu Ya'qstatl: „Richte Dein Halai'ū gegen sie, aber tödte sie nicht gleich, sondern versenge nur ihre Haare.“ Ya'qstatl that, wie ihm geheissen war. Er bewegte das Halai'ū gegen jene, während sein Vater und seine Brüder sangen und Takt schlugen. Da sprangen ihre Feinde voller Schrecken ins Wasser; ihre Boote verbrannten und sie wurden in Steine verwandelt.

Ya'qstatl wollte nun mit den Kwā'kiutl kämpfen. Als er bei Qumta'spē vorüberkam, wollte das Halai'ū mit Gewalt die Häuser dieses Dorfes zerstören, deren Bewohner aber Ya'qstatl's Freunde waren. Deshalb schleuderte er es auf Hope Island und seitdem giebt es dort viele Wölfe.

5. Kuni'qua (Kunkunquli'kya).

Einst spielten Kuni'qua und die Möwe Reisen, um zu sehen, wer am besten fangen könnte. Der Reif der Möwe war Nebel, aber der Kuni'qua's war Feuer; daher konnte er den Reifen der Möwe nie fangen, während sie den seinen jedesmal traf. Nachdem er viermal von der Möwe besiegt war, schämte er sich so, dass er von dannen flog und sich im Walde verbarg. Einst ging K'ō'toq (ein Vogel) in den Wald und traf dort Kuni'qua. Als dieser ihn mit seinen feuersprühenden Augen ansah, wurden seine Augen roth.

Kuni'qua wollte die rothbeschwingte Tlā'tsem zur Frau haben. Er setzte sich nahe ihrem Hause auf einen Baum und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem, ihre Nothdurft zu verrichten.“ Kaum hatte er es gedacht, so kam sie aus dem Hause. Sofort stürzte er sich auf sie herab und trug sie von dannen, zu seinem Hause. Sie aber rief: „O, errettet mich! Errettet mich.“ Sogleich wurde im Dorfe eine grosse Versammlung berufen und berathen, was zu thun sei. Auf den Rath der Wachtel beschloss man, Tlā'tsem wieder zu entführen, wenn sie Beeren pflücke. Tlēselagyila (der Mink) ward vorausgeschickt, um der Frau mitzutheilen, dass alle ihre Freunde in dem Walde versteckt seien, um sie zu entführen. Er traf sie im Walde beim Beerensammeln, und aus Freude vergass sie ihren Korb zu füllen und ihrem Manne Beeren zu bringen. Er schickte sie am nächsten Tage wieder aus, Beeren zu suchen, und da entführten sie die Thiere.

Kuni'qua war nun sehr traurig. Er flog seiner Frau nach, setzte sich auf einen Baum, nahe dem Hause und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem aus, Wasser zu holen.“ Sogleich nahm diese einen Eimer und ging zum Wasser. Da ergriff sie Kuni'qua und flog mit ihr von dannen. Wieder beriethen ihre Freunde, was zu thun sei, und auf der Wachtel Rath verwandelten sie sich in Forellen und schwammen vor Kuni'qua's Haus umher. Sogleich fing dieser eine der Forellen und zwar Tlā'tsem's Mann, dem es dann gelang, seine Frau zurückzuführen.

Wieder flog Kuni'qua ihr nach, setzte sich auf einen Baum nahe dem Hause und dachte: „O, käme doch Tlā'tsem aus dem Hause, um Beeren zu suchen.“ Kaum hatte er es gedacht, so kam sie und zum dritten Male entführte er sie. Da ward Tlā'tsem's Mann betrübt. Er legte sich ins Bett und blieb vier Tage liegen. Dann stand er auf, rief alle Thiere zusammen und hiess sie einen Wal schnitzen

(u. s. w. s. S. 450). Die vier Kinder des Donnervogels heissen hier: Maë'mus-k'umnek'o'laps, Mosk'umnek'o'laps, Yutlusumnek'o'laps, Matsemnek'o'laps und er selbst wird, als er den Wal zu heben versucht, Nemsk'umnek'o'laps genannt. Jedesmal, wenn ein Vogel den Wal ergreift, nagt die Maus seinen Fuss entzwei, der Waschbär urinirt in seine Augen, der Bär zerbricht seine Flügel und der Hirsch Bekue'mas erschlägt ihn.

6. Nā'k'oayē und hī'qulatlit.

Einst gingen die Männer von Tlō'puqsem aus, um Heilbutten zu fangen. Als sie nahe bei Yū'tlē waren, entstand ein heftiger Sturm und alle Boote, mit Ausnahme von zweien, schlugen um. In diesen waren Nā'k'oayē und hī'qulatlit. Diese sahen vier Vogelfedern auf dem Wasser schwimmen und während überall das Meer wild aufgeregzt war, war auf einer Strecke von fünf Klaftern hinter den Booten das Wasser so glatt, wie bei einer Windstille. Die Federn schwammen immer vor ihnen her und brachten sie glücklich nach Cap Scott. Nā'k'oayē's Haus stand auf Yū'tlē, und er kehrte dorthin zurück, als wieder gutes Wetter geworden war. Da kam ein Rabe von der Sonne herab geflogen und liess sich gerade auf Nā'k'oayē's Kopf nieder.

Einst lud hī'qulatlit alle Leute zum Essen ein. In Wahrheit hatte er aber nichts zu essen. Er wollte nur Nā'k'oayē tanzen sehen. Alle Gäste sassen nun an der Stufe entlang, die rings um das Haus läuft, und schlugen Takt, während Nā'k'oayē tanzte. In der Mitte des Hauses brannte ein grosses Feuer, um das Nā'k'oayē herum tanzte. Plötzlich wurde sein Mund voll Oel, das ihm der Rabe gegeben hatte, und er spie dasselbe ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Er fand aber, dass dasselbe ranzig war. Daher hiess er die Leute nochmals Takt schlagen und tanzte weiter. Nun hatte er frisches Oel im Munde. Er spie es zuerst ins Feuer und füllte dann eine grosse Kiste. Dann sprach er: „Geht Morgen zum Strande, und seht, ob nicht ein todter Wal dort liegt.“ Sie gingen hinab und fanden den Wal. Den hatte der Rabe ihnen gegeben.

Nun forderte Nā'k'oayē den hī'qulatlit auf, zu tanzen. Dieser liess sich eine Schüssel voll Meerwasser geben, legte einige Federn darauf und stellte sie in sein Zimmer. An jenem Tage stürmte und regnete es, so dass niemand ausgehen konnte, um zu fischen und zu jagen. Da hiess hī'qulatlit alle sich schlafen legen und siehe! als sie erwachten, war das schönste Wetter. Er liess alle hinausfahren, um Heilbutten zu fangen, und in kürzester Zeit waren alle Boote bis zum Rande gefüllt. Sie brachten die Fische an's Ufer und fuhren wieder hinaus, um mehr zu fangen. Und in kürzester Frist hatten sie ihre Boote wiederum gefüllt. Dann fanden sie noch einen Wal, den Nā'k'oayē für sie getötet hatte. Sie kochten den Speck aus, und hatten nun einen reichlichen Vorrath von Fisch und Thran. Am folgenden Tage liess hī'qulatlit es wieder schlechtes Wetter werden, aber das kümmerte sie nicht mehr, denn sie hatten nun Lebensmittel volllauf.

Nā'k'oayē kehrte nun nach Yū'tlē zurück. Nach zwei Monden lud ihn ein Häuptling in Qumta'spē ein. Er tanzte dort ebenfalls und spie Fett in's Feuer. Bevor er nach Yū'tlē zurückkehrte, versprach er auch dort, dass am folgenden Morgen ein Wal am Strande sein würde. Die Bewohner von Qumta'spē suchten den Wal am nächsten Morgen, und fuhren, da sie ihn nicht fanden, die Küste entlang. Bei Cap Scott trafen sie Nā'k'oayē. Als sie diesem vorwarfen, dass er sie betrogen habe, hiess er sie mit ihm nach Yū'tlē gehen und sprach: „Gewiss werden wir den Wal dort finden. Ist er aber nicht da, so sollt Ihr einen Strick um meinen Hals binden und mich tödten.“ Sie gingen zur Insel Yū'tlē, und in

der That fanden sie dort den Wal, welchen sie zerlegten. Die Männer von Qumtaspē liessen den Thran aus und kehrten in ihre Heimath zurück.

XX. Sagen der Awí'ky'ēnoq.

1. Die Rabensage.

1. Einst sandte K·ants'ō'ump (= unser Vater; die Gottheit) Kya'lk·emkyasō zur Erde hinab. Er kam auf den Berg K'ōā'mu und stieg hinunter in das Thal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Cederrinde zu holen, und lehrte die Menschen, Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot und sie fingen an, Lachse zu fangen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hé'meskyas (= der wahre Häuptling) oder Kuēkuaqā'oē (= der Haupterfinder) wusste, dass der Häuptling Mēnis die Sonne im Besitze hatte, und beschloss, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich in den Brunnen fallen, aus dem Mēnis' älteste Tochter, mit Namen Laták'ai'yuk·oa, täglich Wasser zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blies sie die Nadel zur Seite. Da diese List missglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hé'meskyas. Dieser wurde rasch gross und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Grossvater fragte ihn: „Was willst Du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener erfüllte den Wunsch des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Grossvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Grossvater ein Ruder gemacht hatte, wie er begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Mēnis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Grossvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelöwenfell. Da freute sich Hé'meskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses und der Grossvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, Du bist ja gar nicht, wie andere Kinder; alles willst Du haben. Diese Kiste bekommst Du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und liess sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Grossvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunter zu lassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrötzte sich endlich die Erlaubniss, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit weit ins Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Mēnis zu: „O, siehe was für Schlechtigkeiten jener treibt.“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde. (Erzählt von einer jungen Frau.)

1a. Einst war es beständig dunkel; die Sonne liess sich nicht blicken und die Menschen, welche die Ursache nicht wussten, fingen an sich zu fürchten. Sie fragten Kuē'kuaqā'oē um Rath, und dieser sagte ihnen, der Häuptling Nā'lak'amālis halte die Sonne gefangen. Da baten ihn die Menschen hinzugehen und sie zu befreien. Kuēkuaqā'oē machte sich mit seiner Schwester Ai'hts'umk'a (s. S. 446) auf den Weg und erreichte Nā'lak'amālis' Haus. Er hiess seine Schwester sich verstecken und verwandelte sich in eine Beere. Er wollte sich von der Tochter Nā'lak'amālis', die Nā'la-itl (= Tageslicht im Hause) hiess, verschlucken lassen. Sie bemerkte ihn aber nicht: Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich ins Wasser fallen. (Es folgt dann die vorige Geschichte. Ai'hts'umk'a durchschneidet das Seil, mit dem das Boot an's Land gebunden ist. Beide entflohen und Kuēkuaqā'oē zerbricht dann die Kiste.) [Erzählt in Albert Bay von einer alten Awiky'ēnoq.]

2. Im Anfange gab es keine Quellen und Bäche, sondern das Wasser floss unerreichbar unter den Wurzeln der Bäume. Ein alter Mann aber besass einen Eimer voll klaren Wassers, und der Rabe flog hin, dasselbe zu stehlen. Er versteckte ein Stückchen Cederbast unter den Flügeln und bat den Alten um einen Schluck Wasser. Jener erlaubte ihm zu trinken, sagte aber: „Trinke nicht zu viel, ich habe selbst nur wenig Wasser.“ Der Rabe trank. Als jener ihm zurief, einzuhalten, wischte er heimlich seine Zunge mit Cederbast ab und sagte: „Siehe, meine Zunge ist noch ganz trocken; ich habe nichts bekommen.“ Da gestattete der Alte ihm, mehr zu trinken. Viermal täuschte er ihn so, da war der Eimer ganz leer und der Rabe flog davon. Ueberall aber liess er Tropfen niederfallen, und aus diesen entstanden die Seen und Flüsse. (Erzählt von einer jungen Frau.)

3. Kuēkuaqā'oē kam nach Nō'qunts (wo er auch zuerst die Erde erreicht haben soll, als er vom Himmel herabkam). Damals gab es noch keine Lachse im See und in den Flüssen, und Kuēkuaqā'oē wünschte dieselben zu haben. Er ging zu dem Waldgeiste Mā'kyagyū, welcher gut zu schnitzen und zu zimmern versteht, und bat ihn um Lachse. Da schnitzte dieser für ihn vier Fische (quitlā'la) aus Cederholz. Kuēkuaqā'oē warf dieselben in den Fluss und Mā'kyagyū machte, dass sie flussaufwärts schwammen. Kuēkuaqā'oē fing sie dann in einer Reuse. Da Mā'kyagyū sie aus Cederholz geschnitten hatte, waren ihr Fell und ihre Gräthen sehr hart und Kuēkuaqā'oē war nicht zufrieden gestellt.

4. Deshalb ging er zu den Gräbern und fragte die Todten: „Sind hier keine Zwillinge¹⁾ beigesetzt?“ Da hörte er eine Stimme aus einem Grabe sagen: „Ich war früher ein Lachs.“ Er öffnete das Grab und fand darin die Leiche einer Frau. Er wusch dieselbe mit dem Wasser des Lebens, und die Frau erhob sich und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Kuēkuaqā'oē führte sie nach Hause. Er sprach zu ihr: „Es giebt keine Lachse hier. Kannst Du sie nicht herbeischaffen?“ Da liess die Frau sich eine Matte und Möwenfedern geben und schwamm im Flusse umher. Ueberall, wo sie das Wasser berührte, entstanden Lachse. Die Frau erhielt den Namen Omagy'ēk'a (= die Haupt-Häuptlingsfrau). Kuēkuaqā'oē fing nun viele Lachse in seinem Netze, und legte sie auf die Trockengerüste im Hause. Er trug dann Brennholz ins Haus und häufte es unter den Lachsen auf, um ein gutes Feuer zu machen. Dabei stiess er sich an das Trockengerüst und die Lachse blieben in seinen Haaren hängen. Da ward er zornig, warf das Holz nieder und rief: „Warum zerrt Ihr immer an meinen

1) Die Kwakiutl und Awiky'ēnoq glauben, dass Zwillinge vor der Geburt Lachse waren, und dass sie wieder Lachse werden können.

Haaren?“ Omagyī'ēk'a fragte: „Was sagst Du da?“ Kuēkuaqā'oē sagte zwar: „O, nichts von Bedeutung;“ sie wusste aber doch gleich, dass er die Lachse gescholten hatte, und ward gleich wieder eine vertrocknete Leiche.

5. Da ward Kuēkuaqā'oē traurig, denn mit Omagyī'ēk'a waren auch alle Lachse verschwunden. Er ging früh Morgens in den Wald, zog Cederbast vom Baume und ging nach Hause zurück. Er hatte vier Schwestern: Gy'a'nauēk'a, Aīnts'umk'a (= die glänzende oder Haliotis-Frau), Yā'lāmēhumēk'a und Ku'skus (= der Blauhäher), und einen Bruder Na'noak'aoē (= der Erzweise). Er liess seine Schwestern Matten machen, die als Unterlage für Lachse dienen, und machte sich selbst ein Netz. Als alles fertig war, legte er Matten und Netz ins Boot und fuhr mit Aīnts'umk'a hinaus ins offene Meer, weiter und weiter nach Westen. Ihr Boot hatte die Eigenschaft, irgend einen Platz, wie weit er auch war, in einem Tage zu erreichen. Nachdem sie einen Tag lang gereist waren, sahen sie eine schwarze Küste und fanden, dass sie das Land der Lachse erreicht hatten. Der Häuptling Mä'isila (= wo viele Lachse sind) lud sie ein, in sein Haus zu kommen. Ehe sie der Einladung folgten, sprach Kuēkuaqā'oē zu seiner Schwester: „Nach einer kleinen Weile gehe am Strande entlang, und thue, als wenn Du die Boote ansehen wolltest. Dann bohre Löcher in alle Boote.“ Die Schwester führte diese Weisung aus. Mä'isila liess dann seine vier Töchter im Meere schwimmen und nach kurzer Zeit kamen sie zurück, jede mit einem Lachs in der Hand, die entstanden waren, als sie schwammen. Mä'isila's Frau kochte dieselben und der Häuptling setzte sie seinen Gästen vor, befahl ihnen aber, alle Gräthen mitzubringen und ja nichts ins Feuer zu werfen. Plötzlich fing die Nase eines der Mädchen an zu bluten, und da wussten sie gleich, dass Kuēkuaqā'oē eine Gräthe verborgen hatte. Sie fanden das Nasenbein des Lachses am Gaumen Kuēkuaqā'oē's und nahmen es ihm fort. Sogleich hörte die Nase des Mädchens auf zu bluten. Er stellte sich aber, als sei er sehr zornig, schob sein Boot ins Wasser und wollte abreisen. Er hatte absichtlich eine seiner hübschen Matten zurückgelassen, und Mä'isila schickte zu ihm hinunter, um ihm sagen zu lassen, er solle die Matte nicht vergessen. Kuēkuaqā'oē wollte aber nicht zurückkehren und daher sandte der Häuptling seine Tochter mit der Matte hinab. Das Boot war schon so weit im Wasser, dass das Mädchen bis über die Knie ins Meer waten musste. Als sie nun neben dem Boote stand, ergriff Kuēkuaqā'oē sie, zog sie ins Boot und fuhr von dannen. Als Mä'isila das sah, wollte er den Räuber verfolgen; die meisten Boote gingen aber unter, sowie sie ins Wasser geschoben wurden, da Aīnts'umk'a Löcher hineingebohrt hatte. Einige aber verfolgten sie und hätten beinahe die Flüchtigen erreicht. Da warf Kuēkuaqā'oē die Matten, welche seine Schwestern gemacht hatten, und die die Lachse sehr gern haben, ins Wasser. Die Lachse fischten sie auf und zankten sich darum, wer sie haben solle. Unterdess erreichte er seine Heimath. Die Lachse machten noch einen Versuch, sie zurückzuholen, aber es gelang ihnen nicht. Seither sind viele Lachse in Wa'nuk (ein Ort in Rivers Inlet = mit einem Flusse).

6. Nach einiger Zeit gab Kuēkuaqā'oē das Mädchen dem Sohne eines Häuptlings der Hēista-itq (einer der nördlichsten Stämme der Kwakiutl, nahe dem Skeena River) zur Frau. Nach einiger Zeit liess er seine Schwestern Beeren sammeln, die er der jungen Frau zum Geschenk machen wollte. Als sie viele Kisten voll gesammelt hatten, beluden sie sein Boot und fuhren nach dem Lande der Hēista-itq. Kuēkuaqā'oē wurde unterwegs gierig und wollte die Beeren essen. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 6. Er lässt seine Exkremente rufen: „Viele Leute kommen und wollen mit Euch kämpfen.“ Er beschmiert sich dann

über und über mit dem rothen Safte der Beeren, um seine Schwestern glauben zu machen, dass er verwundet sei. Sie aber machen bald ausfindig, dass niemand da war, und er die Beeren gefressen hatte.)

7. Kuēkuaqā'ōē heirathete eine Wittwe, welche eine schöne Tochter hatte. Er baute sich ein Haus auf der Insel Wi'k'etsē (ausserhalb Rivers Inlet). Der Rabe wünschte das Mädchen in seine Gewalt zu bringen und erdachte eine List. Er veranlasste sie, zu baden. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 5. Er nimmt Holz von der gelben Ceder, das sie verbrennt. Er räth ihr dann, in den Wald zu gehen und das Heilmittel Lé'lakis [= Penis im Walde] zu suchen. Sie setzt sich dann darauf, und als sie entdeckt, was geschehen war, läuft sie von dannen.)

8. Kuēkuaqā'ōē nahm dann ein Paar Muschelschalen, sammelte sorgfältig das Sekret der Vagina des Mädchens und legte es hinein. Die Muscheln legte er unter einen Baum. Von Zeit zu Zeit sah er nach der Muschel und bald fand er einen kleinen Knaben drinnen. In vier Tagen wuchs derselbe heran. Kuēkuaqā'ōē gab ihm den Namen Ky'iō'tl und nahm ihn mit nach Hause. Dort zeigte er ihn dem Mädchen und sprach: „Siehe, das ist Dein Bruder.“ Er baute nun im Walde ein Boot. Als dasselbe fertig war, und er sich bereit machte, es ins Wasser zu schieben, bat Ky'iō'tl mitgehen zu dürfen. Als sie hinkamen, fanden sie in der Mitte des Bootes einen Hut, und Kuēkuaqā'ōē wusste, dass es sehr gefährlich sei, denselben zu berühren. Daher warnte er seinen Sohn, dieser aber gehorchte nicht, sondern setzte den Hut auf, der ihn sofort in die Höhe trug. Da setzte Kuēkuaqā'ōē sich nahe seinem Hause an's Ufer und weinte vier Tage lang. Plötzlich hörte er jemand hinter sich sagen: „Ich bin Ky'iō'tl, ich bin zu Dir zurückgekehrt.“ Er wandte sich um, erkannte aber den Sprecher nicht und erwiderte: „Du bist nicht Ky'iō'tl, Du hast kein Haar, während seines sehr lang war. Auch Dein Gesicht ist ganz anders.“ Jener versetzte: „Doch bin ich es. Droben herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Nimm mich auf! Glaube mir, ich bin Dein Sohn.“ Vier Mal bat er ihn auf solche Weise, Kuēkuaqā'ōē glaubte ihm aber nicht. Da sprach er: „Da Du mich nicht erkennen willst, muss ich wieder gen Himmel fliegen und kann nie wiederkehren. Fortan werden die Menschen sterben und können nachher nie wiederkehren.“ Er flog in die Höhe und da erst erkannte ihn Kuēkuaqā'ōē. Jetzt aber wünschte er ihn vergeblich zurück und streckte seine Arme gen Himmel aus (s. S. 469).

9. Kuēkuaqā'ōē schloss aus dem, was geschehen war, dass K·elēsiltsā'ē, ein grosser Adler, den Hut gebracht habe, um Ky'iō'tl zu rauben. Er beschloss daher, sich zu rächen. Er ging zu Mā'kyagyū (s. S. 445) und bat ihn, einen grossen Wal zu schnitzen. Mā'kyagyū erfüllte seine Bitte. Als nun der Wal fertig war, überzog Kuēkuaqā'ōē ihn mit Harz und warf ihn ins Wasser. Er selbst, die Heilbutte, der Biber und die Seeotter gingen in den Wal hinein, und er liess ihn nach Sā'lutsē (einer Insel nördlich von Malcolm Island, im Queen Charlotte Sound) schwimmen, wo K·elēsiltsā'ē lebte. Dieser sass gerade vor seinem Hause, und als er den Wal herbeischwimmen sah, sandte er seinen jüngsten Sohn Nātlēmsk·emēnkolā'k·amāē (= der einen fangende) aus, den Wal zu fangen. Dieser stürzte sich auf ihn herab. Der Wal war aber zu schwer für ihn. Er konnte seine Fänge nicht wieder von dem Harze loslösen und ward so ertränkt. Da schickte der Adler seinen nächstjüngsten Sohn Maē'matsemēnkolā'k·amāē (= der zwei fangende) aus. Auch er ward ertränkt, obwohl er den Wal ein klein wenig hob. Dann flog der nächste Sohn des Adlers, Yū'tuqsemēnkolā'k·amāē (= der drei fangende) aus. Ihn ereilte dasselbe Schicksal. Da endlich flog der älteste Sohn K·elēsiltsā'ē's, Maē'musk·emēnkolā'k·amāē (= der vier fangende) aus. Der Alte rief ihm zu: „Greife

den Wal am Kopfe, nicht in der Mitte.“ Er folgte dem Rathe und griff den Wal an den Athemlöchern und hob ihn auf. Es erfolgte ein hartnäckiger Kampf, und als der Adler müde wurde, kam sein Vater herbei, ihm zu helfen. Fast hätten sie gesiegt; endlich gewann aber der Wal doch die Oberhand und fuhr mit solcher Gewalt in die Tiefe hinab, dass er am Meeresboden stecken blieb. Der Biber und die Seeotter mussten aussteigen, und ihn wieder losgraben. Dann kehrten sie in Kuēkuaqā'oe's Heimath zurück.

10. Einst fragte Kuēkuaqā'oe den Hirsch Tlēk·Ekwi'lak': „Wann bist Du am fettesten?“ Jener erwiderte: „Im Sommer, wenn es viele Beeren giebt.“ Als es nun Sommer wurde, sagte Kuēkuaqā'oe: „Komm, lass uns zusammen weinen!“ Sie gingen aus, setzten sich an den Rand eines Abgrundes, und Kuēkuaqā'oe begann: „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Baumstümpfe auf der ganzen Welt giebt.“ Dann sang Tlēk·Ekwi'lak': „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Blätter auf den Bäumen und Muschelschalen am Strande giebt.“ Da rief Kuēkuaqā'oe: „Du willst mich zum Besten haben! Das hat Dein Vater nie gethan!“ und stiess ihn in den Abgrund. Dann trug er ihn nach Hause und ass ihn auf.

11. Stskin's ältere Brüder gingen in den Wald, um zu jagen. Sie kehrten aber ohne Beute zurück und waren sehr traurig, denn sie hatten nichts zu essen. Da nahm Stskin seinen Bogen und seine Pfeile und ging in den Wald. Bald ward er einen grauen Bären gewahr. Er setzte sich vor ihn auf einen Zweig und verspottete ihn, indem er rief: „O, wie gross ist Deine Nase!“ Darüber ward der Bär zornig und verschlang ihn. Stskin flog aber unverletzt hinten wieder zum Bären hinaus, setzte sich abermals auf einen Zweig und verspottete ihn. Der Bär verschluckte ihn zum zweiten Male, doch Stskin flog wieder hinten hinaus. Zum dritten und zum vierten Male verschluckte ihn der Bär. Da zerbrach Stskin seinen Bogen im Magen des Bären und machte einen Feuerreiber daraus. Seinen Regenmantel benutzte er als Zunder und entzündete nun ein grosses Feuer im Magen des Bären. Dann flog er wieder hinten hinaus. Zuerst musste der Bär husten, da der aufsteigende Rauch seine Kehle reizte. Dann schlugten die Flammen aus allen seinen natürlichen Oeffnungen hervor, und er verbrannte elendiglich. Stskin flog nun nach Hause und sprach zu seiner Mutter: „Rufe alle Leute und lass sie mit mir in den Wald gehen, ich habe einen grossen Bären getötet.“ Die Mutter glaubte ihm nicht, sondern sagte: „Du wirst mir doch nicht vorlügen wollen, dass Du etwas gefangen hast, während Deine älteren Brüder mit leeren Händen zurückgekommen sind?“ Da nahm Stskin ein Messer, flog in den Wald und schnitt dem Bären die Nase ab. Diese brachte er seiner Mutter, und da wusste sie, dass der kleine Stskin den Bären getötet hatte.

Viele Männer gingen nun mit ihm in den Wald, um den Bären zu holen; unter ihnen auch der Rabe. Sie zerlegten den Bären und fanden, dass er sehr fett war. Da wünschte der gierige Rabe, alles Fett für sich allein zu haben. Er dachte: „O, gäbe man mir doch das Fett zu tragen.“ Kaum hatte er das gedacht, da sagten die Leute: „Der Rabe soll das Fett tragen,“ und sie banden es ihm auf den Rücken. Bald blieb er zurück und die Männer mussten auf ihn warten. Als sie ihn nach der Ursache frugen, sagte er, das Fett rutsche ihm vom Rücken. Da banden sie es nochmals fest. Bald blieb er aber wieder zurück. Die Männer wurden ungeduldig und sagten ihm, er solle allein nachkommen. Das hatte er aber nur gewollt, und er frass nun alles Fett auf. Dann schlug er sich mit einem Stein gegen das Bein, so dass er sich ein wenig verletzte und flog nach Hause. „O“, sprach er, „fast wäre ich gestorben. Ich bin einen steilen Berg

hinuntergefallen.“ Jene aber glaubten ihm nicht, denn sie kannten seine Streiche und Kniffe. Der Rabe hatte aber zu viel gegessen und musste oft gehen, seine Nothdurft verrichten. Der Knabe Matsilq, K·atsitā'la's Sohn, folgte ihm und sah, dass er keine Exkremente, sondern Fett von sich gab. Er aber rief immer: „O, ich fühle mich so krank! Ein Haar ist in meinem After gekommen.“ Da rief Matsilq: „Er lügt; es ist nur Bärenfett, was herauskommt.“ Da wussten die Leute, dass der Rabe alles Fett gestohlen hatte. Dieser wollte aber auch das Fleisch haben, das in grossen Kesseln gekocht wurde. Er ging hinaus, verrichtete seine Nothdurft und sprach zu seinen Exkrementen: „Ruft jetzt gleich: O, o, viele Boote kommen.“ Diese gehorchten und alle Männer liefen auf die Strasse, um nach den Booten auszuschauen. Unterdess frass der Rabe alles Fleisch auf.

2. Nōak'aua (= der Weise) und Masmasalā'niq.

Nachdem der Rabe die Sonne befreit hatte, stiegen Nōak'aua und Masmasalā'niq vom Himmel herab, um alles schön und gut zu machen.

Nōak'aua dachte: „O, wenn doch Masmasalā'niq das Land und das Wasser schiede;“ und Masmasalā'niq schied das Land vom Wasser. Und weiter dachte Nōak'aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq den Olachen schüfe;“ und Masmasalā'niq schuf den fettreichen Fisch. Dann dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq doch einen Weg, der auf jenen Berg hinaufführte;“ und Masmasalā'niq that also. Und weiter dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq eine Höhle in diesem Berge und schüfe er viele Beeren auf dem Gipfel. O, schnitzte er Menschen aus Cedernholz, Männer und Frauen, und machte er ihnen Boot und Ruder.“ Und Masmasalā'niq führte alle Gedanken Nōak'aua's aus. Weiter dachte Nōak'aua: „O, machte doch Masmasalā'niq einen Kasten mit vier Fächern für die Tanzflöten.“ Und Masmasalā'niq that also. Er machte einen vierfächigen Kasten. In das Fach vorn links legte er die Flöte des Hā'mat'sa, rechts vorn die Tsa'ek'a- oder Tlök'oa'la-Flöten, links hinten die des Tanzes Tlōola'qa und rechts hinten die Mé'itla-Flöten. Dann dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq eine fünfstimmige Flöte,“ und Masmasalā'niq machte eine Flöte mit den Stimmen des k·o'itsa, tē'iqlala, kuai'ik'a (Enten), a'qaqonē und der Maus. Und weiter dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq den Tanzstab; o, ginge er in den Wald und suchte die Ceder; o, machte er die Steinaxt, um die Ceder zu fällen; machte er doch die Kiste, um getrocknete Lachse zu bewahren. O, machte er das Reibe-feuerzeug, damit die Menschen Feuer haben, und suchte er gelbes Cedernholz, das lange im Wasser gelegen hat, um es durch Reiben zu entzünden; o, machte er den Bastklopfer und schläge den Cedernbast weich, um Zunder zu machen.“ Und alle Gedanken Nōak'aua's führte Masmasalā'niq aus. Weiter dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq ein Netz, in dem die Menschen Fische fangen könnten.“ Masmasalā'niq versuchte es, doch es gelang ihm nicht. Deshalb ging er zur Spinne, und bat sie, für ihn ein Netz zu machen. Sie erfüllte seine Bitte. Ebenso machte sie den Halsring aus rothem Cederbast für den Wintertanz, und den Korb, und lehrte Masmasalā'niq, die Cedern abzuschälen. Und Nōak'aua dachte: „O, schärfe Masmasalā'niq doch einen Knochen, und gäbe ihn der Spinne, um den Bast damit zu spalten.“ Und Masmasalā'niq schärfe den Knochen und die Spinne machte Bastfäden. Dann dachte Nōak'aua: „O, machte Masmasalā'niq die essbaren Wurzeln, Häuser, Malereien, Schnitzereien und Masken;“ und Masmasalā'niq that also. Als alles vollendet war, machten Nōak'aua und Masmasalā'niq einen grossen Lärm am Himmel und die Menschen wurden lebendig. Dann hiess Nōak'aua die Menschen heirathen und sprach zu ihnen: „Wenn ihr keine Beeren

mehr am Fusse des Berges findet, so benutztet den Weg, den wir gemacht haben; steigt hinauf, droben werdet ihr viele Beeren finden.“ Die Menschen gehorchten.

Viele junge Männer hatten keine Frauen bekommen. Diese hiess Nōak·aua durch die Höhle den Berg hinausgehen und droben die beerensuchenden Frauen rauben. Die jungen Leute liefen nun durch die Höhle den Berg hinauf. Dieselbe war aber an vielen Stellen so niedrig, dass die, welche gar zu ungestüm liefen, sich die Köpfe an der Decke einstießen und so um's Leben kamen. Die übrigen erschienen plötzlich oben auf dem Berge, raubten die Beeren suchenden Frauen, und eilten dann durch die Höhle zurück. Wer nicht rasch genug entfloh, wurde von den Männern, die ihre Frauen vertheidigten, erschlagen.

Dann dachte Nōak·aua: „O, lehrte Masmasalā'niq die Menschen Fallen machen, in denen sie den Waschbären fangen können.“ Und Masmasalā'niq lehrte sie Bären fangen und Mäntel aus deren Felle machen. Er sandte vier Männer in den Wald, welche die ersten waren, die Bären fingen.

Und Noak·aua dachte weiter: „O, holte doch Masmasalā'niq das Feuer.“ Aber Masmasalā'niq konnte nicht. Deshalb sandte er zuerst das Hermelin zum Hause des Mannes, der das Feuer bewachte. Es nahm heimlich das Feuer in's Maul und wollte davon laufen. Da fragte jener: „Wohin willst Du?“ Das Hermelin konnte aber nicht antworten, da es das Feuer im Munde hatte. Deshalb gab jener ihm eine heftige Ohrfeige und das Feuer fiel zur Erde. Da das Hermelin erfolglos gewesen war, sandte Nōak·aua den Hirsch. Dieser ging zuerst zu Masmasalā'niq, um sich seine Beine schlank und schnell machen zu lassen. Und Nōak·aua dachte: „Wenn doch Masmasalā'niq Fichtenholz an des Hirsches Schwanz stecken wollte.“ Und Masmasalā'niq steckte Fichtenholz an des Hirsches Schwanz. Schnellfüssig lief er nun davon. Er kam in das Haus, wo das Feuer war und tanzte um das letztere herum, indem er sang: „Ich möchte das Licht finden!“ Und plötzlich drehte er sein Hinterheil gegen die Flammen, so dass das Holz am Schwanze Feuer fing, und er lief davon. Ueberall aber fiel Feuer zur Erde, das die Menschen sorglich bewahrten. Der Hirsch rief dem am Wege stehenden Holze zu: „Verbirg das Feuer;“ es nahm das Feuer auf und ist seitdem brennbar.

Und weiter dachte Nōak·aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche;“ und Masmasalā'niq that also. Auf einem fernen Berge lebte nehmlich der Vogel K·ani'sltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Nōak·aua fangen. Er liess alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalā'niq verschloss dann den Wal und liess ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause K·ani'sltsua's. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensk·ame'nk·oa, Maimaseme'nk·oa und Yaiutqsemē'nk·oa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte K·ani'sltsua seinen jüngsten Sohn Mamosk·ame'nk·oa (die Namen bedeuten: der ein, zwei, drei, vier hebende) aus. Dieser freute sich, legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich K·ani'sltsua um's Leben.

Und Nōak·aua dachte: „Wenn wir alt geworden sind, wollen wir sterben.“ Aber Masmasalā'niq wollte immer am Leben bleiben. Der kleine Vogel K·oē'qtsa wünschte aber sehr, dass Nōak·aua und Masmasalā'niq sterben möchten. Er sagte: „Wo soll ich wohnen, wenn ihr ewig am Leben bleibt? Ich will in eurem Grabe mein Nest bauen und mich wärmen.“ Nōak·aua wusste nicht, was er thun sollte

und sagte zum Vogel: „Gut, wir wollen sterben, aber nach vier Tagen wieder auferstehen.“ Der Vogel aber war hiermit nicht zufrieden, er wollte, dass sie ganz sterben sollten. Da beschlossen Noak'aua und Masmasala'niq zu sterben und dann als Kinder zurückzukehren. Sie starben und stiegen hinauf in den Himmel, um zu sehen, ob die Leute sie betrauerten. Sie sahen dort, dass alle Menschen wehklagten, und da verwandelten sie sich in Blutströpfchen, die mit dem Winde zur Erde herabwehten. Im Schlaf athmeten die Frauen dieselben ein, und in Folge dessen gebaren alle Kinder. So kehrten Nōak'aua und Masmasala'niq zur Erde zurück.

3. Der Nerz.

1. Einst sagte Nerz zu seiner Mutter: „Ich bin hungrig und möchte Muscheln essen. Ich will mit Ya'éqōēk'oa (s. S. 469) kämpfen, damit er Ebbe werden lässt.“ Dieser war ein mächtiger Häuptling, welcher auf dem Grunde des Wassers wohnte. Die Mutter liess den Nerz gehen. Er schwamm hinaus und griff Ya'éqōēk'oa an. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden, und er hielt ihn unter Wasser, bis er anfing, seinen Atem zu verlieren. Da rief jener: „Lass mich los, ich will auch das Wasser zurücktreten lassen, damit Du Muscheln sammeln kannst.“ Nerz war damit zufrieden, liess ihn los und schwamm nach Hause zurück. Das Meer trat ein wenig zurück und er fand eine Muschel. Als er nach Hause zurückkam, fragte seine Mutter: „Nun, was hast Du gefunden?“ Er zeigte ihr die eine Muschel und schwamm gleich wieder hinaus, um nochmals mit Ya'éqōēk'oa zu kämpfen. Wieder besiegte er ihn und dieser liess das Wasser etwas weiter zurücktreten und länger ausbleiben. Da fand Nerz sechs Muscheln unter den Steinen und brachte sie seiner Mutter. Er war aber noch nicht zufrieden. Erst nachdem er viermal den Wassergeist besiegt hatte, liess dieser das Meer lange und weit genug zurücktreten, so dass er einen Korb voll Muscheln bekam. Da war er zufrieden, liess seine Mutter die Muscheln kosten und beide assen sich satt. Da klopfte er sich voll Behagen auf den Magen.

2. Einst spielte Nerz mit den Enten (Kuaī'ik'a) Reifen und gewann im Spiel. Dann schossen sie mit Pfeilen nach einem Stocke, um zu sehen, wer am besten schießen könne. Auch hierbei gewann er. Da fielen alle über ihn her und zerbrachen seinen Bogen. Er aber wehrte sich und biss die Enten. Da sagten diese zu ihm, um ihn zu kränken: „Du hast ja gar keinen Vater.“ Darüber ward Tlē'selagyila (= der Sonnenmacher), der Nerz, traurig und lief weinend zu seiner Mutter, um sie zu fragen, ob er wirklich keinen Vater habe. Sie tröstete ihren Sohn und sprach: „Lass sie nur schreien, Dein Vater ist droben im Himmel. Er heisst Toatusela'kilis und macht, dass die Sonne scheint.“ Da beschloss Nerz, ihn zu besuchen. Er ging zu seinem Oheim Hanatliaqtā'o (d. h. der Bogenschütze), und liess sich einen neuen Bogen machen. Als er diesen bekommen hatte, schoss er einen Pfeil nach dem Himmel und dieser blieb dort stecken. Der zweite Pfeil haftete im ersten, und indem er so fortfuhr, machte er eine Kette, die vom Himmel bis zur Erde hinabreichte. An dieser kletterte Tlē'selagyila hinauf und gelangte endlich in den Himmel. Droben traf er die Frau Toatusela'kilis' — denn sein Vater hatte wieder geheirathet. — Als diese Tlē'selagyila erkannte, sagte sie: „Dein Vater wird sich sehr freuen, Dich zu sehen. Du kannst nun statt seiner die Sonne führen.“ Abends, als es dunkel wurde, kam der Vater heim. Da sagte die Frau zu ihm: „Dein Sohn ist gekommen und will bei Dir bleiben. Lass ihn nun an Deiner Statt die Sonne führen.“ Toatusela'kilis war sehr froh, und früh Morgens weckte er seinen Sohn.

Er gab ihm sein Kleid, und hiess ihn langsam hinter den Bergen aufsteigen und warnte ihn, nicht zu rasch zu gehen, da sonst alles verbrennen würde. Nerz nahm seines Vaters Kleider und stieg langsam in die Höhe, wie ihm geheissen war. Als es aber fast Mittag war, ward er ungeduldig, fing an zu laufen, und setzte so die ganze Erde in Flammen. Die Bewohner der Erde sprangen, um den Flammen zu entgehen, ins Wasser, und wurden da in wirkliche Menschen verwandelt (während sie vorher Halbthiere gewesen waren). Die Frau im Himmel aber rief ihren Mann und hiess ihn Tlē'selagyila auf die Erde hinabwerfen, da sonst alles verbrennen würde. Toatusela'kilis elte herbei, riss ihm die Kleider ab und warf ihn zur Erde hinab, indem er sagte: „Wenn Du ordentlich gegangen wärest, hättest Du immer die Sonne führen dürfen.“ Nerz fiel in's Meer zwischen viele treibende Baumstämme. Dort fanden ihn die Menschen und trugen ihn nach Hause.

4. Der Mond.

1. Gyā'lōyak'amē (= der Allererste) lebte bei seinem Vater K'ō'mhk'ōmgyila. Eines Tages beschloss er in seinem Boote auszufahren. Er schob das Boot ins Wasser und fuhr hinaus in die weite See. Dort begegnete er K'ōmōk'oa, welcher versuchte, das Boot und den Schiffer zu fangen. Da befahl Gyā'lōyak'amē dem Boote, in die Höhe zu steigen, und siehe, es flog davon, wie ein Vogel. Es stieg höher und höher und stieß endlich an den Himmel an. Dort fand er ein Loch, steckte seinen Kopf hindurch und fragte: „Wohnen hier oben keine Menschen?“ Da hörte er jemand antworten: „Ja, wir wohnen hier, die Wa'qsk·em (= Gesicht an beiden Seiten), aber wir sind nicht glücklich, denn wir haben unseren Mund im Nacken.“ Da sprach Gyā'lōyak'amē: „Wenn ich dereinst ein Kind haben werde, so soll es heissen, wie Ihr.“ Und er fuhr weiter in seinem Boote. Nach einiger Zeit sah er unter sich ein Haus. Das Boot kreiste anfänglich über demselben, und liess sich dann tiefer und tiefer herab, bis es endlich vor dem Hause landete. In dem Hause aber wohnte Tlā'k'oagyila (der Kupferplatten machende). Seine Frau wiegte ihr Kind, das beständig schrie. Um es ruhig zu machen, sprach sie: „Weine nicht, sonst wird Dich Gyā'lōyak'amē holen.“ Das Kind schlief ein, die Frau legte sich auch nieder, und als alle schliefen, schlich sich Gyā'lōyak'amē ins Haus und stahl das Kind aus der Wiege. Nach einiger Zeit erwachte die Frau und, als sie fortfuhr, die Wiege zu bewegen, merkte sie, dass dieselbe leer war. Da rief sie: „Tlā'k'oagyila! Jemand hat unser Kind geraubt“ und weinte sehr. Aber sogleich trat Gyā'lōyak'amē herein und sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hier ist Euer Kind, ich wollte nur seinen Namen wissen.“ Da freute sich der Vater und sprach: „Er heisst Tlā'tlak'oasila (= der Kupfer Zählende). Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so lass sie ihrem ältesten Sohn diesen Namen geben. Das zweite Kind, ein Mädchen, soll Tlāk'oagyilao'k'oa (= die Kupfer machende), das dritte, ein Knabe, Sēkyōk'oa'la (= das tönende Kupfer), und das letzte, ein Mädchen, Tlā'k'oitl (= Kupfer im Hause) heissen. Nun fahre weiter zu Aihts'umgyila (= der Haliotis-Schalen bearbeitende).“ Gyā'lōyak'amē stieg in sein Boot und flog weiter. Bald fand er Aihts'umgyila's Haus; wieder kreiste das Boot über demselben und liess sich langsam herab. Dann stahl Gyā'lōyak'amē auch ihm das Kind aus der Wiege, um seinen Namen zu erfahren. Als er es zurückbrachte, sprach Aihts'umgyila: „Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so soll sie das älteste, einen Knaben, nach unserem Sohne Aihts'umk'ā'naq (= der Muscheln reinigende) nennen. Das nächste, ein Mädchen, soll Aihts'umk'a (= die Glänzende) heissen; das dritte, ein Knabe, soll Aihts'umalitl (= Haliotis im Hause) und das jüngste, ein Mädchen, Aihts'umk'anlitl (= Kiste voll Haliotisschalen) heissen.“ Gyā'lōyak'amē kehrte

dann zur Erde zurück und erzählte seinen Schwestern, was er erlebt hatte. Dann stieg er in den Himmel und ward der Mond.

2. Ein junges Mädchen wartete ihren Bruder, während die Mutter ausgegangen war, Olachen zu fangen. Da der Knabe unaufhörlich schrie, schlug sie ihn in ihren Mantel ein, trug ihn auf der Strasse umher und gab ihm einen kleinen Eimer zum Spielen. Da er gar nicht still sein wollte, drohte sie ihm, der Mond werde ihn holen. Und als er noch nicht aufhören wollte, drohte sie ihm zum zweiten, dritten und vierten Male. Da hörte sie der Mond. Er stieg zur Erde herunter, und indem er herabkam, ward er riesengross. Er nahm den Jungen mit sich hinauf zum Monde. Noch heute kann man den Knaben mit dem Eimer in der Hand im Monde sehen.

3. Ein junger Mann, Namens Mé'itla, ging in einem Jahre zehnmal hinauf zum Himmel. Beim ersten Male fand er droben eine Möwe und brachte sie mit herunter. Als er zum zweiten Male hinaufstieg, fand er einen Vogel mit rothem Schnabel, beim dritten Male die „Salmonberries“, dann den Taucher und den Vogel Qé'qéqé. Beim sechsten Male brachte er den Vogel Ate'mkuli mit herab. Als er aber zum zehnten Male hinaufstieg, fand er den Mond Nüsnü'selis und kehrte nun nicht wieder. Da weinten und klagten seine Mutter Tleelaiak's und sein Vater K'ōmqtō'is. Endlich schliefen sie ein. Im Traume sah die Mutter ein schönes Haus vor sich, und als sie erwachte, erkannte sie, dass es kein Traumgebilde war, sondern wirklich nahe vor ihr stand. Sie sah ihren Sohn Mé'itla vor dem Hause spielen und weckte ihren Mann, damit er ihn auch sehen solle. Als der Vater erwachte, sah auch er das Haus und den Knaben und rief: „Da ist ja unser verlorener Sohn!“ Sie sprangen auf und liefen auf das Haus zu. Dieses schien aber vor ihnen zurückzuweichen und endlich erkannten sie, dass es in Wahrheit weit fort, droben am Himmel war. Da setzten sie sich nieder und weinten und sangen: „O, unser Sohn spielt droben bei Nüsnü'selis. Er weilt im fremden Lande und kehrt nicht mehr zu uns zurück.“ Als sie so sangen, ging ihre Nichte vorüber, und sie erzählten ihr, dass sie Mé'itla im Himmel droben hatten spielen sehen. Da sprach jene: „Wir wollen Euren Sohn im Tanze wieder erscheinen lassen.“ Die Eltern waren damit einverstanden. Sie liessen ihre Nichte, die K'ōk'ōmē'tsemk'a hiess, in der Gestalt des Mé'itla tanzen und gaben ihr seinen Namen.

5. Mé'maotlēmē.

An einem heissen Sommertage gingen vier Brüder hinaus ins Meer, um zu baden. Sie fanden am Ufer einen Baumstamm, auf den sie sich niederlegten, um zu schlafen. Während sie dort ruhten, geriet der Stamm ins Treiben, und als sie erwachten, war ringsum kein Land zu erblicken. Lange Zeit trieben sie hin und wieder. Endlich sahen sie am Horizont einen schwarzen Streifen. Sie kamen näher und erblickten eine schwarze Küste. Der jüngste Bruder sprang von dem Baumstamm ans Ufer, doch siehe, das Land verschwand, und er ertrank. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein ähnliches Land; der zweitjüngste sprang vom Stamme und auch er ertrank. Lange Zeit trieben die zwei Ueberlebenden auf dem Stamme umher. Endlich wurde der zweite Bruder so müde, dass er sich nicht mehr halten konnte, und auch er ertrank. Nur der Älteste blieb übrig, und nach langer Fahrt gelangte derselbe endlich zu dem Lande des Häuptlings Mé'nis (s. S. 444). Hier fand er einen Fluss, der aus einem See herausströmte. Er ging hinauf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Abends kam Lalak'aiyuk'oa, Mé'nis' Tochter, aus dem Hause, um Wasser zu schöpfen. Als sie den Mann er-

blickte, fragte sie ihn, woher er komme, und Mé'maotlémé, denn so hiess er, erzählte seine Schicksale. Da lud jene ihn ein, in ihres Vaters Haus zu kommen. Er folgte ihr, und drinnen bot sie ihm aus einer grossen Kiste zu essen an. Sie nahm etwas heraus, das er nicht erkannte, mischte es mit Wasser und „Crabapples“ und setzte es ihm vor. Als Mé'maotlémé beginnen wollte zu essen, sah er, dass es Menschenaugen waren, und er weigerte sich, solche Speise zu essen. Nach einiger Zeit ging Mé'nis zufällig in ein Zimmer seines Hauses, und als er die Thür öffnete, sah Mé'maotlémé drinnen Seehunde liegen, und er sagte zu Lalak'-aiyuk'oa: „Davon koche mir etwas, das pflegt man bei uns zu Lande zu essen.“ Das Mädchen berichtete ihrem Vater des Gastes Wunsch, und er nahm darauf einen Stock und schlug einen Seehund todt. Die Tochter zerlegte ihn sodann und kochte ihn. Es war ihr aber sehr zuwider, dass Mé'maotlémé solche Speise essen wollte, denn die Seehunde waren ihre Hunde.

Mé'nis aber gab seine Tochter dem Gaste zur Frau. Nicht weit vom Hause war ein Fischwehr, und nahe dabei war eine Stange aufgerichtet, auf welcher ein Adler sass, der jedesmal, sobald das Wehr voll Fische war, schrie. Früh Morgens, als Mé'maotlémé noch im Bette lag, schrie der Adler. Da stiess Lalak'aiyuk'oa ihren Mann an und sagte: „Gehe doch zum Wehr hinab und nimm die Lachse heraus.“ Mé'maotlémé ging hinab und fand im Wehr die Leichen seiner Brüder. Einem derselben war von einem Raben ein Auge ausgehackt. Da weinte er. Als seine Frau ihn weinen hörte, stand sie auf, ging zu ihm und fragte nach der Ursache seines Kummers. Als er ihr die Leichen seiner Brüder zeigte, sagte sie: „Sei nicht traurig, mein Vater wird sie wieder erwecken.“ Sie holte ihren Vater und dieser trug die Körper ins Haus. Er nahm ein Auge aus der Kiste und setzte es dem einen der Brüder statt des ausgehackten ein; er schüttelte sie und sie wurden wieder lebendig.

Eines Tages spielte einer der Brüder mit einem Stückchen Cedernholz, Lalak'aiyuk'oa verwies es ihm, indem sie sagte, das Holz sei sehr kostbar und ihr Vater müsse es sehr theuer bezahlen. Hierüber wunderte sich der Mann und erzählte, wie viele Cedern in seiner Heimath wüchsen. Als Mé'nis durch seine Tochter hiervon hörte, bat er die Brüder, ihre Verwandten zu besuchen, und ihm dann viel Cedernholz mitzubringen. Jene hatten aber kein Boot. Da gab ihnen Mé'nis sein Fellboot und hiess sie abfahren. Sie aber fürchteten sich, in dem Fellboote über das Meer zu fahren. Mé'nis ermuthigte sie. Er gab ihnen von allen Arten Thieren, die er als Hunde in den zahlreichen Zimmern seines Hauses hielt, je eines, unter denselben auch ein Stachelschwein, und hiess sie abfahren. Lalak'aiyuk'oa fuhr mit ihnen und sagte: „Steuert immer der aufgehenden Sonne entgegen, und haltet die sinkende Sonne hinter Euch, dann werdet ihr Eure Heimat erreichen.“

Sie gehorchten und erreichten nach langer Fahrt ihr heimathliches Dorf. Niemand hatte das Boot kommen sehen. Der jüngste Bruder sprang an's Land und ging, seinen Vater zu begrüssen. Dieser aber erkannte ihn anfänglich nicht. Dann liess er sein Haus reinigen und gab ein grosses Fest. Die Söhne aber gaben ihm alle Arten von Thieren, das Geschenk des Häuptlings Mé'nis. Dann baten sie alle Leute in den Wald zu gehen und Cedernrinde zu holen, die sie Mé'nis als Geschenk bringen wollten. Sie beluden ein aus einer Ceder gebautes Boot und fuhren zurück. Lalak'aiyuk'oa hiess sie der sinkenden Sonne entgegen fahren und die aufgehende Sonne im Rücken behalten. Sie gehorchten, und nachdem sie an den beiden trügerischen schwarzen Inseln vorbeigefahren waren, gelangten sie glücklich zu Mé'nis. Die Tochter ging zu ihrem Vater und erzählte,

dass man sie gut bewirthet und reich beschenkt habe. Und Mēnis Herz war froh, als er die Cedernrinde, das Boot und all' die Sachen sah, welche er noch nicht kannte. Und er beschloss, alles nachzumachen.

6. K'ōmk'ō'mgyila.

K'ōmk'ō'mgyila, ein Häuptling der Nō'quntsitq, hatte die Tochter des Häuptlings des Nordens zur Frau. Sie hiess Tlāk'oagyilaō'k'oa (= die Kupfer gemachte), Tlā'k'uītl (= Kupfer im Hause), K'ak'anqp'ā'lak'a (= Kupfergeruch) und Tlā'k'oetk'e'naq. Ihr Vater hiess Tlā'k'oagyila (= der Kupfer machende), und das Land, in dem er wohnte D'a'k'ō. Sie hatten ein Paar Zwillingstöchter und lebten eine Reihe von Jahren ruhig in Nō'quntsitq. Da verlangte aber K'ōmk'ō'mgyila danach, auch die Häuptlinge der andern Himmelsrichtungen zu besuchen und ihre Länder kennen zu lernen. Der Häuptling des Ostens ist Alagyilak·emāē (= der erste der Fellmäntel). Ihn beschloss er zuerst zu besuchen. Als sie das Boot bestiegen, weigerten sich seine Töchter mitzugehen. Er fragte: „Wovon wollt Ihr denn leben, wenn wir fort sind?“ Sie antworteten: „Wir sind Lachse. Wenn wir im Wasser schwimmen, werden viele Fische kommen“¹⁾. K'ōmk'ō'mgyila liess endlich seine Töchter zurück und reiste mit seiner Frau und vier Sklaven ostwärts. Sie fuhren den Fluss Nō'qunt hinauf, soweit derselbe schiffbar ist, und wanderten dann zu Fusse ostwärts. Endlich, nach langer Wanderung kamen sie zu vier Seen und sahen ein grosses Loch im Boden, aus dem Morgens immer die Sonne hervorkommt.

Seine Frau sagte ihm, sie seien nun im Lande Alagyilak·emāē's angekommen. Da sie keinen Menschen sahen, rief K'ōmk'ō'mgyila: „Wohnt denn niemand hier in diesem Loche?“ Da niemand antwortete, rief er nochmals und abermals, doch erst nachdem er viermal gerufen hatte, kam Alagyilak·emāē zum Vorschein. Er hatte vorn und hinten ein Gesicht und nur mitten auf dem Kopfe einen Streifen Haare: „Was willst Du hier?“ sprach er. K'ōmk'ō'mgyila antwortete: „Ich will Deine Tochter heirathen.“ Der Häuptling sprach: „Was willst Du denn mit Ihr thun? Du kannst sie nicht heirathen.“ Jener versetzte: „Doch, ich kann sie so gut heirathen, wie irgend eine andere Frau.“ Darauf ging Alagyilak·emāē in das Loch, um seine Tochter zu holen. Sie hiess Alagyilayūk'oa (= die Fellmantel gemachte) und Alagyimitl (= Fellmantel im Hause). Als er sie brachte, sah K'ōmk'ō'mgyila, dass sie ein ganz kleines Kind war, aber Alagyilak·emāē zwang ihn, sie zu heirathen, und gab ihm viele Feldecken und das Wasser des Lebens. Nach einiger Zeit reiste K'ōmk'ō'mgyila in seine Heimath zurück. Da sprach der Häuptling: „Wenn Du Kinder hast, so nenne sie nach meiner Tochter und nach mir.“ Als nun der Reisende zu Hause ankam, sah er Rauch aus dem Dache aufsteigen und er fand seine Töchter wohl versorgt mit Fischen. Dann beschloss er, seinen Schwiegervater Tlā'k'oagyila, den Häuptling im Norden, zu besuchen. Er belud sein Boot mit vielen Netzen aus Cederbast und mit Tanzgeräthen. Dann fuhren sie ab. Endlich gelangten sie an einen Berg, der ihnen den Weg versperrte, und K'ōmk'ō'mgyila wusste nicht, wie sie weiter kommen sollten. Seine Frau aber kannte den Weg. Sie bedeckte das ganze Boot mit Fellmänteln, so dass kein Wasser hineinspritzten konnte. Dann liess sie das Boot vor einem steilen Felsen halten und bis Niedrigwasser warten. Da wurde eine grosse Höhle sichtbar, die durch den ganzen Berg führte. Sie fuhren hindurch

1) Die Kwakiutl glauben, dass Zwillinge verwandelte Lachse sind, und dass sie Macht über die Fische haben (s. S. 445, Anmerk.).

und erblickten an der anderen Seite Tlā'k'oagyila's Haus. Als die Leute sie erblickten, riefen sie einander zu: „Das müssen mächtige Fremdlinge sein, die durch den Berg gekommen sind.“ Sie wussten nicht, dass es das Boot ihrer Häuptlingstochter war. Als sie aber an's Ufer kamen, erkannte sie ihr Vater. Er führte sie ins Haus und setzte ihnen eine Kiste mit Menschenaugen zum Essen vor. Die Tochter aber sprach: „Das issst mein Mann nicht, gieb ihm Seehunds-fleisch!“ Da tödteten die Leute Seehunde und gaben sie ihm zu essen. K'ōm-k'ō'mgyila gab seinem Schwiegervater die Netze und den Tanzschmuck, den er mitgebracht hatte. Nach einiger Zeit kehrten sie in ihre Heimath zurück. Tlā'k'oagyila behielt das Boot seines Schwiegersohnes und gab ihm statt dessen ein Kupferboot, das wie eine Kiste gestaltet war und an jedem Ende ein Loch hatte. Er füllte das Boot mit Kupferplatten und gab ihm den Namen Tlā'k'oagyila für seine Kinder.

Den Häuptling Gyō'gwisilāk·emāē (= der erste der Muschelschalen) des Südens und Aihts'umgyila (= Halotismacher, oder der es glänzend macht) des Westens besuchte er nicht.

7. K·ek·tsumhuskyā'na.

Es war einmal ein Mann, der hiess Apō'tl. Eines Tages war er zu einem Feste eingeladen und als das Essen vorüber war, liess er einen Knaben eine Schüssel von der übrig gebliebenen Speise für seine Frau und seine vier Söhne nach Hause tragen. Der Knabe gehorchte, und als Apō'tl's Söhne, die auf den Seitenbrettern über der Plattform in ihren Betten gelegen hatten, die grosse Schüssel voll Fleisch und Beeren sahen, standen sie auf und sprangen herunter, um zu essen. Die Mutter aber sagte: „Das ist nicht für Euch; Apō'tl hat das Essen für mich gesandt. Wenn Ihr etwas haben wollt, so geht nach K·ek·tsumhuskyā'na und holt es Euch daselbst.“ K·ek·tsumhuskyā'na war aber eine Menschenfresserin, die in einem fernen Lande wohnte. Da wurden die Söhne betrübt und trotzig. Sie legten sich wieder ins Bett und blieben vier Tage lang im Bette liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Am vierten Tage sahen die Dorfbewohner einen schönen Vogel (einen Schwan?) nahe den Häusern umherschwimmen. Die Kinder versuchten, ihn zu fangen, konnten aber seiner nicht habhaft werden. Als Apō'tl's Söhne hiervon hörten, standen sie auf, nahmen ihren Bogen und ihre Pfeile in einem hölzernen Kasten mit und stiegen in ihr Boot. Als sie dem Vogel nahe gekommen waren, schossen sie ihn. Der Pfeil traf, aber tödete den Vogel nicht. Dieser schwamm von dannen, und die Knaben verfolgten ihn. Oft kamen sie ihm nahe und dann schossen sie ihn mit ihren Pfeilen. So oft sie aber auch schossen, sie vermochten den Vogel nicht zu tödten. So lockte der Vogel sie weit ins Meer hinaus. Endlich gelang es ihnen aber doch noch, denselben zu fangen. Dann wollten sie nach Hause zurückkehren, aber siehe! rings umher war nichts als Himmel und Wasser zu sehen und selbst die Gipfel der höchsten Berge waren verschwunden. Da wussten die Knaben nicht, wohin sie sich wenden sollten. Aber nicht genug damit; bald nachdem sie den Vogel gefangen hatten, fing ein eisiger Wind an zu wehen und sie wussten nun, dass der Vogel der Herr des Windes war. Das Meer begann zu gefrieren und mit Mühe mussten sie sich ihren Weg durch dicht gedrängte Eisblöcke suchen. Nachdem sie so eine Zeit lang umhergefahren waren, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, zerbrach dem einen der Brüder das Ruder. Er ward müde, schlief ein und kam endlich vor Kälte und Hunger um. Nach kurzer Zeit zerbrach das Ruder des zweiten der Brüder. Auch er erfror. Da nahmen die beiden überlebenden die

Mäntel ihrer Brüder und hüllten sich darin ein. Doch auch der dritte starb endlich vor Hunger und Kälte. Als der Aelteste sich nun ganz allein sah, hüllte er sich in die Mäntel und weinte bitterlich. Nach kurzer Zeit begann er einzuschlummern. Plötzlich aber fuhr er auf, denn er fühlte, dass der Kahn an's Land gestossen war. Er stiess sein Ruder ins Wasser und fühlte Grund. Es war keine Seele am Ufer zu entdecken und daher fürchtete er sich auszusteigen. Endlich aber sah er einige Fussspuren, und nun fasste er sich ein Herz, hüllte sich in seinen Mantel und folgte den Spuren, nachdem er den Kahn an's Ufer gezogen hatte. Er war nicht weit gegangen, da kam er an ein Dorf. Er ging in das erste Haus und fand dort zwei Knaben. Da diese ihn nicht bemerkten, klopste er ihnen auf die Schulter. Sie wandten sich um und fragten: „Woher kommst Du?“ Als er ihnen seine Schicksale erzählt hatte, sagten sie: „Dieses ist K'ek'tsumhskyā'na's Land. Wenn Du Muth und Kraft genug hast, so tödte sie und nimm ihre Tochter zur Frau.“ Da antwortete jener: „Ja, ich habe Muth und will das Abenteuer bestehen.“ Die Knaben erzählten ihm nun, dass schon viele Männer gekommen seien, um jenes Mädchen zu heirathen, dass K'ek'tsumhskyā'na aber alle getötet habe. Sie fragten: „Kannst Du gut springen und laufen? sonst tödet sie Dich sicherlich.“ Er erwiederte, er könne gut springen. Mittlerweile waren die Männer, die auf Jagd gewesen waren, zurückgekommen, und man gab ihm zu essen. Sein Herz aber war traurig, da er an seine todtten Brüder dachte, die draussen im Boote lagen. Eine alte Frau aber tröstete ihn, indem sie sagte: „Sei guten Muthes, wenn Du K'ek'tsumhskyā'na getötet hast, werden wir jene wieder erwecken.“ Und sie fragten ihn, ob er muthig sei. Er erwiederte, er verlange nur danach, jene zu tödten. Da hiessen ihn die beiden Knaben, die er zuerst getroffen hatte, zeigen, ob er springen und laufen könne. Er trat vor die Thür des Hauses und sprang mit einem Satze so weit, wie das Haus breit war. Ehe er aber fortging, liess er vier kleine Mädchen eine tiefe Grube nahe beim Feuer machen, und er trug den Knaben auf, Gift zu kochen und es bereit zu halten, um es zur rechten Zeit zu gebrauchen. Dann ging er zu K'ek'tsumhskyā'na's Haus. Vor der Thür fand er den Vogel K'ak'a'nis als Wächter aufgestellt. Dieser wollte Lärm schlagen, aber der junge Mann gewann ihn für sich, indem er ihm einen Fisch reichte. Dann öffnete er die Thür und fand drinnen den Vogel T'āstumā'kua als Wächter aufgestellt, dem er ebenfalls einen Fisch reichte und ihn so für sich gewann. Er trat ein und sah nun die alte Frau gerade neben der Thür auf ihrem Bett liegen und schlafen. Und er bemerkte, dass die Seiten ihrer Hände scharf wie Messer waren. Mit diesen pflegte sie jeden zu tödten, der ihr nahte. Am Feuer sass aber K'ek'tsumhskyā'na's Tochter. Der Jüngling ging auf sie zu und fragte sie: „Willst Du meine Frau werden, und ist es Dir recht, wenn ich Deine böse Mutter tödte?“ Jene erwiederte: „Ja, ich habe lange heirathen wollen, aber sie tödet alle meine Freier. Nun tödte Du sie.“ Sie hatte nehmlich den jungen Mann rasch lieb gewonnen und fragte ängstlich: „Bist Du aber auch stark genug?“ Als jener sie ermuthigte, sprach sie: „So tödte sie jetzt, so lange sie noch schläft; wenn sie wach ist, wirst Du sicher unterliegen.“ Da sprang der junge Mann auf die Frau los und hielt sie fest in seinen Armen. Sie erwachte und schrie: „hr! hr! hr! hr!“ indem sie mit ihren scharfen Händen um sich schlug. Wenn sie ihn aber treffen wollte, so sprang jener behende zur Seite. Er fesselte sie endlich und trug sie in das Haus, in welchem die Dorfbewohner ängstlich das Ende des Kampfes erwarteten. Dort warf er sie in die Grube und schüttete das Gift auf sie, so dass sie starb.

Am folgenden Tage sprach er zu den Leuten: „Nun steigt hinab in die Grube und holt den Leichnam heraus!“ Alle aber fürchteten sich und wagten nicht, hinabzusteigen. Da liess er sich ein Seil aus Cederbast um den Leib schlingen, stieg selbst hinab und holte den Leichnam heraus. Dann schnitt er ihr die Hände ab, zerhackte den Rest des Körpers, und warf die Stücke in alle Winde. Diese wurden in die Waldblume K'ak-atsumalā's verwandelt. Die Hände aber behielt er, da sie mächtige Zaubermittel waren. Mit der linken konnte er seinen Feinden schaden, mit der rechten Kranke heilen und Todte erwecken. Er machte einen Schnitt in die letztere, und die wasserhelle Flüssigkeit, welche statt Blutes heraus tropfte, liess er auf seine todten Brüder trüefeln. Da erwachten sie, rieben sich die Augen, als wenn sie lange geschlafen hätten, und gingen ins Haus hinein. Da sahen alle Menschen, dass er seine Brüder erweckt hatte. Und es lebte dort ein Häuptling, dessen Sohn von K'ek'tsumuskyā'na getötet war. Dieser sprach zu dem jungen Mann: „O, erwecke meinen Sohn auch!“ und alle diejenigen, deren Söhne und Brüder von K'ek'tsumuskyā'na getötet waren, batcn ihn, dieselben zu erwecken. Da ging er zu ihrem Hause und fand die Knochen umher liegen, wie einen Haufen Muscheln. Er beträufelte alle mit der aus der rechten Hand tropfenden Flüssigkeit, und alle die, an deren Knochen noch ein wenig Fleisch war, erstanden wieder auf. Die übrigen konnte er nicht ins Leben zurückrufen. So ward der Jüngling ein grosser Häuptling und nahm K'ek'tsumuskyā'na's Tochter zur Frau.

Nach einiger Zeit verlangte sein Herz nach seiner Heimath. Er belud sein Boot mit all seinem Eigenthum und seine Frau legte ihre Kisten voll Decken und Fleisch hinein. Es war so schwer beladen, dass die Brüder bezweifelten, ob es alles tragen könne. Als sie nun abfahren wollten, wussten sie nicht, in welcher Richtung ihre Heimath lag. Da sprach die Frau: „Schliesst Eure Augen, dann wird das Boot von selbst gehen.“ Und sie thaten, wie sie ihnen geheissen hatte. Als es dunkel wurde, stiess das Boot an's Land, und als sie ihre Augen öffneten, sahen sie, dass sie in ihrer Heimath angekommen waren. Im Hause ihrer Eltern war aber kein Licht, als ob niemand darin wohne. Da schickte der älteste Bruder die jüngeren hinauf, und liess seiner Mutter sagen, sie solle ihr Haus reinigen und in Stand setzen, um ihre Söhne und ihre Schwiegertochter zu empfangen. Diese gehorchten. Sie gingen hinauf und sahen, als sie die Thür öffneten, ihren Vater und ihre Mutter an einem kleinen Feuer sitzen. Da stiessen sie dieselben mit dem Fusse an und sagten: „Steht auf und reinigt Euer Haus. Eure Kinder sind zurückgekehrt und Euer ältester Sohn hat K'ek'tsumuskyā'na's Tochter zur Frau genommen.“ Der alte Mann aber erkannte sie nicht und erwiderte: „Was richtet Ihr solche Worte an uns? Wir haben unsere Söhne verloren.“ Jene versetzten: „Erkennt Ihr uns denn nicht, wir sind ja Eure Kinder und sind nun wiedergekehrt.“ Da stand Apōtl auf, um seine Kinder zu begrüssen. Er war aber schwach und es ward ihm schwer. Er ging zu seines Bruders Haus und erzählte ihm, dass seine Kinder zurückgekehrt seien; und er zerschlug Holz für ein Feuer und bald wussten alle Dorfbewohner, dass die Brüder zurückgekehrt seien. Diese gingen zum Boote hinunter und sprachen traurig zu dem ältesten Bruder: „O, Du wirst unsere Eltern nicht wieder erkennen, so alt sind sie geworden.“ Die Brüder waren nehmlich Jahre lang fortgewesen, obwohl es ihnen nur wie Tage schien. Als das Haus gereinigt war, breiteten drei Männer und eine Frau Matten von der Thür bis zum Strande aus, geleiteten die Ankömmlinge zum Hause und trugen ihre Sachen aus dem Boote. Da sahen alle die junge Frau. Sie war sehr schön. Ihr Haar war lang und fiel ihr über beide Schultern. Bald

war die ganze Ladung ins Haus getragen mit Ausnahme einer kleinen Kiste, die niemand heben konnte. Als die junge Frau dies hörte, schickte sie die vier Brüder der Reihe nach zum Strande, um die Kiste zu holen. Keiner aber konnte sie heben. Da lachte sie und sprach: „Wie kommt es, dass niemand meine Kiste heben kann? Sie ist doch ganz klein und leicht!“ Sie ging dann selbst zum Boote hinab, hob sie auf und trug sie zum Hause hinauf, als sei nichts darinnen. Und sie öffnete die Kiste, und, siehe da! es war darin, was das Herz nur wünschen konnte: Bergziegenfett, Seehunde und Walfische; und sie schenkte allen Leuten davon. So viel sie auch aus der Kiste nahm, sie blieb immer gefüllt. Die Brüder aber blieben traurig, weil ihre Eltern so alt und schwach waren. Da ging die Frau zum Strande und schöpfte in ihrem kleinen Eimer etwas Wasser. Dann entkleidete sie die Alten und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder so schön, wie sie als junge Leute gewesen waren.

8. Baqbakuālanusi'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann Namens Nōak·au'a hatte vier Söhne. Diese wollten einst auf die Bergziegenjagd gehen. Ehe sie aufbrachen, warnte sie ihr Vater und sprach: „Wenn ihr ein Haus seht, aus dem röthlicher Rauch aufsteigt, so geht nicht hinein, denn dort wohnt Baqbakuālanusi'uaē, ein schlechter Mensch.“ Die Söhne versprachen, seiner Warnung zu folgen, und gingen ins Gebirge. Nach einiger Zeit sahen sie ein Haus, aus dem schwarzer Rauch aufstieg. Dort wohnte der schwarze Bär. Als sie etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Hause, aus dem weisser Rauch aufstieg. Hier wohnte die Bergziege. Endlich gelangten sie zu dem Hause, vor dem ihr Vater sie gewarnt hatte, aus dem röthlicher Rauch aufstieg. Sie hielten und sprachen zu einander: „Wir wollen doch nicht umsonst dieses Haus gefunden haben. Kommt! lasst uns hineingehen und sehen, wer darinnen ist.“ Sie thaten also und trafen eine Frau, welche ihr Kind wiegte. Ihr gegenüber sass ein Knabe mit ungeheuerlich dickem Kopfe. Die vier Brüder traten an's Feuer und setzten sich auf eine Kiste. Dabei stiess sich der älteste an einen Stock, so dass das Blut aus seinem Unterschenkel hervorquoll. Da stiess der Knabe mit dem dicken Kopfe seine Mutter an und sprach: „O, Mutter, ich möchte das Blut lecken.“ Die Mutter aber untersagte es ihm. Der Knabe kratzte seinen Kopf und fing dann doch an, das Blut mit seinen Fingern abzuwaschen und abzulecken. Da stiess der älteste Bruder den jüngsten an und sprach: „Wir hätten doch unserem Vater folgen sollen.“ Unterdessen fing der Knabe an, immer gieriger das Blut aufzulecken. Da fasste sich der älteste der Brüder ein Herz, nahm seinen Bogen und schoss einen Pfeil zur Thür hinaus. Dann trug er dem jüngsten Bruder auf, den Pfeil wieder zu holen. Dieser ging hinaus, kehrte aber nicht zurück, sondern lief, so rasch er konnte, seiner Heimath zu. Dann nahm der älteste einen zweiten Pfeil, schoss denselben zur Thür hinaus und hiess den zweiten Bruder denselben wieder holen. Auch dieser entfloh. Als er den dritten Pfeil zur Thür hinausschoss, entfloh der dritte Bruder. Da fing der Knabe an sich zu fürchten. Die Frau fragte: „Kommen Deine Brüder nicht wieder?“ und er antwortete: „Sie sind nur gegangen, meine Pfeile wieder zu holen.“ Dann schoss er einen vierten Pfeil ab, ging selbst hinaus und lief seinen Brüdern nach. Als die Frau nun merkte, dass ihre Gäste nicht zurückkehrten, trat sie vor die Thür und rief: „Baqbakuālanusi'uaē, komm nach Haus. Ich habe unser gutes Essen fortlaufen lassen.“ Baqbakuālanusi'uaē hörte sie, obwohl er weit entfernt war. Er verfolgte sie und rief: „Ham, ham, ham!“ (Fressen, fressen, fressen!) Die vier

Brüder hörten ihn herankommen und liefen, so rasch ihre Beine sie tragen wollten. Der älteste Bruder trug einen Wetzstein, einen Kamm, und Fischöl, das er als Haaröl gebrauchte, bei sich. Schon war Baqbakuālanusi'uaē ihnen ganz nahe gekommen, da legte er den Wetzstein hinter sich nieder und siehe da! dieser verwandelte sich in einen Berg, der den Verfolger zu einem weiten Umwege zwang. Aber trotzdem kam er ihnen bald wieder nahe. Da goss der junge Mann das Haaröl hinter sich aus und dieses verwandelte sich in einen grossen See. Als Baqbakuālanusi'uaē ihnen wieder nahe gekommen war, steckte jener den Kamm hinter sich in die Erde und dieser verwandelte sich in ein dichtes Gestrüpp junger Bäume, das der Verfolger ebenfalls umgehen musste. Mittlerweile waren die jungen Männer glücklich nach Haus gelangt. Sie klopften an die Thür und batzen ihren Vater, rasch zu öffnen, da der Mann, vor dem er sie gewarnt habe, sie verfolge. Nōak'aua hatte sie kaum eingelassen und die Thür wieder verschlossen, da kam Baqbakuālanusi'uaē an und begehrte Einlass. Nōak'aua nahm nun einen Hund, zerschnitt ihn und liess das Blut in einen Napf laufen. Dann liess er Baqbakuālanusi'uaē an eine kleine Oeffnung kommen, die in der Wand war, reichte ihm die Schale und sprach: „Dieses ist das Blut meiner Söhne. Nimm es und trage es zu Deiner Frau.“ Jener nahm es. Da grub Tsō'ēnā, Nōak'aua's Frau, eine tiefe Grube nahe dem Feuer und liess das letztere hoch aufflammen. Dann legte sie Steine hinein, die rasch glühend wurden. Das Loch aber verhüllten sie durch ein ausgespanntes Fell. Bald langte Baqbakuālanusi'uaē mit seiner Frau und seinen drei Kindern in seinem Boote an, um Nōak'aua zu besuchen. Das jüngste Kind liess er als Wächter beim Boote, während die anderen mit ihm ins Haus gingen. Tsō'ēnā liess sie dicht am Feuer niedersitzen, so dass ihr Rücken gegen das ausgespannte Fell gewandt war, welches die Grube verbarg. Da sprach Baqbakuālanusi'uaē zu Nōak'aua: „Du weisst, wie alles im Anfange war. Erzähle mir davon.“ Nōak'aua erwiederte: „Dieses werde ich Dir erzählen:

„Was werde ich Euch jetzt von uralten Zeiten erzählen, Ihr Enkel? Vor langer Zeit lag eine Wolke auf jenem Berge. Bald werdet Ihr schlafen.“

Als er diesen Spruch zweimal gesungen hatte, schlummerte Baqbakuālanusi'uaē und seine ganze Familie; und als er es viermal gesungen hatte, da schliefen sie fest. Nōak'aua und Tsō'ēnā zogen nun den Rücken ihres Sitzes fort und alle stürzten in das Loch. Dann warfen sie die glühenden Steine in die Grube. Baqbakuālanusi'uaē schrie noch zweimal: „Ham, ham!“ dann war er todt. Nach einiger Zeit zogen sie die Leichname mit einem Seile heraus. Nōak'aua zerschnitt sie dann in viele Stücke, zerstreute dieselben über die Erde und sang: „Einst wirst Du, Baqbakuālanusi'uaē, die Menschen verfolgen.“ Da wurden sie in Moskitos verwandelt.

9. Die Ts'ilkigyla oder Atsi.

Eine Anzahl Kinder brieten sich einmal Lachse zwischen erhitzten Steinen. Als dieselben fertig waren, assen sie und liefen dann in den Wald, um zu spielen. Unter ihnen war ein Mädchen mit Namen Tsumhqsta (die Mundlose). Diese lief voraus und die übrigen Kinder riefen einander zu: „Wer von uns, wer von uns wohl zuerst Tsumhqsta fangen wird?“ Sie waren noch nicht lange gelaufen, da trafen sie auf Ts'ilkigyla, die einen grossen Korb auf dem Rücken trug. Sie ergriff zuerst Tsumhqsta und steckte sie dort hinein, und packte dann alle übrigen Kinder oben darauf. Das Mädchen hatte aber zufällig ein Messer in der Hand. Mit diesem schnitt sie einen Schlitz in den Korb und da fielen alle Kinder heraus. Ts'ilkigyla aber merkte es nicht, sondern sagte nur: „Ich glaube, Kiefernadeln

fallen zur Erde.“ Nur ein kleiner Knabe konnte nicht zum Loche hinausspringen, da er im Korb festhing. So trug Ts’ilkigyla ihn nach Hause. Sie setzte den Korb zur Erde und war sehr verwundert, nur noch den Knaben zu finden. Sie nahm ihn aus dem Korb und setzte ihn nieder. Da sah er, dass im Hause viele Kisten voll Bergziegenfett waren. Ts’ilkigyla machte nun den Knaben zu ihrem Sklaven. Als sie wieder ausging, sah der Knabe sich im Hause um, und erblickte nun eine alte Sklavin; ihre Namen waren K’ōk’oikya und Tlōk’opak’titl.

Ts’ilkigyla hatte sie einst in ihrem Korb ebenso geraubt, wie jetzt den Knaben. Die Sklavin rief den letzteren zu sich und sprach zu ihm: „Wenn Ts’ilkigyla Dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es Dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich ass von Ihrem Bergziegenfett, und da bin ich an der Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihm nun, dass aus ihrem Gesäss ein Seil hervorwuchs und sich in der Erde verzweigte, wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter Deinem Mantel, und thue, als ässtest Du.“ Als Ts’ilkigyla zurückkam, bot sie dem Knaben Bergziegenfett an, derselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als esse er. In Wahrheit verbarg er das Fett unter seinem Mantel.

Ts’ilkigyla ging nun wieder aus, Sklaven zu fangen. Da rief die Frau abermals den Knaben zu sich und hiess ihn an die andere Seite der Bucht gehen, die sich vor dem Hause ausdehnte, und Muscheln sammeln. Der Knabe gehorchte. Er brachte die Muscheln und dann hiess die Sklavin ihn sie kochen. Nachdem er die Muscheln gereinigt und zerkleinert hatte, steckte er sich die Barten an die Fingerspitzen wie Fingerlinge. Als sie nun Ts’ilkigyla zurückkommen hörten, ging der Knabe vor das Haus und streckte seine Finger gegen dieselbe aus. Da sprach sie: „Was hast Du dort an Deinen Fingern sitzen. Ich habe nie Aehnliches gesehen und fürchte mich.“ K’ōk’oikya rief ihm zu: „Beuge Deine Finger gegen sie und rufe: „Ai a tsai!“ Der Knabe gehorchte. Da fürchtete Ts’ilkigyla sich sehr und als er viermal die Hände gegen sie bewegt hatte, fiel sie todt nieder. K’ōk’oikya hiess ihn nun ihre Brüste abschneiden und sie kochen. Sie sprach: „Wenn Ts’ilkigyla’s vier Söhne von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor. Davon werden sie sterben.“

Bald kamen diese nach Hause. Sie fragten nach ihrer Mutter und K’ōk’oikya antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korb ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdess für Euch gekocht, hier ist Euer Essen;“ da nahm der Knabe den Topf, in welchem die Brüste gekocht waren, und setzte ihn den Jungen vor. Er nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten. Dieser sprach: „Das schmeckt ja gerade, wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab er dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte, und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau wie unserer Mutter Milch,“ und ebenso sprachen die beiden Jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hiess sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten; als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Nun wollte der Knabe die Sklavin befreien, aber sobald er ein wenig an dem Seile zog, das sie am Boden fesselte, fühlte sie furchtbare Schmerzen. Den ganzen Tag über versuchte er vergeblich, jene loszumachen. Als es nun dunkel wurde, sprach er: „Ich will nach meiner Heimath gehen, und meine Freunde holen, damit sie mir helfen, Dich zu befreien.“ Er fürchtete aber, das Haus Ts’ilkigyla’s nicht wiederzufinden; deshalb band die alte Sklavin ihm ein Band um den Leib und liess ihn dann gehen¹⁾). Endlich gelangte er zu seinen Eltern.

1) Es blieb mir zweifelhaft, ob sie das Band nicht festband, um ihn zu zwingen, zurückzukehren.

Diese hatten ihn schon für todt betrauert und waren sehr froh, als ihr Sohn gesund zurückkehrte und erzählte, dass alle Ts'ilkigiyila nun todt seien. Und er fuhr fort: „In ihrem Hause liegt aber noch die Sklavin K'ō'k'oikya. Sie ist am Boden festgewachsen und kann nicht fort. Kommt alle mit mir und helft mir sie befreien.“ Sie gingen dem Knaben nach, der dem Seile folgte. Alle fassten nun das Seil an, mit dem die Sklavin festgewachsen war. Als sie aber kräftig zogen und es durchriss, starb die Frau. Das Seil war wie eine Ader und Blut strömte daraus hervor, das sich nicht stillen liess. Dann zerschnitten die Leute Ts'ilkigiyila's Leiche in kleine Stücke und zerstreuten diese nach allen Himmelsrichtungen. Da wurden dieselben in Frösche verwandelt^{1).}

10. La'lqemitol (vergl. Sagen der Tsimshian).

Eines Tages gingen viele Frauen aus Tsakoálo in den Wald, um Beeren zu suchen. Sie zerstreuten sich hierhin und dorthin, eifrig beschäftigt, ihre Körbe zu füllen. Eine dieser Frauen biess La'lqemitol. Als sie Beeren pflückte und nur nach den Büschchen, nicht auf den Boden sah, geschah es, dass sie viermal der Reihe nach in die Losung eines grauen Bären trat. Darüber ward sie ungeduldig und rief: „Pfui! es ist ja abscheulich, wie schmutzig das ganze Land ist!“

Plötzlich gewahrte sie, nicht weit entfernt, einen schönen jungen Mann, der ein Bärenfell als Mantel trug. Er kam auf La'lqemitol zu und sprach zu ihr: „Du schilst auf die Exkreme der Bären, nun lass doch einmal sehen, was Du denn machst.“ La'lqemitol gehorchte und setzte sich hin. Insgeheim aber griff sie unter ihren Mantel in ihr Haar und zog eine Kupfernadel heraus, die sie unter sich legte. Dann stand sie auf und sprach zu dem Manne: „Siehe, solches mache ich immer!“ Gya'lk'ēm aber, denn dieses war der Name des Mannes, wollte es ihr nicht glauben und liess sie sich noch einmal hinsetzen. Wieder geschah dasselbe und La'lqemitol wusste jenen viermal zu täuschen. Da glaubte er ihr. Es gefiel ihm und er nahm sie als seine Frau mit nach Hause. Da verwandelte er sich in einen Bären und die Frau wusste nun, dass sie einen Bären zum Mann hatte. Im Hause brannte ein grosses Feuer und, als der Bär ausging, Lachse zu fangen, trug er seiner Frau auf, unterdess Holz zu holen. La'lqemitol gehorchte und holte gutes trockenes Holz für das Feuer. Sie warf die Scheite auf die Flammen und bald loderte ihr Feuer hell auf. Abends, als ihr Mann zurückkehrte, schüttelte er seinen Pelz, der voll Wasser war, gegen das Feuer aus. Da floss so viel Wasser heraus, dass das Feuer verlöschte. Er wurde zornig und sprach zu La'lqemitol: „Du thust immer, als wisstest und könnest Du Alles. Du weisst aber gar nichts.“ Er ging dann selbst hinaus, Holz zu holen, und sammelte feuchtes Holz, das lange am Boden des Baches gelegen hatte. Ferner holte er einen Stein, mit dem er Feuer schlug. Dann machte er ein grosses Feuer und sprach zu seiner Frau: „Siehst Du, solches Holz musst Du nehmen, wenn Du Feuer machen willst.“ Als er jetzt seinen nassen Mantel gegen das Feuer ausschüttelte, flammtie dasselbe hoch auf. Am Abend des ersten Tages, den La'lqemitol bei dem Bären zubrachte, gebar sie einen Sohn, der den Namen Gyā'p'as (= trockenes Holz) erhielt. Am Abend des zweiten Tages gebar sie ein Mädchen, das nach dem Vater Gya'lk'ēmka genannt wurde. Am Abend des dritten Tages gebar sie einen Sohn, welcher den

1) Die Ts'ilkigiyila (die Tsonō'k'oa der Kwakiutl, die Snēnē'ik̓ der Bilqula) tritt im Tanze Tloolā'qa (dem Sisāñ'k̓H der Bilqula) auf. Sie trägt einen Korb auf dem Rücken, in welchen sie die Kinder steckt. In jede Hand ist ein Gesicht gemalt. Wenn sie ein Auge öffnet, so strahlt Licht daraus hervor.

Namen Ts'ē'mos (= feuchtes Holz) erhielt, und am Abend des vierten Tages endlich eine Tochter Gya'lk'a. Die vier Tage waren aber in Wirklichkeit vier Jahre gewesen.

Da dachte La'lqemitl: „O, wäre ich doch wieder bei meinen Eltern, und könnte sehen, wie es ihnen ergeht.“ Gya'lk'EM errieth bald ihre Gedanken und sprach: „Wenn Du gehen willst, um Deine Verwandten zu sehen, so will ich es Dir nicht verwehren. Gehe und nimm Deine Kinder mit.“ Ehe sie fortging, schenkte er ihr sein Haus und alles, was darinnen war. Bald gelangten sie zu dem Flusse, an dem sie einst den Bären getroffen hatte. Die Kinder, welche Bärengestalt hatten, sahen Lachse im Wasser umherschwimmen und sprachen zu einander: „O, lasst uns zum Flusse hinabgehen und Lachse fangen!“ Die Kinder gingen zum Flusse hinab, während die Mutter sich unter den am Ufer wachsenden Blumen verbarg.

Zu gleicher Zeit kamen aber La'lqemitl's Brüder zu dem Flusse, um Lachse zu fangen. Als deren Frauen die Bären am Flusse spielen sahen, fürchteten sie sich. Sie entflohen und erzählten den Brüdern, dass vier Bären am Flusse seien. Sogleich rüsteten diese sich, dieselben zu jagen. Sie gingen den Fluss hinauf, ehe sie aber den Bären nahe kommen konnten, trat La'lqemitl aus den Blumen hervor und sprach: „O, verletzt die Bären nicht, es sind Eure Neffen.“ Und sie erzählte ihnen alles, was sie erlebt, seit der Bär sie geraubt hatte. Die Brüder luden nun die jungen Bären ein, mit ihnen zu gehen. Sie aber fürchteten sich und liefen in den Wald. La'lqemitl folgte ihnen und nahm ihnen die Bärenfelle ab. Da wurden sie in Menschen verwandelt. Nur die jüngste Tochter, Gya'lk'a, wollte sich nicht das Fell abziehen lassen und sagte zu ihrer Mutter: „O, Mutter, lass mich erst Beeren pflücken.“ Sie lief aber in den Wald und kehrte nicht zurück. La'lqemitl kam nun mit ihren drei Kindern zum Bach hinab und fragte ihre Brüder nach dem Wohlergehen ihrer Eltern. Diese erwiderten: „O, unsere Eltern sind alt und schwach geworden,“ und als sie La'lqemitl's Kinder erblickten, da weinten sie. Sie nahmen die Kinder in ihr Boot und fuhren nach Hause. Nur La'lqemitl blieb zurück, um das Haus des Bären aus dem Walde zu holen und neben das ihres Vaters zu stellen. Als das Boot anlangte, stiegen die Kinder aus und gingen zum Hause der Grosseltern hinauf. Dort blieben sie vor der Thür stehen und sprachen zu einander: „Wie schlecht riecht es im Hause unserer Grosseltern.“ Diese wussten noch nicht, dass ihre Tochter La'lqemitl zurückgekehrt war. Da trat der älteste der Brüder, Poē'tsit, zu ihnen und erzählte, wie sie La'lqemitl und deren Kinder gefunden hätten, und dass sie die Kinder im Boote mitgebracht hätten und auch La'lqemitl bald kommen werde. Da versuchte die Mutter aufzustehen und das Haus zum Empfange der Ankömmlinge zu reinigen; sie war aber so schwach, dass sie sich nicht erheben konnte. Die Nachbarn halfen ihr, das Haus in Stand zu setzen.

Als La'lqemitl nun zurückkam und sah, wie schwach ihre Eltern waren, ward sie sehr traurig. Sie liess sie in das Haus des Bären kommen, das nun dicht neben dem Hause der alten Leute stand. Dort nahm sie einen kleinen Becher voll Wasser, entkleidete ihre Eltern und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder jung und schön. Und alle alten Leute verjüngte sie auf diese Weise. Im Hause aber standen viele Kisten, gefüllt mit vielen guten Dingen: Fellen, Lachsen und Bergziegenfett. Sie hiess ihren Bruder Poē'tsit alle Leute zusammenrufen und gab ihnen viele Geschenke. So viel aber auch Poē'tsit aus den Kisten nahm, sie wurden nimmer leer.

11. Der Donnervogel.

Ein Häuptling hatte zwölf Sklaven, die immer für ihn Brennholz schlagen mussten. Da er sie grausam misshandelte, verschworen sie sich gegen ihn. Einst, als er einen der Sklaven peitschen wollte, banden sie ihn mit Cederbastseilen, trugen ihn nach einer einsamen Insel und setzten ihn dort aus. Dort hüllte der Häuptling sich in seinen Mantel, bedeckte sein Gesicht und wollte sterben. Er hatte nicht lange so gesessen, da fühlte er, dass jemand ihn zupfte. Er wagte nicht, aufzustehen, sondern lugte nur durch ein kleines Loch in seinem Mantel. Da sah er, dass eine Maus vor ihm sass und an seinem Mantel zerrie. Er richtete sich auf und fragte: „Was willst Du von mir?“ Die Maus erwiderete: „Mein Häuptling, Kunkunquli'kya, lässt Dir sagen, Du sollest zu ihm kommen! Folge mir, aber achte ja auf, dass Du rasch genug durch die Thür springst, sonst wird dieselbe Dich erschlagen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen bald zum Hause Kunkunquli'kya's. Der Häuptling dachte an die Warnung der Maus und sprang rasch durch die Thür, die aber so rasch zuschlug, dass sie die Haut an seinem Hacken noch traf. Kunkunquli'kya und seine vier Töchter sassen am Feuer. Da fragte ihn der Alte: „Woher bist Du gekommen und was willst Du hier?“ Der Häuptling erzählte ihm darauf, wie er seine Sklaven gepeitscht habe, und diese ihn darauf ausgesetzt hätten. Und er bat ihn um seinen Beistand, um in die Heimath zurück zu gelangen. Kunkunquli'kya versprach seine Bitte zu erfüllen. Nachts, als alle schliefen, schlich sich der Häuptling zu der jüngsten der Töchter und wollte sie zur Frau haben. Der Alte hörte in der Kammer der Tochter reden und machte Feuer, um zu sehen, was es gebe. Er sah den Fremden bei seiner Tochter, und diese erzählte ihrem Vater nun, dass jener sie zur Frau begehre. Kunkunquli'kya hiess sie sich bis zum kommenden Tage gedulden. Morgens gab er dem Häuptling den Kunqumtl (d. h. die Maske und das Kleid des Kuni'qua oder Kunkunquli'kya, des Donnervogels) und liess ihn versuchen zu fliegen. Jener gehorchte, aber beim ersten Versuche fiel er zu Boden. Kunkunquli'kya hiess ihn, es noch einmal versuchen. Da gelang es ihm, halb um das Haus herum zu fliegen. Beim dritten Versuche gelangte er noch etwas weiter und beim vierten Male konnte er so gut fliegen, wie Kunkunquli'kya selbst. Da sprach dieser zu ihm: „Nun kannst Du die ganze Welt durchfliegen und ich will Dir meine Tochter zur Frau geben.“ Eines Morgens sprach die Frau zu ihm: „Komm, lass uns einen Wal fangen!“ Sie legten die Flügelkleider an und flogen hinaus. Als sie einen Wal sahen, rief die Frau ihm zu: „Fasse Du ihn am Kopfe, ich werde seinen Schwanz ergreifen.“ So fingen sie den Wal und trugen ihn an's Ufer. Da machte die Frau hundert kleine Körbe und legte in jeden etwas Walfleisch, Kupfer und den durchsichtigen Stein Quēla (= Bergkrystall, von den Schamanen gebraucht, um ihre Feinde zu verletzen). Als alle Körbe gefüllt waren, flogen sie nach Awiky'ēnoq und setzten sich auf einen Wappenspahl. Dort sah der Häuptling, dass während seiner Abwesenheit ein anderer Mann seine Frau geheirathet hatte. Er ward zornig, flog herab und tödtete jenen. Dann zogen die Vögel ihre Federkleider aus und gingen ins Haus. Er schüttelte die Körbe und sogleich lag ein grosser Wal am Ufer. Viele Kupfer lagen im Hause und viele Steine (Quēla). Da wussten die Leute, dass ihr Häuptling zurückgekehrt war.

12. Häntl'ēunas.

Es war einmal ein tüchtiger, starker Jäger, der sehr scharf sehn konnte. Er verstand Bergziegen zu jagen und Seehunde zu harpuniren. Wenn er Wild er-

legt hatte, pflegte er es mit Muschelmessern aufzuschneiden. Dabei spritzte ihm das Blut immer ins Gesicht. Er achtete es nicht, aber endlich ward er in Folge dessen blind. Er wurde nun sehr arm und hatte für seine Frau und für seine Kinder nichts zu essen. Er liess sie Wurzeln graben und davon lebten sie. Eines Morgens sah seine Frau jenseits des Flusses einen grossen Bären. Sie sagte es ihrem Manne, gab ihm Bogen und Pfeile und richtete den Pfeil für ihn. Dann hiess sie ihn schiessen, und er traf den Bären und tödtete ihn. Seine Frau aber sagte: „Du hast vorbeigeschossen.“ Sie wollte nehmlich das Fleisch für sich allein haben. Sie ging dann hinüber, zog den Bären ab und briet ihm unbemerkt. Sie gab ihren Kindern davon, verbot ihnen aber, ihrem Vater etwas abzugeben. Einem jeden Kinde gab sie vier Stücke. Eines der Kinder, ein Knabe, verbarg aber drei Stücke unter seinem Arme und brachte sie seinem Vater. Er sprach: „Das ist von dem, was Du getötet hast. Nimm und iss!“ Der Alte fragte: „So habe ich ihn doch getroffen?“ „Ja, und Mutter und meine Brüder essen jetzt,“ versetzte der Knabe. Da ward Häntl'ekunas sehr betrübt. Er sprach zu seinem Sohne: „Wenn Du Muth genug hast, so führe mich auf den Berg, wo sie früher Blinde sehend zu machen pflegten.“ Der Knabe nahm seinen Vater bei der Hand und führte ihn hinauf. Der Alte trug ausserdem einen Stock, mit dem er vor sich her auf dem Boden tastete, um den Weg nicht zu verfehlten. Oben auf dem Berge war ein See. Dort hielten sie an und Häntl'ekunas schickte seinen Sohn nach Hause zurück und sagte ihm, er solle ihn nach vier Tagen erwarten. Er schwamm dann im See und betete zur Gans (Qá'oē): „Ich bin unglücklich. Ich bin blind und meine Verwandten haben kein Mitleid mit mir. Erbarme Dich meiner!“ Da hörte er die Gans sich nähren. Sie sprach: „Komm! Ich will Dich glücklich machen. Setze Dich auf meinen Rücken! Ich werde mit Dir tauchen und Du wirst wieder sehend werden. Wir müssen lange unten bleiben, sonst wirst Du nicht gesund werden. Darum versuche es, lange auszuhalten. Wenn Du nicht mehr den Athem anhalten kannst, kratze mich, und ich werde wieder auftauchen.“ Damit tauchte sie. Schon nach kurzer Zeit ging Häntl'ekunas der Athem aus, und er kratzte die Gans. Sie sprach: „Du musst es länger aushalten können! drücke Deinen Mund fest in meine Federn, dann wirst Du es länger ertragen können.“ Sie tauchten wieder. Nach einiger Zeit kratzte Häntl'ekunas die Gans, und als diese auftauchte, konnte er einen schwachen Lichtschimmer sehen. Sie tauchten noch ein drittes Mal. Als sie wieder auftauchten, waren seine Augen so gut, wie früher. Die Gans fragte ihn: „Kannst Du jetzt ordentlich sehen?“ Er antwortete: „Noch nicht ganz so gut, wie früher,“ denn er wünschte noch besser sehen zu können. Da tauchte die Gans nochmals mit ihm, und nun waren seine Augen noch viel besser geworden, als sie je gewesen waren. Er ging nun nach Hause. Seine Frau war gerade ausgegangen. Da sah er das Fell des Bären, den er geschossen hatte, vor der Thür zum Trocknen ausgespannt. Er ward zornig und erschoss seine Frau und seine Söhne, ausser dem jüngsten, der ihm Fleisch gebracht hatte, als sie nach Hause kamen.

Er verliess dann seine Heimath und wanderte in das Land der Heiltsuk'. Dort traf er viele Leute. Ein Mädchen, das viele Brüder hatte, gewann ihn sehr lieb, und er lebte mit ihr, ohne sie aber zu heirathen. Darüber wurden ihre Brüder zornig und beschlossen, ihn zu tödten. Eines Tages forderten sie ihn auf, mit ihnen auf Seelöwenjagd zu gehen. Sie fuhren zusammen zu einer Klippe, die weit draussen im Meere lag und die schwer zugänglich war, da der Meeresboden rings umher mit Tang bewachsen war. Die Boote konnten nicht ganz dicht herankommen. Daher sprangen sie in's Wasser, schwammen zu der Insel

und erschlugen die Seelöwen mit Keulen. Sie zerlegten sie dann und begannen das Boot zu beladen, indem sie von der Insel zum Boote schwammen, und so das Fleisch hineintrugen. Als nun Häntl'ēkunas gerade auf der Insel damit beschäftigt war, eine Ladung Fleisch zurecht zu machen, fuhren die Brüder von dannen und liessen ihn allein zurück. Nur der Jüngste hatte Mitleid mit ihm und warf ihm einen Fellmantel zu. Da ward Häntl'ēkunas betrübt und glaubte nicht anders, als er müsse sterben. Er setzte sich auf die höchste Stelle der Klippe und hüllte sich in seine Decke. Da hörte er eine feine Stimme seinen Namen rufen. Er blickte auf, sah aber niemand. Viermal hörte er dieselbe Stimme und beim vierten Male sah er einen kleinen Mann. Dieser sprach dann: „Mein Häuptling bittet Dich, zu ihm zu kommen.“ Häntl'ēkunas fragte nach dem Namen des Häuptlings, der Amā'gyitläsela (= Vogelexkremente) hiess. Er folgte dem Kleinen, der ihn in eine Höhle führte, in der ein Haus stand. Häntl'ēkunas wusste nun, dass er bei dem Häuptlinge der Seelöwen war. Ihn fror und er setzte sich dicht an's Feuer. Der Häuptling bewirthete ihn und versprach, ihn in seine Heimath zurück zu senden. Er schickte zur Möwe, um sich deren Boot zu leihen, aber die Leute sagten, es sei zu langsam. Er schickte zum Vogel Mā'tsēnē, aber die Leute sagten: „Sein Boot stösst zu oft gegen Felsen und zerbricht;“ und er schickte zur Gans, doch die Leute sagten, ihr Boot gehe zu tief. Endlich schickte er zum Seelöwen Nē'msk'amisila (= der Allererste) und lieh sich dessen Boot: ein Seelöwenfell. Sie banden Häntl'ēkunas darin ein und beriefen den Westwind, der ihn rasch nach Hause trug. Als er an's Land kam, band er den Sack auf, stieg heraus und verbarg ihn im Walde. Abends ging er zu seiner Geliebten. Sie hatte jetzt ein Kind und weinte immer um ihn. Niemand bekümmerte sich um sie, ausser ihr jüngster Bruder. Da tödtete Häntl'ēkunas alle ihre Brüder. Nur den jüngsten verschonte er. Dann entfloß er mit seiner Frau. Die Hēiltsuk verfolgten ihn. Er aber versteckte sich unbemerkt im Walde und seine Verfolger fuhren an ihm vorüber, ohne ihn zu finden. Dann ging er nach Tsā'koala (in Rivers Inlet), wo er einige Tage blieb. Am zweiten Tage seines Aufenthalts nahm er seinen Hund ins Boot und fuhr zu einem steilen Berge. Er kletterte hinauf und fand viele Bergziegen in einer Höhle, die unmittelbar an einem Abgrunde lag. Da zündete er seinen Mantel aus Cederbast an und warf denselben in die Höhle, um die Ziegen heraus zu treiben. Sobald sie aus der Höhle kamen, stiess er sie in den Abgrund. Dann ging er nach Hause zurück und sprach zu den Leuten: „Lasst uns gehen und Wurzeln graben!“ Er sagte nicht, dass er viele Bergziegen getötet hätte. Er führte die Leute zu dem Abgrunde, wo all die Bergziegen lagen. Unterwegs fanden sie schon zwei im Meere, und die Leute in den Booten stritten sich darum, wer sie haben solle. Da sprach er: „Hört auf zu streiten. Wir werden bald viele Bergziegen finden.“ Sie beluden dann die Boote mit seiner Beute und brachten sie nach Hause.

13. Das Fadenspiel.

Es waren einmal viele Kinder, die spielten, Figuren aus Fäden auf den Fingern zu machen. Das sah der Mondmann. Er kam zu ihnen herab und sprach: „Es ist nicht gut, dass Ihr nichts anderes thut, als das Fadenspiel spielen. Geht lieber und fangt Fische!“ Dann sang er: „Viele Fische sind hier,“ und sofort kamen Schwärme von Häringen angeschwommen, welche die Kinder fingen.

14. Hāok'hāok'.

Ein junger Mann Namens Kō'mkilikya, ging einst in den Wald, um Cederrinde zu holen. Dort witterte ihn der Geist Hāok'hāok'. Er merkte, dass der

Jüngling rein und gut war, und stürzte deshalb auf ihn los, um ihn zu rauben. Als K'ō'mkılıkya den Geist, der in Gestalt eines gewaltigen Kranichs nahte, herankommen hörte, verging ihm vor Furcht fast der Atem. Er hoffte, die Angst zu überwinden, wenn er eine Pfeife rauchte, aber es war vergeblich. Er verlor das Bewusstsein und lag wie tot da. Der Hā'k'hāok kam heran und während der Jüngling bewusstlos dalag, flössste er ihm seinen Geist ein.

Als K'ō'mkılıkya nicht zurückkam, gingen seine Freunde in den Wald, ihn zu suchen. Endlich fanden sie ihn wie tot da liegen. Sie schütteten ihm Wasser ins Gesicht, er aber erwachte nicht. Da trugen sie ihn ins Dorf und brachten ihn zu seinem Vater. Als dieser ihn tot liegen sah, ward sein Herz sehr betrübt. Bald aber bemerkte er, dass noch ein wenig Atem in ihm sei, und er rief den Krankenbeschwörer, und bat ihn, seinen Sohn wieder herzustellen. Dieser tröstete den Vater und befahl ihm, sein Haus zu reinigen und mit Sand zu bestreuen, damit man den früheren Boden nicht mehr betrete. Er nahm den Jüngling in den Wald hinaus und blieb dort vier Tage lang. Dann kehrte er zurück. Nach abermals vier Tagen kam auch K'ō'mkılıkya zurück. Der Schamane hatte ihm aber jetzt den Namen K'oātlk'oā'oe gegeben.

Er sang nun vom Hā'ok'hāok und plötzlich sprang er auf, um seinen Vater, der an der anderen Seite des Feuers sass, zu fressen. Er hatte den Cederbastring des Hā'mats'a auf dem Kopfe. Dieser rutschte ihm herunter und fiel gerade über seinen Mund, so dass er, statt seinen Vater zu beissen, ein Stück aus dem Ringe biss. Die Leute wussten nicht, was sie thun sollten, um ihn zu beruhigen. Da nahm sein Grossvater einen grossen schwarzen Mantel und wickelte ihn ihm um den Kopf. Auch diesen zerriss er mit seinen Zähnen. Dann banden die Leute ein Seil um seinen Mund, doch vergebens! er zerbiß es. Da rief sein Vater alle Nachbarn zu Hilfe, doch niemand konnte ihn bändigen. Alle entflohen aus dem Hause vor Furcht. Sie hörten ihn darin singen und schauten durch die Ritzen und Astlöcher der Wände, um zu sehen, was er treibe. Da sahen sie ihn an den Pfosten des Hauses in die Höhe klettern und das Dach öffnen. Er wollte die Menschen verfolgen. Da stellten sie zwei Männer als Wache an der Thür auf, andere hielten das Dach, damit er nicht entschlüpfen konnte. Dann gingen sie hinein und warfen ein Bärenfell über ihn. Darunter kroch er auf dem Boden umher und war so schlüpfrig, dass Niemand ihn fassen konnte. Abends wurde er ruhig und lag so still, dass die Leute nicht wussten, ob er wache oder schlafe. Sie machten nun eine Jacke aus Cederbast, um ihn darin zu fangen und in ihre Gewalt zu bekommen. Als sie aber versuchten, ihm dieselbe anzuziehen, entsprang er ihnen und war so wild wie vorher. Auf der Insel Nalkuitqoi'oas (Mackay Island) waren Frauen beschäftigt, Lachse zu zerlegen. Er witterte dieselben und sprang in seiner Raserei ins Wasser, um sie zu fressen. Die Frauen aber sprangen in ihr Boot und fuhren auf's Meer hinaus, als sie ihn kommen sahen.

Endlich kam K'oātlk'oā'oe wieder zu sich und sprach zu seinem Vater: „Wenn ich wieder in Raserei verfalle, so setze Dich nicht zur Wehre, dann werde ich Dir nichts zu Leide thun.“ Nach kurzer Zeit fiel er wieder in Verzückung. Er lag platt auf dem Boden, das Gesicht nach unten gewandt. Die Nachbarn warfen ein Netz aus Cederbast über ihn, um ihn zu fangen, und manchmal gelang es ihnen, ihm den Fuss auf den Nacken zu setzen, aber immer wieder entwand er sich ihnen. Sie hielten ihn an seinem langen Haar, das sie um ihre Hände wanden, aber trotzdem entkam er und niemand wusste, wo er geblieben war. Er lief im Walde und Dorfe umher und wem er begegnete, den biss er. Als er

wieder zu sich kam, bat er seinen Vater, Olachen-Oel zu kochen und es ihm bei einem erneuten Anfallen einzuflössen. Dann werde er zu sich kommen. Einst, als er wieder in eine seiner Verzückungen fiel, witterte er ein Boot, das Muscheln gesammelt hatte, aber noch weit entfernt war. Er lief an den Strand, und als das Boot landete, verschlang er alle Muscheln, die darin lagen. Darauf ward er wieder ruhig.

(Diese Sage wird im Tanze Tsā'ēk'a dargestellt. Eine Frau tanzt den Häok'-häok', der Sohn eines mächtigen Häuptlings den K'o'mkīlikya. Der Tanz gehört zu den Hä'mats'a-Gebräuchen.)

XXI. Sagen der Héiltsuk.

1. Die Rabensage.

1. Wir finden hier dieselbe Sage von der Befreiung der Sonne durch den Raben, die bei den nördlicheren Völkern gefunden wird. Der Name der Tochter des Häuptlings ist Ky'ētēl.

2. Vor langer Zeit besass ein alter Häuptling das Süßwasser. Der Rabe beschloss, dasselbe zu rauben. Er band sich einen Schlauch aus Seelöwendärmen um, den er unter seinem Mantel verborgen hielt. Er flog zum Hause des Häuptlings und nahm dort die Gestalt eines alten Mannes an. Er trat ein und bat den Häuptling und seine Frau um Essen und Trinken, indem er vorgab, halb verhungert und verdurstet zu sein. Der Häuptling willfahrté seiner Bitte und hiess seine Frau, ihm Fisch und Beeren geben. Nachdem der Gast gegessen hatte, liess er ihn zu dem Eimer gehen, in dem er das Wasser bewahrte, und trinken. Der Rabe setzte den Eimer an. Statt zu trinken, goss er aber das Wasser in den Schlauch. Da er gar nicht absetzte, rief der Häuptling: „Was machst Du denn? Wo lässt Du denn all das Wasser?“ Der Rabe setzte aber nicht ab, bis er den Eimer ganz geleert hatte. Dann nahm er seine wahre Gestalt an und flog von dannen, indem er schrie: „K·ä, k·ä!“ Da rief die Frau: „So ist doch der Rabe gekommen und hat unser Wasser gestohlen!“ Der Rabe flog über die ganze Welt und liess überall Wasser fallen, an einem Platze viel, am anderen wenig. Daher giebt es grosse und kleine Flüsse.

3. Yāēqoē'ok'oa ist ein Riesenfisch, welcher in der Tiefe des Oceans lebt, und das Wasser des Meeres bewacht. Wenn er sich dem Lande nähert, so steigt das Wasser.

4. Einst liess Yāēqoē'ok'oa das Meer zurückweichen und vier Tage lang blieb der Meeresboden trocken. Der Rabe ging mit seiner Schwester Halha' (Name der Dohle als Mensch) an's Meer und sie sammelten Fische. Der Rabe sammelte lauter schön aussehende Fische, Halha' aber fing nur „black cod“, obwohl ihr Bruder ihr rieth, doch nicht so hässliche Fische aufzulesen. Als nun nach vier Tagen das Wasser wieder zurückkehrte, gingen sie an's Land und kochten ihre Fische. Als der Rabe seine Fische versuchte, fand er, dass sie sehr trocken waren, während die seiner Schwester von Fett triefsten. Da fing er an von Halha's Fischen zu fressen, obwohl sie es ihm verbot und ihm sagte, er solle seine eigenen Fische essen. Endlich frass er alles auf, was seine Schwester gefangen hatte, und flog von dannen. Da weinte sie.

5. Der Rabe hatte ein Kind, Namens Kyi'ōtl, das glänzend weisse Haut und schöne lange Haare hatte (S. 447). Eines Tages gingen beide zusammen aus, um Brennholz auf einer Insel zu sammeln. Der Rabe ging in den Wald Holz zu sammeln, während Kyi'ōtl im Boote blieb. Da rauschte plötzlich der Adler Kani'sltsua herbei

und raubte Kyi'ötl. Als nun der Rabe zurückkam und sein Kind nicht mehr fand, ward er sehr betrübt und fing an zu weinen. Er fragte die Ruder und Ruderbänke: „Wisst Ihr nicht, wo mein Kind ist?“ Sie konnten nicht antworten. Er fragte alle Theile des Bootes und endlich sprach der Schnabel: „Kani'sltsua hat sie geraubt.“ Er ging vier Tage fürbass, seine Tochter zu suchen, und weinte beständig. Da plötzlich kam Kyi'ötl zurück. Sie trat hinter ihren Vater und rief ihn. Er wandte sich um, erkannte sie aber nicht, denn ihr Haar war ausgefallen. Er sagte: „Halte mich nicht zum Besten. Ich weiss, dass mein Kind tot ist. Dein Gesicht ist nicht das Gesicht meiner Tochter; Dein Haar ist nicht lang, wie das meiner Tochter.“ Sie antwortete: „Doch, ich bin es, Vater! Ich ward droben im Himmel so verändert. Dort herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Wenn Du mich jetzt nicht erkennst und mit nach Hause nimmst, werde ich zum Himmel zurückkehren und nie wiederkommen.“ Der Rabe antwortete gar nicht. Da flog Kyi'ötl wieder gen Himmel und nun erst erkannte sie der Rabe. Vier Tage lang hatte seine Tochter ihn vergeblich gebeten, sie wieder zu erkennen. Seither kehren die Menschen nicht mehr zur Erde zurück, wenn sie einmal gestorben sind.

6. Im Anfange verstanden die Menschen nicht, Boote zu bauen. Der Rabe war der erste, der die Kunst ausübte. Als er damit beschäftigt war, sein Boot zu bauen, kamen alle Menschen herbei, um ihm zuzusehen. Einst kam auch der Hirsch. Der Rabe sagte: „Komm näher heran, Freund! Setze Dich dicht zu mir, damit Du sehen kannst, was ich thue.“ Er fragte dann: „Sage mir, um welche Jahreszeit Du das meiste Fett hast?“ Der Hirsch versetzte: „Wenn das Gras lang ist, bin ich am fettesten. Jetzt bin ich am fettesten.“ Da schlug der Rabe ihn mit seinem Hammer tot. Dann machte er ein grosses Feuer, gerade unter den Aesten eines umgefallenen Baumes, neben dem er sass, warf Steine hinein und kochte den Hirsch. Er spiesste dann Stückchen Fett auf einen Stock, lehnte sich behaglich zurück und fing an zu essen. Er sagte zu dem Baume: „Siehe, Du bekommst nichts von dem Hirsch, den ich hier esse.“ Er wurde bald müde und schlief ein. Während er dalag, wälzte sich der Baum auf den Hirsch, so dass seine Aeste ihn ergriffen, und ass ihn auf. Als der Rabe erwachte, war der ganze Hirsch verschwunden.

7. Der Rabe gab einst ein Fest und liess Mahai'us (Menschenname des Waschbären) beim Feste tanzen und singen. Als er sang, rief der Rabe: „Mache Dein Lied länger! Mache es länger!“ Darüber wurde Mahai'us böse. Der Rabe nahm dann Asche und bestrich seine Stirn damit. Daher ist der Waschbär grau.

8. Das Eichhörnchen gab einst ein Fest. Es verrichtete seine Nothdurft in eine Schüssel und verwandelte die Exkremente in Beeren, mit denen es seine Gäste speiste. Es sandte zwei Männer zum Häuptlinge, dem Raben, um ihn auch einzuladen. Der Rabe erwiderte: „Ich werde gleich kommen. Ich will nur eben erst an jener Landspitze meine Nothdurft verrichten.“ Er ging und entleerte sich auf einem Brette. Dann sprach er zu seinen Exkrementen: „Ruft nach kurzer Zeit: Hö, hö! Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Dann ging er in das Haus des Eichhörnchens, wo schon gegessen wurde. Nach kurzer Zeit ging einer der Gäste ins Freie und hörte eine Stimme rufen: „Hö, hö, Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Er lief rasch ins Haus zurück und rief alle heraus. Sie kamen und während das Haus leer war, frass der Rabe alle Beeren auf. Eine alte Frau war aber, ohne dass er es wusste, im Hause geblieben, und diese rief das Eichhörnchen: „Komm, komm! Der Rabe hat alle Deine Beeren

gefressen.“ Der Rabe sagte zu ihr: „Sei doch still, ich will Dir auch viel zu essen geben.“ Da sie aber weiter schrie, flog er von dannen.

9. Der Rabe sass einst auf dem Gipfel eines Berges am Bella Coola-Flusse und sah im Thale viele Halbmenschen (d. h. halb Thiere, halb Menschen). Unter ihnen sah er eine Frau, die ihm gefiel. Ihr Name war Hai'atlilak's. Da flog er herab und heirathete sie. Sie lebten eine Zeit lang zusammen, da sie aber keine Kinder hatte, verliess er sie wieder. Er zog in das Land der Héiltsuk¹⁾ und heirathete Ts'ō'mk'lak's'), mit der er viele Kinder zeugte. Ihr ältester Sohn war Ia'kis. Er bemalte einige Felsen in der Nähe von G'alts (Bella Bella) mit rother Farbe und sagte: „Wenn Nahrung reichlich ist, soll die Farbe immer leuchtend roth sein; wenn Mangel droht, soll sie matt erscheinen.“ Und noch heute kann man an der Farbe sehen, ob das Jahr gut oder schlecht werden wird.

10. Der Rabe sass auf dem Wipfel eines Baumes an der Mündung des Skeena, der Adler Kyāloyak'amē (= der allererste) etwas unter ihm. Eines Tages flog letzterer auf und setzte sich über den Raben. Darüber ward dieser zornig und flog von dannen. Er kam endlich nach Ky'ime'qk' im Lande der Bilqula, wo Wékyoyō'is und dessen Frau Āēqelā'k'a wohnten, die immer zum Raben beteten. Da liess er sich deselbst nieder.

2. Der Nerz.

Gyālastā'komē war ein Knabe, der mit seiner Mutter allein in einem Hause wohnte. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob er keinen Vater habe. Sie antwortete, sein Vater sei weit fort. Da fing Gyālastā'komē an zu weinen und zu schreien: „Ich will meinen Vater finden.“ Eine Frau, die ihn weinen hörte, gab ihm zwei Steinäxte und er verbarg sie in den Armgruben. Ein Mann, Namens Hantlē'k' (= der Schütze), gab ihm Bogen und Pfeile. Gyālastā'komē schoss einen Pfeil gen Himmel ab. Derselbe blieb im Himmelsgewölbe stecken. Er schoss einen zweiten ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herab reichte. Er schüttelte sie und fand, dass sie stark genug war, ihn zu tragen. Da kletterte er hinauf. Als er im Himmel ankam, traf er seine Stiefmutter vor der Thüre ihres Hauses. Sie sprach: „Bist Du endlich gekommen?“ „Ja,“ versetzte Gyālastā'komē, „ich suchte meinen Vater.“ „Gut, dann warte hier,“ erwiderte jene, „er wird heute Abend zurückkehren. Er mag nicht mehr das Licht des Tages tragen. Nimm Du seinen Platz ein!“ Abends kam die Sonne nach Hause, der Vater Gyālastā'komē's. Er freute sich, seinen Sohn zu sehen und hiess ihn an seiner Statt die Sonne tragen. Er gab ihm seine Kleidung und seine Schmucksachen, und prägte ihm ein, ehe er am folgenden Morgen aufbrach, nicht zu rasch zu gehen, da sonst das Land verbrennen und die See austrocknen werde. Gyālastā'komē war aber ungehorsam. Er ward ungeduldig, fing an zu laufen, und es wurde so heiss auf Erden, dass die Felsen zerbarsten und das Meer anfing auszutrocknen. Die Muscheln am Meeresboden wurden ganz schwarz gebrannt. Da ergriff ihn sein Vater und warf ihn zur Erde hinab, indem er rief: „Du bist zu nichts zu gebrauchen, werde ein Nerz. Fortan sollen die Menschen Dich jagen.“

3. Wā'walis.

Nahe bei G'alts (Bella Bella) sind zwei Buchten auf einer kleinen Insel, Wā'walitsēs und qunē's genannt, die nur durch eine Landzunge getrennt sind. An

1) Viele Lieder beziehen sich auf den Rabe und diese Frau.

der ersteren wohnte ein Häuptling, Namens Wā'walis, in der zweiten der Häuptling Māk'oa'ns. Wā'walis pflegte mit seinem Sklaven aufzugehen, um Seehunde zu jagen, und er war ein sehr erfolgreicher Jäger. Einst, als er auf Jagd war, verführte Māk'oa'ns' Sohn seine Frau, und von demselben Augenblicke an sah er sich vom Glück verlassen. Er vermutete, dass seine Frau ihm untreu sei, wollte sich aber vergewissern, dass sein Verdacht begründet sei, und kehrte Abends unvermuthet nach Hause zurück. Er schlich unbemerkt ins Haus und an das Zimmer seiner Frau. Dort lauschte er an der Wand und hörte, dass seine Frau mit einem Manne sprach. Er schlich wieder hinaus, wetzte sein Messer und kehrte um Mitternacht zurück. Er klopfte vorsichtig an die Wand, um sich zu vergewissern, ob jene schliefen, er hörte aber die Frau sagen: „Da ist eine Maus.“ Nach einiger Zeit klopfte er wieder an die Wand, aber nichts regte sich darin. Da schlich er ins Haus und ins Zimmer, tastete nach dem Kopfe des Mannes, ergriff ihn am Schopfe und schnitt ihn ab. Dann lief er zum Strande, sprang in sein bereit liegendes Boot und eilte fort.

Nach kurzer Zeit fühlte die Frau, dass ihr Bett nass war. Sie sprach zu ihrer Mutter: „Mein Kind hat das Bett nass gemacht. Nimm es ein wenig.“ Als sie sich aber umsaß, bemerkte sie, dass ihr Bett voll Blut war, und dass der Kopf ihres Buhlen abgeschnitten war. Sie schrie laut auf vor Schrecken. Māk'oa'ns Sohn pflegte Nachts auf einem glatten Felsen zu sitzen und gen Osten zu blicken, wenn die Sonne aufging. Er sass immer da in seinen Mantel gehüllt, den Häuptlingshut auf dem Kopfe. Die Frau trug den kopflosen Leichnam zu dem Felsen, wickelte ihn in seinen Mantel und setzte ihm den Hut auf, so dass es aussah, als schliefe er dort.

Am andern Morgen wunderte sich Māk'oa'ns' Frau, dass ihr Sohn nicht zum Frühstück kam. Als es Mittag wurde, und er noch nicht kam, schickte sie ihren jüngsten Sohn zu dem Felsen, um ihn zu wecken. Der Knabe ging hin und rüttelte viermal seinen Bruder: „Stehe auf! Wir haben schon lange gegessen!“ Da jener sich nicht rührte, lief er zu seiner Mutter zurück und sagte: „Ich kann meinen Bruder nicht wecken.“ Die Mutter versetzte: „Wenn er nicht aufstehen will, nimm ihm den Hut ab.“ Der Kleine lief zurück, nahm ihm den Hut ab und sah, dass sein Bruder keinen Kopf hatte. Da schrie er laut auf, lief zum Strande hinab und rief: „Mein Bruder hat seinen Kopf verloren.“ Als die Leute das hörten, schalteten sie ihn und sagten: „Sage nicht solche Dinge!“ und schickten zwei Männer aus, um zu sehen, was es gebe. Diese fanden den Leichnam und trugen ihn ins Haus zurück.

Nach einiger Zeit kam Wā'walis von der Jagd zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Er steuerte auf die Landspitze zu. Da riefen ihm die Leute schon von Weitem zu: „Wā'walis! Hebe Deine Ruder nicht hoch in die Höhe, denn unseres Häuptlings Sohn ist erschlagen.“ Wā'walis that, als höre er nichts. Seine Frau ass sehr gern Bergziegenfett und Seehundsköpfe. Er brachte ihr einen Korb voller Köpfe im Boote, ging zum Hause hinauf und sprach zu ihr: „Gehe zum Boote hinab und nimm Dir aus dem Korbe, was Du so gern hast.“ Die Frau holte den Korb ins Haus, nahm einen Seehundskopf heraus und fragte: „Ist es das?“ „Nein,“ antwortete Wā'walis, „es liegt ganz unten.“ Da fand sie den Kopf ihres Buhlen. Sie schrie laut auf vor Entsetzen. Wā'walis aber nahm den Kopf und schlug sie damit, indem er sagte: „Nimm ihn doch! Was fürchtest Du Dich vor ihm? Du hast ihn ja so lieb!“ Er schlug sie todt. Dann schnitt er ihren Bauch auf und nahm die Nieren heraus, die er vor der Thür aufhing. Jedesmal, wenn der neue Mond kam, bluteten sie; daher menstruierten die Frauen.

Wā'walis hatte drei Schwestern, die an einige Leute in Māk'oa'ns' Dorf verheirathet waren. Eines Tages schenkte er ihnen reiche Vorräthe und ging mit seinen drei Vettern hin, dort zu essen. Als sie beim Essen sassen, wurden sie unversehens von Māk'oa'ns' Leuten überfallen und getötet. Die Mörder warfen ihre Körper an den Strand. Da weinten seine drei Schwestern. Sie verliessen ihre Männer, gingen zum Strande hinab und beklagten die Todten. Sie gruben ein Loch, um die Leichen zu verscharren, und wenn sie müde waren vom Graben, setzten sie sich wieder hin und weinten. Als es Nacht wurde, legten die Schwestern sich schlafen neben den Todten. Die jüngste, welche sehr schön war, konnte aber nicht schlafen und schloss nur ihre Augen. Als sie einmal ein wenig blinzelte, sah sie einen Mann vom Monde geraden Weges zu ihr herabsteigen. Er hatte ganz weisse Haut und schneeweisses Haar. Er war der Sohn des Mondes. Er trat zu ihr und stiess sie an: „Stehe auf!“ so sprach er. Sie gehorchte. „Was thut Ihr hier? Warum weint Ihr?“ fuhr er fort. Da sprach die junge Frau: „Wir sind sehr unglücklich. Die Leute haben unseren Bruder und unsere Freunde erschlagen. Wir möchten mit ihnen todt sein.“ „Ich weiss es,“ antwortete der Sohn des Mondes. „Ich habe gesehen, dass Ihr unglücklich seid. Nun hört auf zu weinen und wischt das Blut aus Eurem Gesicht“¹⁾.

Er strich mit der Hand über ihr Gesicht, das sogleich schön und weiss wurde. Er trug einen Eimer mit Wasser des Lebens gefüllt in der Rechten, den Todbringer (iāhs'oā'm) in der Linken. Er hiess sie nun ihre Schwestern wecken und liess sie die Leichen wieder aus der Erde scharren. Dann goss er etwas von dem Wasser des Lebens in den Mund der Todten und blies viermal auf sie. Da standen sie auf und waren wieder lebendig. Er sprach: „Ich gehe jetzt zu meinem Vater, dem Monde, zurück. Gebt mir Eure jüngste Schwester mit. Vier Tage lang soll sie bei mir bleiben, dann will ich sie zu Euch zurücksenden.“ Und er gab Wā'walis eine kleine Schachtel, nicht länger als ein Finger, voll Lebenswasser, und den Todbringer und lehrte ihn, wie er sie gebrauchen solle. Wenn er das Wasser des Lebens einem Kranken in den Mundträufle, so werde er gesund werden. Wenn er die Schachtel, in der der Todbringer enthalten war, gegen seine Feinde öffne, so werden sie sterben. Er warnte ihn aber, nicht selbst in die Schachtel zu blicken. Dann sprach er noch: „Wenn Ihr zum Monde betet, so seht ihn nicht an, sondern blickt zur Erde nieder.“ . Er stellte die jüngste Schwester dann auf seine Füsse und flog mit ihr gen Himmel, indem er wie ein Adler höher und höher kreiste. Da beteten Wā'walis, seine Vettern und seine Schwestern zum Monde, indem sie zur Erde niederblickten.

Māk'oa'ns wollte alle Verwandten Wā'walis' tödten. Er berief alle Thiere zusammen und überzog ihn mit Krieg. Da öffnete Wā'walis die Kiste, die den Todbringer enthielt, und alle seine Feinde starben. Seine Freunde, die im Kampfe gefallen waren, erweckte er aber mit dem Wasser des Lebens. Māk'oa'ns berief nun den Riesenfisch Yaēqoē'ok'oa (S. 468), er solle das Meer steigen machen. Da zog Wā'walis einen Graben um sein Haus, schärfte sein Messer und bestrich es mit Gift. Als nun das Wasser bis an den Graben stieg, schnitt er mit seinem Messer am Rande desselben her und sofort musste Yaēqoē'ok'oa vom Ufer zurückweichen, und das Wasser fiel wieder. Sechsmal versuchte Yaēqoē'ok'oa ihn zu ertränken; er konnte Wā'walis aber nicht besiegen. Da gab Māk'oa'ns seine Versuche auf, ihn zu tödten.

1) Wenn ein naher Verwandter stirbt, so zerschneiden die Frauen ihre Stirn.

Die Schwester, welche der Mondmann mit in den Himmel genommen hatte, blieb vier Jahre lang fort, die ihr aber nur wie Tage erschienen. Sie sass einst auf dem Bette und dachte ihrer Geschwister. Da sprach ihr Mann: „Warum bist Du betrübt? Glaubst Du, Deine Schwestern seien so weit fort? Siehe nur hinab, sie sind ganz nahe.“ Damit zog er das Kopfkissen bei Seite und liess sie hinunter blicken. Sie sah nun die ganze Welt. Ihr Mann rüstete ein Schiff (kein Boot) aus, liess sie es besteigen und schickte sie zu ihrer Heimath zurück. Eines Morgens hörten die Geschwister grossen Lärm und sahen ein Schiff kommen, in dem ihre Schwester sass. Sie war sehr schön geworden. Ihre Haut war schneeweiss, und ihr Haar lang und weiss, wie das des Mondmannes. Sie entluden das Schiff, das voller Reichthümer war. Auch eine Trommel hatte der Mondmann ihr gegeben. Da freute sich Wā/walis. Er gab ein grosses Fest, während dessen seine Schwester von dem Lande im Monde erzählte. Dort wird es nie dunkel, und die Menschen erfuhren, dass die Todten dort wohnen.

Māk·oa'ns schämte sich so, dass er fortzog nach Awiky'ēnoq. Er nahm die Leiche seines Sohnes mit, die dort in einen Fels von der Gestalt eines hockenden Mannes ohne Kopf verwandelt wurde. Der Kopf liegt nicht weit davon. Es ist ein Stein von der Grösse einer Hütte.

4. Masmasalā'niq.

Vor langer Zeit lebten zwei Brüder und ihre Schwester in Rivers Inlet. Sie hatten einen Hund. Damals gab es noch keine Fische und die Menschen litten immer Noth. Die Brüder machten sich eine kleine Reuse und setzten dieselbe in einen kleinen Bach, an dem ihr Haus stand. Da kam ein kleiner Fisch und fing sich darin. Die Brüder sahen ihn und nahmen ihn aus der Reuse. Das Mädchen schnitt ihn dann auf, trocknete ihn und legte ihn in eine Kiste. Am folgenden Morgen fing sich ein grösserer Fisch in der Reuse, den das Mädchen ebenfalls zubereitete. Am dritten Tage kam ein noch grösserer Fisch und am vierten endlich ein Lachs. Eines Nachts bellte der Hund und die Geschwister konnten nicht schlafen. Da schlug das Mädchen den Hund mit einem Stock und sagte: „Was willst Du? mache lieber den Fluss grösser, damit wir mehr Fische fangen können.“ Der Hund lief zum Hause hinaus, und als sie am andern Morgen ins Freie gingen, sahen sie einen grossen Fluss, den sie Ky'ē'tēt nannten. Sie machten grosse Lachswälle und fingen so viel Fische, dass ihr Haus ganz voll wurde. Das Mädchen hing sie zum Trocknen auf die Dachbalken. Als der älteste Bruder Morgens nach den Fischen sehen wollte, fand er, dass alle verschwunden waren. Er wusste aber nicht, wer der Dieb war. An drei aufeinander folgenden Tagen fand er jedesmal seine Fische verschwunden. Da sagte er zu seinen Geschwistern: „Legt Euch schlafen! Ich will heute bei den Fischen wachen.“ Er nahm seinen Bogen und Pfeile und versteckte sich. Um Mitternacht sah er Masmasalā'niq kommen, einen grossen Mann ohne Kopf, dessen Augen an beiden Seiten der Brust sassen. Viermal schoß er ihn, aber nichtsdestoweniger nahm jener die Lachse und lief von dannen. Der junge Mann verfolgte ihn über drei Berge und durch drei Thäler. Endlich sah er Masmasalā'niq's Haus auf einer Ebene an einem See stehen. Masmasalā'niq lief hinein. Der junge Mann hatte ihn unterwegs noch oft geschossen, aber nicht tödten können.

Er setzte sich an das Ufer des Sees und hörte bald im Hause Rasseln und Trommeln. Masmasalā'niq fühlte sich sehr krank und wollte sich niederlegen, konnte es aber nicht, da sein Körper voller Pfeile war. Niemand wusste aber, was ihm fehlte, denn die Pfeile waren für ihn und sein Volk unsichtbar. Da

hatten sie alle Krankenbeschwörer zusammen berufen, ihn zu heilen. Keiner aber vermochte es. Nach einiger Zeit trat ein Mann aus dem Hause, und, als er den Fremden am Ufer sitzen sah, fragte er ihn: „Bist Du ein Krankenbeschwörer?“ Als jener bejahend antwortete, bat er ihn: „O komm, und heile unsren Häuptling.“ Er ging ins Haus und Masmasalā'niq versprach ihm seine Tochter als Lohn. Der junge Mann sah sie oben im Hause sitzen und sie gefiel ihm ausnehmend. Da legte er seinen Beschwörerschmuck an und zog unbemerkt die Pfeile aus Masmasalā'niqs' Körper. Zweimal zog er daran und entfernte so alle. Da gab man ihm Masmasalā'niqs' Tochter zur Frau. Der Häuptling lud ihn ein, vier Tage zu verweilen. Die vier Tage waren aber in Wahrheit vier Jahre. Sie hatten Kinder miteinander und am Ende der Zeit sprach die Frau: „Nun lass uns in Deine Heimath gehen. Gehe auf jenen Berg! Dort stehen grosse Cedern. Fälle eine und baue ein Boot.“ Er gehorchte. Mitunter dachte er: „Wie soll das Boot nur zum Meere hinab kommen? Hier ist doch kein Wasser.“ Endlich fragte er seine Frau. Sie sagte: „Beunruhige Dich nicht darüber. Das wirst Du erfahren, wenn das Boot fertig ist.“ Als das Boot fertig war, nahm sie eine kleine Kiste und bat ihre Freunde, ihr Nahrungsmittel zu bringen. Sie thaten also und sie legte alles in die kleine Kiste. Vörräthe, die ein ganzes Haus füllten, legte sie hinein. Dann ging sie mit ihrem Mann zu dem Boot. Sie setzte sich ins Vordertheil, hiess ihren Mann im Hintertheil niedersitzen und den Berggipfel ansehen. Dann fing sie an zu harnen, und aus ihrem Harn entstand ein grosser Fluss. Dann erlaubte sie ihrem Mann, sich umzudrehen. Sie zeigte ihm den Fluss und sagte: „Diesen Weg werden wir gehen.“ Dann musste er den Mantel über seinen Kopf ziehen, da er nicht sehen sollte, wie sie voran gingen. Die Frau klappte mit ihren Händen auf die Aussenseite des Bootes. Da fing die Malerei an zu rudern. Bald erreichten sie seine Heimath, und sie liess ihren Mann die Decke wieder vom Gesicht nehmen. Er ging an's Ufer und sah, dass ein Paar Balken alles waren, was von seinem Hause übrig geblieben war, und dass seine Geschwister todt waren. Er fing an zu weinen, seine Frau aber sagte: „Weine nicht! Nimm meine Kiste und meine Matte. Sammle die Knochen Deiner Geschwister und Deines Hundes und decke sie mit der Matte zu.“ Als er ihr Geheiss ausgeführt hatte, nahm sie ihren Kamm und kratzte viermal über die Matte. Da standen die Geschwister und der Hund auf, reckten sich und rieben ihre Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Als sie Masmasalā'niqs' Land verliessen, warnte die Frau ihren Mann: „Schilt ja unser Kind nie, sonst werde ich böse werden und etwas thun, das sehr schlimm für uns ist.“ Lange Jahre lebten sie glücklich und in Frieden. Einst aber störte das Kind den Mann bei der Arbeit und er schalt es. Sobald die Frau das hörte, nahm sie das Kind, sprang mit ihm in das Boot, klappte mit den Händen auf die Aussenseite desselben und es trug sie von dannen.

5. K·ōmō'k·oa (= der Reiche).

Vier junge Männer gingen in einem Boote aus, um Seehunde zu jagen. Sie blieben über Nacht aus und warfen Anker am Fusse eines Berges. Der Stein fiel gerade auf das Dach von K·ōmō'k·oa's Haus. Da sandte dieser seinen Sklaven, den Haifisch aus, um zu sehen, wer da sei. Er kletterte an dem Ankerseil in die Höhe und machte Lärm in der Nähe des Bootes, um die Leute fortzuscheuchen. Die vier Männer wurden von dem Lärm wach gehalten. Daher fingen sie den Hai, schnitten seine Finnen ab und warfen ihn wieder ins Wasser. Er schrie, schwamm zu K·ōmō'k·oa zurück und rief: „Vier Leute sind dort oben und haben mich so verstümmelt.“ K·ōmō'k·oa sprach, wir wollen sie herunter holen, wenn

sie fest schlafen, und er that, wie er gesagt hatte. Bald erwachte einer der Männer und merkte sogleich, dass er in einem unbekannten Lande war. Er glaubte zu träumen und biss sich in die Hand, um wach zu werden. Dann weckte er die anderen, und sie entdeckten bald, dass sie gerade vor Kōmō'k'oa's Haus waren. Dieser liess sie einladen, herein zu kommen. Er setzte sie neben sich und sprach: „Vier Tage sollt Ihr bei mir bleiben, und Ihr sollt meine Brüder werden.“ Dann lud er alle Leute zu einem grossen Feste ein. Eine alte Frau, die Maus, warnte aber die jungen Leute, nicht von dem zu essen, was Kōmō'k'oa ihnen gebe, denn sonst würden sie nie in die Oberwelt zurückkommen. Und sie warnte sie vor dem Seeungeheuer Hānak'atsē. Da gingen zwei der Männer hinaus und bestrichen ihr Boot mit einem Zaubermittel, damit Hānak'atsē es nicht verschlingen konnte. Kōmō'k'oa fragte seine Gäste: „Habt Ihr kein Bergziegenfett?“ Sie gaben ihm ein wenig. Kōmō'k'oa theilte es in vier Theile und warf es in die vier Ecken des Hauses, die sich sogleich mit Bergziegenfett füllten. Dann hörten sie Lärm der kommenden Gäste. Alle Fische kamen und auch der Häuptling Yāeqoē'ok'oa, der die Gezeiten macht, und das Haus füllte sich mit Wasser. Es entstand ein grosser Wirbel, der das Boot fast umwarf, und die Thür zu Kōmō'k'oa's Zimmer öffnete und schloss sich, wie ein Rachen, und schlürste alles Wasser ein. Wenn das Boot sich der Thür näherte, warfen die Männer Gift ins Wasser und so entkamen sie glücklich. Die Thür war das Ungeheuer Hānak'atsē. Endlich schließen die Männer ein, und als sie erwachten, fanden sie sich wieder auf der Oberfläche des Wassers. Kōmō'k'oa hatte sie von drei Finwalen zurückbringen lassen, die ihr Boot mit Seehunden füllten. Sie glaubten nur vier Tage bei Kōmō'k'oa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre gewesen. Ihr Ankerstein und Ankertau waren ganz mit Seegras bewachsen. Sie nahmen es mit an's Ufer und daher stammt alles Seegras.

6. Der Berglöwe.

Es war einmal ein Mann im Stamme der Kōk'aitq. Der lebte zusammen mit seiner Frau und seinem Bruder. Er war ein guter Bergziegen-Jäger. Seine Frau fastete immer, während er auf Jagd war, und kaute nur Harz, daher hatte er immer Glück. Einstmals gingen die Brüder auf Jagd und blieben fünf Tage lang fort. Nahe dem Hause stand ein Baum, von dem die Frau immer ihr Harz holte. Sie ging jetzt auch wieder hin. Dort aber lauerte der Berglöwe ihr auf und tödte sie. Er legte dann ihre Haut an und ging in Gestalt der Frau in das Haus. Als nun der Mann nach Hause kam, ass seine Frau alles auf, was jener heimgebracht. Der Mann wunderte sich sehr darüber, dass seine Frau plötzlich so gefrässig geworden war. Sie legten sich schlafen; um Mitternacht aber schlüpfte der Berglöwe aus der Haut der Frau und lief davon. Da wusste der Mann, was geschehen war. Er folgte dem Berglöwen und fand die Knochen seiner Frau unter dem Baume. Er tödte den Berglöwen und weinte dann über den Gebeinen. Da sprach eine alte Frau, die Maus, die ihn beobachtet hatte: „Weine nicht mehr! Ich will sie wieder lebendig machen.“ Sie ging zu den heißen Quellen Ek'a's und wusch die Gebeine mit dem Wasser. Da ward die Frau wieder lebendig. Der Mann war nun sehr froh. Er ging wieder auf Jagd. Einst aber blieb er aus, und seine Frau wartete vergeblich auf seine Rückkehr. Da schickte sie ihren Schwager aus, um nach ihm zu suchen. Auch er kehrte nicht zurück. Die Frau konnte vor Angst und Aufregung nicht mehr schlafen und ging endlich selbst aus, ihren Mann zu suchen. Sie nahm zwei mit Gift bestrichene Hölzer mit. Als sie so den Berg hinaufstieg, kam sie an einen umgefallenen

Baum. Sie wollte sich bücken, um darunter durch zu kriechen, da sah sie ein Haus. In demselben sassen ihr Mann und ihr Schwager bei einer Frau. Da freute sie sich und fragte: „Warum kommt Ihr nicht zu mir zurück?“ Sie versetzten: „Diese Frau und ihr Vater halten uns mit Gewalt hier fest.“ Sie verbarg sich, bis es dunkel ward. Sie sah, wie der Häuptling den Männern Menschenaugen zum Essen anbot, dass sie aber nur thaten, als ässen sie, während sie in Wirklichkeit die Augen unter ihrem Mantel verbargen. Die Maus hatte ihnen dieses angerathen. Nach dem Mahle legte der Häuptling sich schlafen. Wenn er schlief, fiel immer sein Kopf ab. Die Frau ergriff ihn und bestrich den Hals viermal mit Gift. Da konnten Kopf und Körper nicht wieder zusammenwachsen und der Häuptling kam so um's Leben. Der Berglöwe war der Sklave dieses Häuptlings gewesen.

7. K'ōmā'nukula¹) und G'ā'g'apala'qsem²).

Die ersten Menschen in G'ā'pa, einem Dorfe der K'ōk'aitq, waren K'ōmā'nukula und seine Schwester G'ā'g'apala'qsem. Sie stiegen vom Himmel herab und mit ihnen kamen zwei Häuser voller Reichthümer und viele Pfeifen zum Tsētsā'ēk'a³). Ein Pfahl, mit einem Adlergesicht verziert, stand vor dem Hause und ein grosses Dach, das immer Lärm machte, deckte den Rauchfang. Das Haus war innen mit den Darstellungen des Vogels āqaqonē geschmückt. Die Zimmerthüren stellten das Seeungeheuer Hā'nak·atse dar, das immer Boote verschlingt. Wild und Fische kamen von selbst zu K'ōmā'nukula, und viele Stämme Treibholz kamen von selbst angeschwommen. Als sie an's Ufer kamen, standen sie auf und wurden Menschen. Noch heute gebrauchen die Häuptlinge der K'ōk'aitq in G'ā'pa dieselben Schnitzereien, mit denen K'ōmā'nukula's Haus geschmückt war.

G'ā'g'apala'qsem hatte eine Tochter. Dieser gab sie den Tanz Tlē'htem'i für den Tsētsā'ēk'a. Dann musste das Mädchen lange in seinem Zimmer verborgen bleiben, das zu diesem Zwecke abgetheilt wurde. Niemand wusste, was drinnen geschah. G'ā'g'apala'qsem machte ihr darin ein Feuer, und das Mädchen legte sich nieder und schlief. Da sah sie zwei Wesen, die nur aus Köpfen bestanden, neben dem Feuer aufstehen. Sie hiessen Qā'uk'umā'las. Da fing sie an zu zittern in Folge des Anblickes der Geister, die sie Tlōko'a'lā⁴) machten und ihr den Tanz K'ink'la'tla gaben.

8. Baqbakuālanosi'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann, Namens Nōak·au'a (= der Weise), hatte zwei Söhne. Sie pflegten auf Bergziegenjagd zu gehen. Eines Tages erblickten sie ein Haus auf einem Berge, aus dem schöner Rauch aufstieg. Sie gingen hinein und trafen eine Frau und ihr Kind. Sie hiess sie warten, bis ihr Mann zurückkehre, und als sie sich setzten, verletzte einer der Brüder seinen Fuss. Da leckte der Knabe begierig das Blut ab. Die Brüder fürchteten sich nun und entflohen. Da rief die Frau ihren Mann Baqbakuālanusi'oaē herbei: „Zwei Männer waren hier und entflohen. Sie sind gutes Futter.“ Die Flüchtigen hörten grossen Lärm und viele Pfeifen

1) Der reich werdende.

2) Die G'ā'pa-Frau.

3) Der Wintertanz; wörtlich: die Geheimnisse.

4) Das Wort Tlōk'oa'lā ist kaum zu übersetzen. Es bedeutet sowohl etwas unerwartet finden, als durch Berühring mit Geistern übernatürliche Kraft erlangen.

hinter sich und sahen, dass Baqbakuālanusī'oaē ihnen auf den Fersen war. Da warfen sie einen Stein, den sie trugen, hinter sich, schlügen Takt und sangen, und derselbe wurde in einen Berg verwandelt. Als Baqbakuālanusī'uaē den Berg umgangen hatte und sich wieder näherte, zerbrachen sie ihre Pfeile und warfen sie hinter sich. Sie wurden in einen dichten Wald verwandelt. Als ihr Verfolger wieder herankam, warfen sie ihren Kamm hinter sich und verwandelten ihn in ein „Crabapple“-Dickicht. Endlich gossen sie Wasser hinter sich aus, das in einen See verwandelt wurde. So erreichten sie ihres Vaters Haus. Sie riefen ihrem Vater schon von weitem zu: „Mache die Thür auf! Baqbakuālanusī'uaē ist uns auf den Fersen und will uns fressen.“ Nōak'aua liess sie ein und machte ein grosses Loch, goss Wasser hinein und legte Bretter darüber. Als der Menschenfresser nun kam, lud er ihn ein, sich zu setzen, und wies ihm einen Platz gerade über der Grube an. Er versprach ihm das Fleisch seiner Söhne. Plötzlich liess er die Bretter fortziehen. Baqbakuālanusī'uaē fiel in die Grube, sie warfen glühende Steine hinein und kochten ihn so. Sie brannten ihn zu Asche, bliesen diese in die Luft und verwandelten sie in Moskitos. (Siehe eine vollständigere Form der Sage im vorigen Abschnitt.)

— Ein Häuptling hatte zwei Frauen. Eine derselben ward einmal zornig, warf alle Sachen zum Hause hinaus und lief in die Berge. Der Häuptling und seine andere Frau gingen ihr nach. Als sie müde wurden, setzten sie sich und wurden daselbst alle in Steine verwandelt. Man kann noch heute den Mann, die Frauen und all ihre Kisten und Sachen sehen.

— Tlā'tla ist eine Frau, die einen Korb auf dem Rücken trägt, in dem sie Kinder stiehlt. (Siehe Sagen der Awiky'ēnoq.)

— Der Hirsch hiess als Mann Tlēk'k'umē' und Āsanōistē'sela (= Fackel-[anō']träger), weil er das Feuer vermittelst Holzes, das er an seinen Schwanz gebunden hatte, stahl. —

(20) Hr. H. Hermann Graf v. Schweinitz und Krain bespricht, unter Vorlegung zahlreicher ethnographischer Gegenstände, seine Erfahrungen über die

Wanyamwesi, Wassukuma, Wasiba und Wakara.

Ich habe die Ehre, der Gesellschaft eine Anzahl von Schmuckgegenständen, von Korbblechte- und Holz-Arbeiten vorzulegen, die in der Hauptsache von den ostafrikanischen Völkerschaften der Wanyamwesi, Wassukuma, Wasiba und Wakara stammen.

Ich rechne hierbei die Wassukuma nicht zu den Wanyamwesi-Völkern, wie dies auf den Karten von Ost-Africa zumeist geschieht; die beiden Volksgruppen weisen zu grosse Verschiedenheiten auf und die Wassukuma bezeichnen sich selber auch gar nicht als Wanyamwesi.

Das Wanyamwesi-Volk wohnt in dem Gebiete südlich des Victoria-Sees und östlich des Tanganika-Sees, ohne aber einen dieser beiden Seen zu berühren. Es besteht aus einer grösseren Zahl meist mächtiger Sultanate, deren bedeutendstes Unianjembe ist. Zu ihnen gehört ferner das bekannte Urambo und Paul Reicherd's Sultanat Igunda.

Das Wanyamwesi-Volk hat sich in den letzten Jahrzehnten seit dem Eindringen der Araber in ganz ausserordentlicher Weise verändert. Aus dem sesshaften Volk ist ein zum grossen Theil wanderndes Träger- und Handelsvolk geworden, dessen alte Neger-Cultur, wenn ich mir erlauben darf, das Wort Cultur in diesem Sinne

zu benutzen, bei dem Zusammentreffen mit der arabischen Cultur sehr gelitten hat, ohne dass aber die arabische Cultur eingedrungen wäre. Die Wanyamwesi lernten von den Arabern nur den Luxus und das Streben nach Gewinn, und das genügte, um das Volk auf die abschüssige Bahn zu bringen, auf der es sich heute befindet.

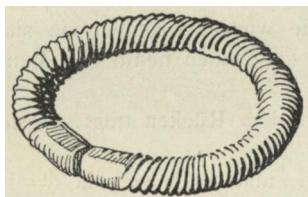
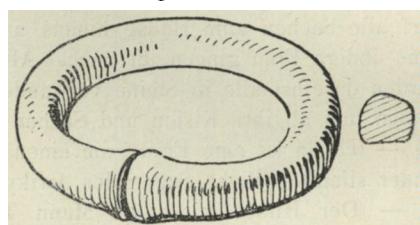
Während unsere ersten Africa-Reisenden aus dem Wanyamwesilande uns nicht unbedeutende Erzeugnisse der dortigen Industrie gebracht hatten, ist heut zu Tage in jenem Lande kaum etwas beachtenswerthes heimisches zu finden. So ist die alte Zeugindustrie, die die Wanyamwesi, wie die Waganda, früher betrieben, verschwunden und selbst bei den Gegenständen des täglichen Gebrauchs kann man bei einem Vergleich der von den älteren Africa-Reisenden gesammelten mit den heute vorhandenen sofort den Niedergang erkennen.

Der Mnyamwesi hat zu viel Fremdes gesehen, er blickt mit Verachtung auf seine eigenen Erzeugnisse herab, und verwendet daher heute nicht mehr die alte Sorgfalt auf die Herstellung seiner Producte.

Die Armspangen, die ich in Unyamwesi gesammelt habe (vergl. Fig. 1 u. 2), charakterisiren den jetzigen Standpunkt des Volkes in der bezeichneten Weise. Sie

Figur 2.

Figur 1.

Armspangen aus Kupfer und Messing, Unyamwesi. $\frac{1}{2}$ der natürl. Grösse.

bestehen aus Metall — meist dem eingeführten, also ihrem Gelde — sind von grösster Einfachheit und oft ohne jede Spur von Verzierungen. Vielfach bedeuten sie nur ein protzenhaftes zur Schautragen von Geld ohne ein ästhetisches Ziel.

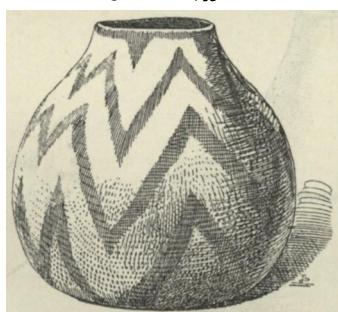
Es nimmt oft Wunder, in wie verschiedener Weise sich afrikanische Völkerschaften entwickeln. In dem Wanyamwesi- und dem Wassukuma-Volke sieht man zwei Völkerschaften, die sich trotz ihrer Nachbarschaft so verschieden entwickelt haben. Bei diesen beiden liegt der Grund offen zu Tage: es war schliesslich nur der Einfluss der Vegetationsverhältnisse auf ihren Charakter. Das Unyamwesi-Land ist mit mächtigen Waldungen bedeckt und der Boden zeigt relative Fruchtbarkeit. Das leicht zu gewinnende Holz ermöglichte es den Wanyamwesi, sich Wohnstätten von grosser Festigkeit zu bauen. Die grossen Sultane des Landes haben sich festungsartige Residenzen hergestellt, die den eingeborenen Nachbarn gegenüber als uneinnehmbar gelten können. Diese festen Plätze gaben dem Volke eine grosse Sicherheit und, da das Land ihnen auch das, was sie zu ihrem Leben brauchten, in Ueberfluss bot, konnten sie sich einer behaglichen Ruhe hingeben. Sie hatten nicht nöthig, Fremden gegenüber sich misstrauisch zu zeigen, und nahmen sie stets freundlich auf.

Als die Araber ihre Handels-Operationsbasis von der Küste nach dem Innern verlegten, hätte sich für sie kein günstigeres Gebiet finden lassen, als Unyamwesi; in dem mächtigsten der Wanyamwesi-Sultanate — Unianjembe — wurden sie freundlich aufgenommen und gründeten Tabora. Bei ihrem dauernd friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen gewannen sie bald Einfluss auf diese Völker.

Das Ussukuma-Land, das nördlich an das Unyamwesi-Land angrenzt und am östlichen Ufer des Ukumbi-Golfes und am Speke-Golf den Victoria-See berührt, weist nicht die mächtigen Wälder Unyamwesi's auf. Im Gegentheil! Hier wandert man Tage lang, ohne einen Baum, ja, ohne einen Strauch zu sehen. Ganz unmöglich war es also den Wassukuma, sich solche festen Plätze, wie die Wanyamwesi, zu bauen. Mit einigen, oft von weither geholten Stangen bauten sie sich dürfste Hütten, deren einziger Schutz Euphorbien-(Wolfsmilch-)Hecken bilden.

Das, was diese Wohnplätze an Festigkeit einbüsst, mussten die Leute durch ihre persönlichen Eigenschaften ersetzen. Ununterbrochen mussten sie vor ihren Nachbarn auf der Hut sein und keiner Ruhe konnten sie sich hingeben. So wurden oder blieben sie ein kriegerisches und ein misstrauisches Volk, das Fremde ungern bei sich sah. Hier war daher der Platz, wo sogar in den friedlichen Zeiten vor Beginn einer europäischen Herrschaft von den alten Africa-Reisenden oft Kriege geführt werden mussten. Die Eingeborenen haben es aber verstanden, dem Einflusse Fremder, vor allem dem der Araber, Widerstand zu leisten. Ihre alte Neger-Cultur begegnete keiner fremden Cultur und hat daher nicht gelitten.

Hier findet man heute noch schöne industrielle Erzeugnisse. Fast alle Körbe und Holzgefässe (vergl. die Fig. 3—12), die hier vorliegen, sind in diesem Lande gesammelt.

Figur 4. $\frac{1}{12}$ Figur 3. $\frac{1}{6}$ Figur 5. $\frac{1}{6}$ 

Wasserdichte, geflochtene Gefässe aus Ussukúma, gelb und schwarz gemustert.

Die Flechtarbeiten, die auch zur Aufbewahrung des eingeborenen Bieres dienen und daher wasserdicht sind, zeigen, dass dieser Zweig ihrer Industrie durchaus auf keiner niedrigen Stufe steht, und der Formenreichtum und die Fülle schöner Ornamente lassen hier auf einen noch nicht verdorbenen Schönheitssinn schliessen. Diesen sieht man auch an den Schmuckgegenständen; solche müssen hier naturgemäß ganz anders sein, als bei den Wanyamwesi. Handel wird hier wenig getrieben, Armbänder aus eingeführtem Metall fehlen daher. Ich lege hier Armbänder aus Elfenbein und aus anderen Thierzähnen (vergl. Fig. 12) vor. Gerade bei den an sich werthlosesten sieht man die meiste Arbeit auf Verzierungen verwandt.

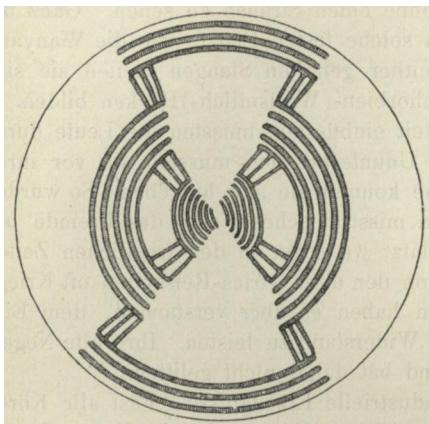
Die harten Kämpfe, welche die Wassukuma zu führen gezwungen waren, nicht in Folge der Laune ihrer Sultane, sondern um ihr eigenes Dasein zu fristen, beeinflussten sie aber auch noch in anderer Beziehung, indem sie ihnen einen aus-

Figur 6. $\frac{1}{6}$ 

Kelchartig geflochtener Becher aus Ussukúma.

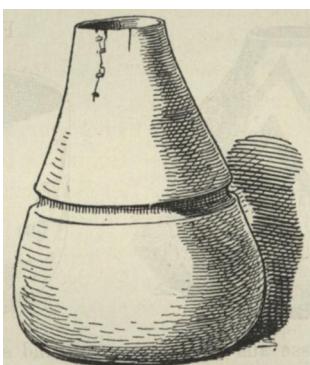
geprägten individuellen Charakter gaben. Dieser verursachte aber eine Minderung der Sultansgewalten und so findet man hier die eigenthümliche Erscheinung, dass

Figur 7.



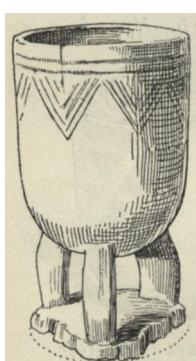
Tellerartig geflochtene Schüsseln aus Ussukúma. $\frac{1}{6}$ der natürl. Grösse.

Figur 9.



Figur 10.

Figur 8.



Hölzerne Gefässe aus Ussukúma. $\frac{1}{6}$ der natürl. Grösse.

Figur 12. $\frac{1}{4}$ 

Armband aus einem Lederriemchen mit einem durchbohrten und verzierten Zahn von *Phacochoerus*; Ussukúma.

ein Volk, dem der europäische Einfluss fern geblieben ist, stark demokratische Tendenzen zeigt, während sich diese sonst zumeist erst dort zeigen, wo europäische Politik eine Missachtung des Ansehens der eingeborenen Herrscher herbeigeführt hat. Dieses stark ausgeprägte individuelle Bewusstsein hat das Volk z. B. auch ungeeignet für die Verwendung als Sklaven gemacht. Während man bei den Arabern unter den Sklaven Angehörige der allerverschiedensten Stämme vorfindet, möchte man kaum Wassukuma unter ihnen sehen.

Wie ja auf die Dauer kein afrikanisches Volk dem fremden Ansturm widerstehen können, so ist auch das Wassukuma-Volk dort, wo seine Existenzbedingungen weniger hart, und der fremde Andrang ein andauernder ist, im Begriff seinen alten Charakter zu verlieren. Dies hat an den, an den Ukumbi-Golf angrenzenden Gebietsteilen stattgefunden. Hier hat die Habsucht Einzug gehalten, Grosse Massen von Trägern

verdingen sich hier schon, und wohl nicht mehr allzu lange wird es dauern, dann ist auch hier die Eigenart völlig geschwunden.

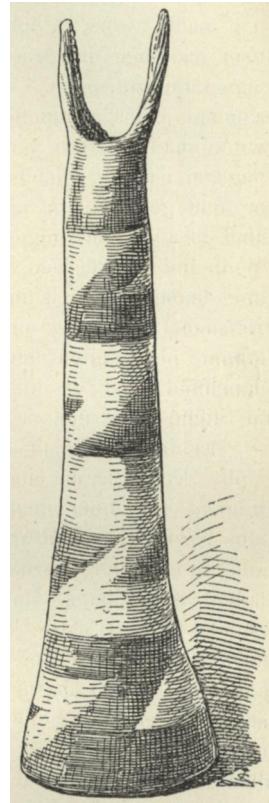
Noch unterscheiden sich aber die Wassukuma-Träger vom Ukumbi-Golf sehr von den Wanyamwesi-Trägern. Der Mnyamwesi zieht mit Weib und Kind alljährlich zur Küste, oft verlassen ganze Sippen, ja ganze Dörfer ihre Heimath, um erst nach $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Jahren zurückzukehren. Diesen Marsch betrachten die Leute aber als einen integrirenden Bestandtheil ihres Lebens, sie wollen ihn daher auch angenehm zubringen. Wanyamwesi-Carawanen marschiren daher sehr langsam und scheuen jede Unbequemlichkeit. Was sollen sie sich aber auch anstrengen? Mehr wie einmal im Jahre können sie doch nicht zur Küste gehen. Für den Wassukuma dagegen ist ein solcher Marsch zur Küste immer noch ein Wagniss. Allein wird er nicht gern gehen, am liebsten schliesst er sich Europäer-Carawanen an. Meist sind es aber die jungen abenteuerlustigen Leute, die das Wagniss unternehmen; Weib und Kind lassen sie zumeist zu Hause. Für den Wassukuma ist der Marsch eine unangenehme Unterbrechung seines gewohnten Lebens, dem er sich aber aus Habsucht unterzieht, um die Heimath dann um so mehr geniessen zu können. So kommt nicht selten bei dem Wassukuma-Träger das Heimweh zum Vorschein; manchmal packt es ihn so, dass er dicht vor der Heimath seinen ganzen Verdienst im Stiche lässt und zu den Seinen eilt. —

An der Westküste des deutschen Theils vom Victoria-See wohnt das Wasiba-Volk. Dasselbe ist eingehend von Hrn. Dr. Stuhlmann beschrieben worden und brauche ich daher nicht näher darauf einzugehen. Hier war es nicht arabische oder europäische Cultur, welche die Wasiba-Cultur beeinflusste, sondern die eines anderen eingebornten Stammes, nehmlich die der Waganda. Alle Staatseinrichtungen haben die Wasiba ihnen entlehnt und in oft lächerlicher Weise ahmen diese kleinen Sultane dem Beherrschter des mächtigen Uganda nach. Aber nicht wie bei der arabischen Cultur kann man sagen, dass die Waganda-Cultur einen Rückgang der Wasiba-Cultur veranlasst hat, wenn auch ein Fortschritt nicht eingetreten ist. Bei den industriellen Erzeugnissen hat eine Verschmelzung nicht stattgefunden, man findet noch heute die primitiven Wasiba-Sachen neben den im Lande selbst, aber meist von Waganda, hergestellten Waganda-Sachen. Bewaffnung und Kleidung zeigt die einfache Wasiba-Cultur. Der Speer besteht aus einer einfachen Holzstange ohne Eisenspitze und die Einfachheit der Schilde grenzt an das Unschöne; auch die Graskleidung ist, wenngleich praktisch, doch sehr einfach. Dagegen lege ich hier Armbänder (Fig. 13 und 14) vor, die im Usibalande hergestellt sind und die den kunstvollen Waganda-Armbändern gleichen. Die Wasiba haben aber bis jetzt kaum gelernt, solche Gegenstände herzustellen, trotzdem schon Jahrzehnte die Sultane sich Waganda-Arbeiter halten.

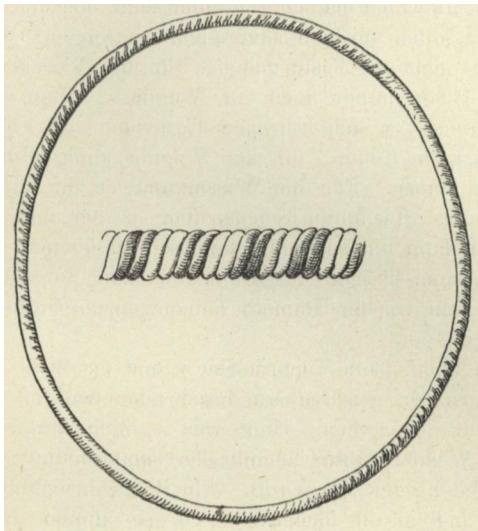
Ein eigenthümliches Stück ist das thurmartige Geflecht, das in Fig. 15 wiedergegeben ist. Es stellt einen Deckel für das Pombe-(Bier-) Gefäss eines Usiba-Sultans vor, ist aber aus decorativen Rücksichten in eine Form gebracht, die es für den ursprünglichen Zweck fast unbrauchbar macht. Denn der Deckel kann auf dem flaschenartigen Gefäss mit erweitertem Kopf keinen Halt finden. Aber in der thurmartigen Form sieht das Geflecht, von einer Pagin dem Sultan nachgetragen, schön aus, und das genügt. —

Das interessanteste Volk, das ich kennen gelernt habe, sind die Wakara. Dieser Stamm wohnt auf einer kleinen Insel im Victoria-See nördlich von Ukerewe und hatte es bis jetzt verstanden, sich von der Umgebung völlig abzuschliessen. Selbst den Waganda war es nicht möglich gewesen, die Insel zu betreten. Hr. Dr. Baumann landete dort als erster Europäer, konnte aber mit den Wakara nicht

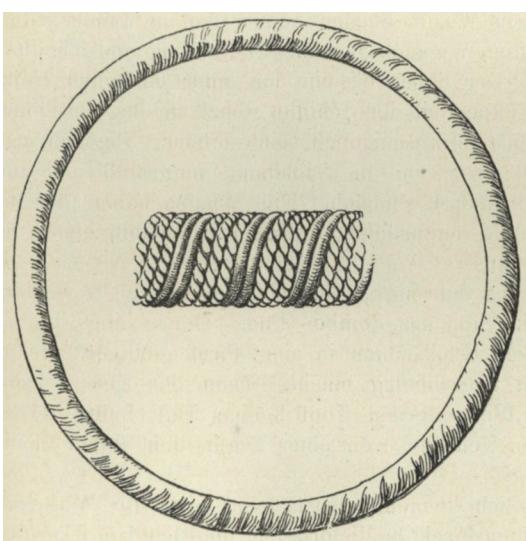
in Verkehr treten. Das gelang mir dann einige Wochen später. Zwei unbemerkt vor-genommene photographische Aufnahmen lege ich vor (Fig. 16). Schon das Aeussere dieser Leute zeigt ihren nicht Vertrauen erweckenden wilden Charakter, den sie auch

Figur 15. $\frac{1}{4}$ 

Figur 13.



Figur 14.



Armbänder aus Eisen-, Kupfer-, und Messingdraht,
von Waganda-Arbeitern in Usiba hergestellt.
 $\frac{1}{1}$, bezw. $\frac{3}{4}$ der natürl. Grösse.

Kegelförmig geflochtnener
Deckel für Pompe-Cale-
bassen. Usiba.

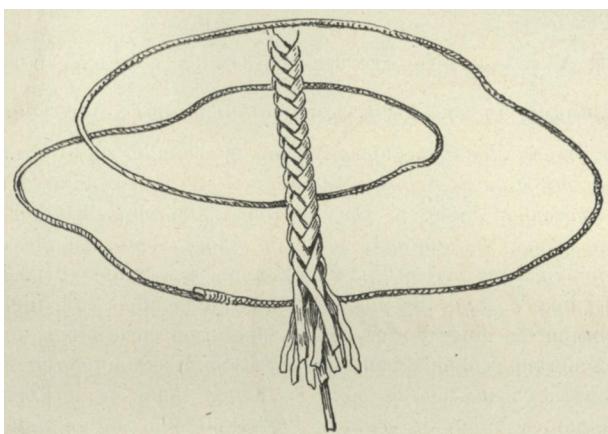
Figur 16.



Mann aus Ukara mit dem
landestüblichen kleinen Fell-
schurz, Skizze nach einer
Photographie.

mir gegenüber nicht verleugnen konnten. Eisen gibt es auf der Insel nicht, Waffen und Ackergeräthe sind aus Holz gefertigt. Als Kleidung dient ihnen ein kleines Fell (vergl. Fig. 16) und als fast einziger Schmuck geflochtene Grasringe, welche, um die Hüfte getragen, gleichzeitig zur Befestigung des Felles dienen (Fig. 17).

Figur 17.



Aus Gras geflochtene Lendenschnur zur Befestigung des Fellschurzes.

Interessant ist, dass die Cultur dieser Leute, die so gut wie nichts von der Aussenwelt gesehen haben, eine nicht unbedeutende Höhe erreicht hat. Jedes Fleckchen der Insel ist ausgenutzt, nirgends sieht man brachliegendes Land. Breite Wege, mit Cacteen eingesäumt, durchziehen das Land und künstliche Bewässerungs-Anlagen erhöhen die Tragfähigkeit des Bodens. Erstaunlich ist aber geradezu das Vorhandensein von Baumschulen. Die Wakara ziehen sich die Bäume, um durch deren Blätter das Viehfutter zu vermehren. In Ost-Africa möchte es kaum ein Negervolk geben, dass aus sich heraus es so weit gebracht hätte.

Europäer und Araber werden in Africa in der Regel diejenigen Völkerschaften, die ihren Einflüssen am meisten zugänglich sind, als die am meisten entwickelten bezeichnen; die anderen erscheinen ihnen auf so niedriger Stufe stehend, dass sie die fremde Cultur nicht begreifen können.

Wie wir aber bei diesen 4 Völkerschaften gesehen haben, liegen die Verhältnisse in Bezug auf die eingeborene Cultur gerade umgekehrt; diese ist dort am meisten entwickelt, wo fremder Einfluss sich am wenigsten geltend machen konnte, und sie ist da im Verfall, wo fremde Einflüsse am meisten eingedrungen sind. —

Der Vorsitzende beglückwünscht den jungen Forscher, der trotz einer schweren Verwundung in so guter Gesundheit aus Africa heimgekehrt ist, und dankt ihm für die objektive und ächt wissenschaftliche Art, wie er die ihm gebotene Gelegenheit zu Beobachtungen und Sammlungen wahrgenommen hat. Es ist das erste Mal, dass einer unserer ostafrikanischen Reisenden eine so grosse Zahl von Maasstabellen und Schädeln mitbringt, — ein Material über dessen tatsächliche Beschaffenheit sofort noch Mehreres mitgetheilt werden soll, über dessen beschwerliche Gewinnung und Sicherung aber nur der ein volles Urtheil besitzen kann, der selbst beschäftigt gewesen ist, die Schiebkästen der heimischen Wissenschaft in der Ferne zu füllen. Graf Schweinitz, der in voller Freiwilligkeit seine

Dienste dem gemeinsamen Unternehmen dargebracht hat, möge versichert sein, dass seine Thätigkeit in der Seengegend unvergessen bleiben wird. —

Der Direktor des ethnologischen Museums spricht gleichfalls seine Anerkennung aus und dankt für die mancherlei Geschenke, welche der Reisende der königlichen Sammlung gemacht hat. —

(21) Hr. R. Virchow bespricht die vom Grafen v. Schweinitz ausgeführten

Kopfmessungen an Ost-Afrikanern, insbesondere der Seengegend.

Die ersten, mehr als Probe ausgeführten Messungen hatte Graf Schweinitz schon im Januar 1892 in Bagamoyo begonnen; ich habe sie in der Sitzung vom 19. März v. J. (Verhandl. 1892, S. 191) vorgelegt. Seitdem hat der gewissenhafte Reisende bis zu seiner Verwundung nicht aufgehört, weiter zu messen. Ueberall, wohin er gekommen ist, hat er die Widerstände der Leute zu besiegen gewusst, als ein vortreffliches Vorbild für jene hülfslosen Reisenden, die nicht wissen, wie sie die Eingeborenen zu einer so einfachen Operation bestimmen können. Träger und Krieger, Ackerbauer und Hirten, ja selbst Sultane und deren Familienglieder haben sich schliesslich messen lassen. So haben denn in der Zeit vom 5. April bis zum 3. September 1892 im Ganzen 79 Aufnahmen stattgefunden, von denen nachher eine kurze Uebersicht geliefert werden soll.

Die ersten 13 sind in Maharara in Ugogo hergestellt worden, die folgenden (Nr. 14—15) in Tabora, meist im Juli bis Anfang August, die weiteren (Nr. 51—61)

Laufende Nummer (Nummer der Mess- blätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil					Gesicht		
			Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal- Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasen- wurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm
1. Wagogo.										
1.	(1.)	männl.	etwa 16	188	134	107	120	540	187	123
2.	(2.)	"	etwa 22	186	147	129	123	223	193	127
3.	(3.)	"	30	188	128!	123	115	535	188	119
4.	(4.)	"	25	187	142	127	116	545	198	118
5.	(5.)	"	25	189	144	128	117	555	199	120
6.	(6.)	"	25	181	143	113	112	540	187	144
7.	(7.)	weibl.	18	186	138	124	111	540	173	110
8.	(8.)	männl.	10	183	131	115	114	525	172	101
9.	(9.)	"	18	188	143	123	119	548	188	120
10.	(10.)	weibl.	25	175	135	112	106	510	163	108
11.	(11.)	männl.	40	191	134	118	117	530	175	117
12.	(12.)	"	40	194	143	108	117	560	190	130
13.	(13.)	"	50	176	136	102	111	515	176	126

Mitte September in Secke; Nr. 62—72 stammen von der vorher erwähnten Insel im Victoria-See unter $32^{\circ} 27'$ östl. L. und $2^{\circ} 16'$ südl. Br., sämmtlich vom 25. September; Nr. 73—74 von Bukoba, 28. September; endlich Nr. 75—78 von Qua Mukotani, 30. September und 1. October, und Nr. 79 vom 3. October.

Die gemessenen Personen, welche bis auf zwei Männer waren, gehörten folgenden Stämmen an:

- Nr. 1—13 Wagogo,
- „ 14—16, 23—28, 33—36, 47—49 Wangoni,
- „ 17—18 (Wakussu), 21—22, 37, 41, 42, 44 Wanyema,
- „ 19 Mkami,
- „ 20, 39, 43, 45, 52 Wanyamwesi,
- „ 30—32, 50 Watusi,
- „ 46 Mganda,
- „ 51, 53—61 Wassukuma,
- „ 62—72 Wasinja,
- „ 73—79 Wasiba,
- „ 38 Njassa-Neger,
- „ 29, 40 Mischlinge von Indern mit Negerinnen.

Der Reisende hat sich für seine Aufzeichnungen der von mir ausgearbeiteten Messblätter bedient, aber von denselben nur den Kopf des Nationale und den speciell auf die Verhältnisse des Kopfes bezüglichen Abschnitt benutzt. Im Nachstehenden mag zunächst das vom Grafen v. Schweinitz gesammelte Urmaterial gegeben werden:

Gesicht												Bemerkungen	
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbeinhöcker)	Breite c (Kieferwinkel)	Distanz		Nase			Ohr, Höhe					
			d. inneren Augen- winkel	d. äusseren Augen- winkel	Höhe	Breite	Länge						
			mm	mm	mm	mm	mm	mm					
1. Wagogo.													
115	111	102	38	98	52	38	47	15	48	60	Sohn des Sultans in Makenges Land.		
133	117?	108	41	108	51	41	44	15	55	55	An jedem Ohrläppchen und oberen Ohrrande ein Pflock.		
120	101	97	33	105	56	47	47	17	50	77—100	Beide Ohrläppchen und oberen Ohr- theile mit Pflocken versehen. Desgl.		
140	115	98	35	103	41	39	41	15	56	81—88			
141	109	101	36	101	50	40	43	17	48	63—85	Desgl.		
139	107	108	38	102	47	40	41	17	49	71—90	Desgl.		
132	110	97	42	104	43	39	38	14	56	60—62	Junge Frau.		
128	108	89	35	93	46	34	40	10	44	66	—		
120	102	94	40	102	55	37	47	15	54	63	Mes am apia, Sultan von Maharara. Seine Mutter war e. Watuturu-Frau.		
127	88	92	33	97	52	41	42	13	55	60	Frau. Brüste herabhängend, Warzen- hof faltig.		
127	91	95	37	97	57	35	51	15	49	72	—		
143	94	98	36	102	61	49	54	15	55	88	Minister des Sultans.		
136	93	100	35	98	57	38	50	16	53	88	Minister des Sultans. Schwarzes, mit weiss gemischtes Haar.		

Laufende Nummer (Nummer der Mess- blätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil						Gesicht			
			Grösste Länge mm		Grösste Breite mm		Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal- Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasen- wurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm
2. Wangoni.												
14. (14.)	männl.	30	190,5	139	116	120		530	192	121	76	
15. (15.)	"	30	192,5	144	133,5	126		530	184	106	67	
16. (16.)	"	30	174,5	142,5	103	119		510	167	106	67	
17. (28.)	"	22	193	141	120	119		555	190	118	75	
18. (24.)	"	30	184	146	128	122		550	195	123	79	
19. (25.)	"	25	187	140	116	114		540	186	108	80	
20. (26.)	"	20	188	138!	115	126		540	186	114	70	
21. (27.)	"	35—36	191	140	119	122		550	199	122	75	
22. (28.)	"	25—30	197	141	117	118		560	196	129	80	
23. (33.)	"	22	182	142	123	120		535 (Haar)	185	117	71	
24. (34.)	"	20—25	183	139	105	108		530 (s. wenig Haar)	178	111	69	
25. (35.)	"	20	189	134	114	113		530 (etwas Haar)	174	105	69	
26. (36.)	"	20	189	143!	116	115		540 (kein Haar)	181	101	65	
27. (47.)	"	20	200	143	129	118		580 (kein Haar)	200	130	76	
28. (48.)	"	40	175	143	130	112		520 (kein Haar)	190	121	74	
29. (49.)	"	20	185	144	114	113		535 (kein Haar)	186	117	73	
3. Wanyema.												
30. (17.)	männl.	20—25	187	150	129	118		545	192	120	76	
31. (18.)	"	12	180	147	111	110		535	158	106	71	
32. (21.)	"	20—25	188	140	127	116		545	172	111	74	
33. (22.)	"	20—25	192	137	113	118		540	172	109	70	
34. (37.)	"	20	190	141	128	120		548 (wenig Haar)	171	104	70	
35. (41.)	"	20	180	136	111	118		525 (kein Haar)	170	106	74	
36. (42.)	"	15	211	147	116	123		573 (etwas Haar)	170	102	73	
37. (44.)	"	35	198	150	139	124		575 (kein Haar)	198	119	75	
4. Mkami.												
38. (19.)	männl.	25	193	136	131	120		545	176	119	73	

Gesicht												Bemerkungen	
Breite a (Jochbogen) mm	Breite b (Wangenbein- höcker) mm	Breite c (Kieferwinkel) mm	Distanz		Nase				Ohr, Höhe mm				
			d. inneren Augen- winkel mm	d. äusseren Augen- winkel mm	Höhe mm	Breite mm	Länge mm	Elevation mm					
2. Wangoni.													
124,5	102	98	33	102	50	42	43	10?	55	67	Soldat Tisiwa.		
136	106	109	38	99	48	43	34	10?	47	57	Soldat Sonde.		
133	106	95	31	105	45	49	39	10?	58	63	Soldat Marambo.		
139	103	103	40	102	58	48	40	11	59	69	Krieger Tingario.		
145	110	101	40	102	49	47	44	12	58	63	Krieger Massonso; eingedrückte Nase.		
139	95	98	44	100	58	47	48	12	56	60	Krieger Ugobio.		
138	97	100	43	110	43	43	33!	10	52	61	Krieger Mttinginia.		
141	106	95	40	106	49	42	41	13	60	65	Krieger Tonga.		
142	97	110	32	101	52	45	45	15	48	55	Krieger Madare.		
136	101	100	33	100	48	40	38	13	56	56	Krieger Sukusuku.		
134	94	104	29	98	46	45	40	15	53	53	Krieger Jukuru; Zopf in der Mitte des Kopfes.		
134	92	97	36	105	45	43	35	13	54	60	Krieger Tesama.		
140	86	105	36	102	42	43	38	13	59	60	Krieger Mihaio; sehr fleischig.		
129	95	90	38	103	55	38	48	15	50	60	Krieger Itale, Kopf auffallend lang.		
138	108	90	33	101	50	48	45	13	68	55	Krieger Jedjedje.		
137	98	93	40	97	48	44	40	13	53	50	Krieger Munoni.		
3. Wanyema.													
141	115	98	33	112	45	43	40	14	52	58	Sklave Englesa; Mkussu.		
131	100	98	31	101	44	42	37	12	45	58	Boy Ferhani; Mkussu.		
137	99	97	29	102	52	47	45	16	60	60	Sklave Sunyoro; grosse, schöne Gestalt. Sultanat Upeia.		
137	100	102	28	97	45	43	44	13	54	60	Sklave Mapfta vom Stamm Bango- Bango.		
137	84	95	33	108	47	41	36	12	52	56	Sklave Ferusi. Sultanat Upeia.		
135	87	96	38	105	49	72	44	13	48	50	Sklave Hamis; Mkussu.		
138	98	97	42	118	45	43	35	12	52	55	Sklave Farjalla. Sultanat Mkelewe.		
146	106	102	41	112	53	45	41	14	60	57	Sklave Nassibu. Sultanat Nunda.		
4. Mkami.													
133	103	101	36	106	52	44	48	12	56	58	Soldat Hammis. Zähne dreieckig gefeilt.		

Laufende Nummer (Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil						Gesicht		
			Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal-Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasenwurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm	
5. Wanyamwesi.											
39.	(20.)	männl.	35—40	186	134	106	122	540	198	122	80
40.	(39.)	"	20	194	146	115	120	550 (etwas Haar)	181	112	76
41.	(43.)	"	20	181	145	129	116	542 (kein Haar)	170	120	77
42.	(45.)	"	40	192	143	114	120	555 (kein Haar)	199	121	77
43.	(52.)	"	30	221	141	124	123	570 (wenig Haar)	192	127	77
6. Watusi.											
44.	(30.)	männl.	40	198	150	117	130	560	216	134	88
45.	(31.)	"	16—18	185	142	119	118	535	174	108	69
46.	(32.)	"	35—40	184	133	115	114	520	190	117	74
47.	(50.)	"	etwa 50	193	140	110	117	550	204? (strk. Bart)	133?	83
7. Mganda.											
48.	(46.)	männl.	16	182	143	115	119	535 (etwas Haar)	173	105	72
8. Wassukuma.											
49.	(51.)	männl.	40	186	145	112	117	545 (wenig Haar)	194	144 (106)	70
50.	(53.)	"	30	187	145	119	126	555 (etwas Haar)	195	120	80
51.	(54.)	"	30	189	132	114	117	530 (etwas Haar)	184	110	76
52.	(55.)	"	50	190	147	124	119	550	198	134	89
53.	(56.)	"	25	189	145	115	118	560	183	112	73
54.	(57.)	"	45	177	140	103	114	525 (Haar)	175	108	71
55.	(58.)	"	30	197	146	118	118	560 (Haar)	200	125	82
56.	(59.)	"	25	182	140	118	114	540 (kein Haar)	187	110	69
57.	(60.)	"	25	190	130	112	115	520	188	123	75
58.	(61.)	"	25	196	152	120	124	570 (Haar)	230	131	78
9. Wasinja.											
59.	(62.)	männl.	22	194	148	118	127	565	195	116	74
60.	(63.)	"	22	185	137	137	113	530 (etwas Haar)	185	123	77
61.	(64.)	"	22	182	138	120	117	530 (etwas Haar)	181	112	71

Gesicht												Bemerkungen	
Breite a mm	Breite b mm	Breite c mm	Distanz		Nase			Mundlänge mm	Ohr, Höhe mm				
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbein- höcker)	Breite c (Kieferwinkel)	d. inneren Augen- winkel mm	d. äusseren Augen- winkel mm	Höhe mm	Breite mm	Länge mm	Elevation mm					
5. Wanyamwesi.													
137	104	96	38	107	58	45	47	17	61	55	Soldat Juma; rechtes Ohrläppchen durchbohrt. Sultanat Uniajembe.		
134	96	109	36	108	45	45	36	14	60	58	Träger Ali, geb. in Zanzibar.		
144	97	98	35	112	52	45	43	15	42	61	Träger Haliamut; sehr fleischig. Sultanat Uniajembe.		
140	97	100	36	100	53	40	42	15	50	53	Träger Simbu. Sultanat Igunda.		
142	105	105	40	114	52	45	44	12	62	61	Träger Katuli.		
6. Watusi.													
139	96	100	40	137	71	49	61	22	61	52	Hirte Kikore, kein Neger-Typus, aber dicke Lippen.		
139	100	100	42	106	48	41	35	16	51	48	Hirte Kakombe.		
129	92	91	32	98	52	41	44	20	61	55	Hirte Gahororo. Haaranscheinend nicht Woll.		
123	89	86	33	103	51	37	45	20	58	70	Hirte Kamagannua.		
7. Mganda.													
132	100	90	38	101	46	40	36	13	51	52	Boy Ascalla, Sklave.		
8. Wassukuma.													
134	85	115	32	105	46	48	40	17	57	55	Träger und Führer Dette, starkes Kinn. Sultanat Nera.		
135	88	104	36	99	55	40	43	17	53	57	Trägerführer Totiri. Sultanat Ulima.		
135	102	98	35	100	50	43	40	13	55	48	Trägerführer Schokollo. Sultanat Ulima.		
144	106	97	42	108	55	40	47	15	62	66	Trägerführer Mtollo. Sult. Muansa.		
133	91	95	32	103	51	48	43	15	61	51	Träger Makambo; bartlos. Sultanat Ulima.		
135	97	97	32	97	49	36	45	15	49	55	Träger Monganu; bartlos. Sultanat Bukumbi.		
144	95	93	41	110	47	43	44	15	61	62	Träger Dikalanua; Bartansatz am Kinn. Sultanat Ulima.		
145	98	102	35	98	47	44	42	18	61	53	Träger Samatu. Sultanat Nera.		
134	95	107	33	99	52	37	46	20	58	63	Träger Kimapiwo. Sult. Nassa.		
153	92	124	44	119	54	48	45	10	52	58	Hirte und Bauer Mainga. Sultanat Secke.		
9. Wasinja.													
144	96	116	41	115	56	46	42	10	59	54	Fischer Jumutale. Ansatz von Schnurrbart.		
137	92	97	33	105	49	46	45	15	55	64	Fischer Murirna.		
142	90	105	37	102	47	42	35	13	57	60	Fischer Wuabkot.		

Laufende Nummer (Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil						Gesicht		
			Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal-Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasenwurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm	
62. (65.)	männl.	10	185	132	120	108	525 (kein Haar)	158	110	76	
63. (66.)	"	30	188	131	115	125	545 (etwas Haar)	182	121	76	
64. (67.)	"	60	184	140	105?	120	530 (kein Haar)	211!	125	80	
65. (68.)	"	—	197	145	124	125	575 (kein Haar)	208	132	81	
66. (69.)	"	50	185	141	129	119	520 (etwas Haar)	192	120	78	
67. (70.)	"	15	188	137	132	119	530 (etwas Haar)	175	110	66	
68. (71.)	"	15	180	131	110	110	520 (starkes Haar)	184	116	75	
69. (72.)	"	13	181	133	122	115	510 (etwas Haar)	164	108	73	
10. Wasiba.											
70. (73.)	männl.	40	197	146	132	118	570	199	130	80	
71. (74.)	"	30	192	147	117	124	550 (etwas Haar)	179	111	83	
72. (75.)	"	22	198	141	125	123	555 (kein Haar)	181	114	73	
73. (76.)	"	40	196	150	131	119	560 (kein Haar)	192	111	72	
74. (77.)	"	19	197	140	125	117	550 (wenig Haar)	191	115	73	
75. (78.)	"	18	187	136	114	110	530 (etwas Haar)	181	112	76	
76. (79.)	"	40	197	136	124	122	555	182	119	70	
11. Njassa-Neger.											
77. (38.)	männl.	20	200	152!	117	120	570! (kein Haar)	185	112	71	
12. Mischlinge von Indern mit Negerinnen.											
78. (29.)	männl.	28	192	143	120	116	550	197	113	71	
79. (40.)	"	30	250	155	114	127	575 (kein Haar)	199	124	67	

Die Zahlen sind so genau als möglich controlirt worden. Graf v. Schweinitz hat sich persönlich nochmaliger Vergleichung derselben unterzogen. Obwohl die auf den Messblättern mit Blei eingetragenen Zahlen vielfach verwischt und undeutlich geworden waren, so ergab doch eine besondere Eintragung in ein gebundenes Buch die erforderlichen Controlzahlen. Alle diejenigen Zahlen, welche durch irgend einen Umstand Bedenken erregten, sind dem Reisenden bezeichnet worden, und die jetzt mitgetheilten hält er gegenüber auch dem Zweifel, ob nicht

Gesicht												Bemerkungen
Breite a (Jochbogen) mm	Breite b (Wangenbein- höcker) mm	Breite c (Kieferwinkel) mm	Distanz		Nase				Mundlänge mm	Ohr, Höhe mm		
			d. inneren Augen- winkel mm	d. äusseren Augen- winkel mm	Höhe mm	Breite mm	Länge mm	Elevation mm				
118	83	67	33	100	48	39	42	12	51	50	Fischer Magili.	
138	96	100	34	107	53	46	43	19	53	64	Fischer Kipiri. Etwas Schnurr- und Kinnbart.	
132	83	100	38	104	55	48	50	20	60	71	Fischer Muheiroa. Gesicht wie Somali.	
148	102	105	34	107	54	43	49	15	60	60	Fischer Kirika. Ansatz von Schnurr- u. Kinnbart. Brust und Bauch sehr behaart.	
131	88	92	34	92	50	45	42	15	53	55	Fischer Wan o.	
131	110	92	39!	110	51	46!	35	15	53	50	Fischer Sumbue.	
130	98	87	34	99	50	42	41	12	50	49	Fischer Gunullo. Gelbes, etwas fleckiges Gesicht.	
123	94	100	37	100	50	36	40	14	50	54	Fischer Mahoria. Hübscher Knabe mit europäischem Gesicht. Mund scharf geschnitten, Lippen schmal. Ohrläppchen durchbohrt.	
10. Wasiba.												
143	90	98	35	106	55	48	46	17	58	55	Minister M umagg e. Schnurr- u. Kinnbart. Ein Ohrläppchen durchbohrt.	
139	91	96	38	104	51	38	46	15	55	53	Fischer Pontandik. Schnurr- und Kinnbart. Ohrläppchen durchbohrt.	
138	87	84	41	106	44	37	40	15	51	56	Bauer Kaijage. Ohrläppchen durchbohrt.	
143	102	102	35	110	53	43	43	13	55	47	Bauer Katawasi. Schnurr-, Kinn- u. Backenbart. Ohrläppchen durchbohrt.	
136	100	103	35	102	42	41	39	11	57	52	Bauer Bi end o bi end o d. Ohrläppchen durchbohrt.	
130	87	98	35	101	48	40	38	16	53	55	Bauer Bombeki.	
138	93	101	30	105	50	49	41	13	60	60	Bauer Molicke. Schnurr- u. Kinnbart.	
11. Njassa-Neger.												
150	92	112	32	108	45	41	38	15	51	55	Soldat Mpate, Sultanat Mera; Mutter eine Mkami.	
12. Mischlinge von Indern mit Negerinnen.												
142	106	104	38	98	51	44	40	16	63	51	Kaufmann Dossa.	
146	101	102	35	110	51	50	35	12	73	63	Kaufm. Ismail. Kinnbart. Schwarze Haare.	

durch Verschiebungen der Messinstrumente oder durch Irrthümer beim Ablesen oder Aufschreiben Aenderungen herbeigeführt sein könnten, aufrecht. Es mag dabei erwähnt sein, dass am meisten Anstand diejenigen Gesichts- und Nasen-indices erregten, welche in der nachfolgenden Zusammenstellung durch fetten Druck hervorgehoben sind.

Ich gebe nunmehr, in 12 Gruppen nach den Stämmen geordnet, eine allgemeine Uebersicht der aus den Urzahlen des Reisenden berechneten 4 Hauptindices:

		1. Wagogo.			
Nr.		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas. Ind.
1	(Sohn d. Sultans)	71,3	56,9	106,8	73,0
" 2	.	79,0	69,3	95,4	80,3
" 3	.	68,1	65,4	99,1	83,9
" 4	.	75,9	67,9	84,2	95,1
" 5	.	76,2	67,7	85,1	80,0
" 6	.	79,0	62,4	103,6	85,1
" 7	♀	74,2	66,7	83,3	137,4
" 8	.	71,6	62,8	78,9	73,9
" 9	(Sultan)	76,1	65,4	100,0	67,2
" 10	♀	77,1	64,0	85,0	78,8
" 11	.	70,2	61,8	92,1	61,4
" 12	(Minister)	78,7	55,6	90,9	80,3
" 13	("")	75,0	57,9	92,6	75,4
2. Wangoni (Zulu).					
Nr. 14	.	73,2	61,0	96,8	85,0
" 15	.	75,0	69,3	77,9	89,5
" 16	.	81,6	59,0	77,9	108,8
" 23	.	73,1	62,2	84,9	82,7
" 24	.	79,3	69,6	84,8	98,8
" 25	.	74,9	62,0	77,6	81,0
" 26	.	78,4	61,3	81,1	100,0
" 27	.	78,8	62,8	86,5	89,7
" 28	.	71,6	59,4	90,8	86,5
" 33	.	78,0	67,6	86,0	83,3
" 34	.	76,0	57,3	82,8	97,8
" 35	.	70,9	60,3	78,3	95,5
" 36	.	75,7	61,4	72,1	102,3
" 47	.	71,5	64,5	100,7	69,0
" 48	.	81,7	74,8	87,6	96,0
" 49	.	77,8	61,6	85,4	91,6
3. Wanyema.					
Nr. 17	(Mkussu)	80,2	69,0	85,1	95,5
" 18	("")	81,7	61,7	80,9	95,4
" 21	.	74,5	67,6	81,0	90,3
" 22	(Bango-Bango)	71,3	58,8	79,5	95,5
" 37	.	74,2	67,4	75,9	87,2
" 41	(Mkussu)	75,6	61,7	78,5	146,8
" 42	.	69,6	54,8	73,9	95,5
" 44	.	75,8	70,2	81,5	84,9
4. Mkami.					
Nr. 19	.	70,5	67,9	89,4	84,6
5. Wanyamwesi.					
Nr. 20	(Mnajembe)	72,0	57,4	88,9	84,9
" 39	.	75,8	59,2	83,5	100,0
" 43	(Mnajembe)	80,1	70,7	83,3	86,5
" 45	(Mgunda)	74,5	59,8	85,4	91,6
" 52	.	63,8	56,1	89,4	86,5
6. Watusi.					
Nr. 30	.	75,8	59,1	96,4	69,0
" 31	.	76,8	64,3	77,6	85,4
" 32	.	72,3	62,5	90,6	78,8
" 50	.	72,5	57,5	108,1 (!)	72,5

	7. Mganda.			
	L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 46	78,6	63,2	79,5	86,9
8. Wassukuma.				
Nr. 51 (Nera)	78,0	60,2	79,1	104,3
" 53 (Ulima)	77,5	63,6	88,8	72,7
" 54 (")	69,8	60,3	81,4	86,0
" 55 (Muansa)	77,4	65,3	93,0	72,7
" 56 (Ulima)	76,7	60,8	84,2	94,1
" 57 (Bukumbi)	79,1	58,1	80,0	73,4
" 58 (Ulima)	74,1	59,9	86,8	91,4
" 59 (Nera)	78,9	64,8	75,8	93,6
" 60 (Nassa)	68,4	58,0	91,7	71,1
" 61 (Secke)	77,6	61,2	85,6	88,8
9. Wasinja.				
Nr. 62	76,8	60,8	80,5	82,1
" 63	74,1	74,1 (!)	89,7	93,8
" 64	75,8	65,9	78,8	89,3
" 65	71,4	64,9	93,1	81,2
" 66	69,7	61,2	87,6	86,8
" 67	76,1	?	94,6	78,1
" 68	73,6	62,9	89,1	79,6
" 69	76,2	69,7	91,6	90,0
" 70	72,9	69,8	84,1	90,1
" 71	72,8	61,1	89,2	84,0
" 72	73,5	67,4	87,8	72,0
10. Wasiba.				
Nr. 73 (Minister)	74,1	67,0	90,9	87,2
" 74	76,6	60,9	79,8	74,5
" 75	71,2	63,1	82,6	84,0
" 76	76,5	66,8	77,6	81,1
" 77	71,1	63,5	84,5	97,6
" 78	72,7	61,0	86,1	83,3
" 79	69,0	62,9	86,2	98,0
11. Njassa-Neger.				
Nr. 38	76,0	58,5	74,6	91,1
12. Mischlinge.				
Nr. 40 (Inder u. Negerin) ♂ ♀ 62,0 (!)	45,6 (!)	84,9	98,0	
" 29 (" . ")	74,5	62,5	79,5	86,2

Ueberblickt man diese Liste, so tritt sofort die wichtige Thatsache hervor, dass unter 76 (bezw. 79) ziemlich zufällig, nur mit Rücksicht auf die Heranziehung der selteneren Nationalitäten, ausgewählten Personen im Ganzen nur 5 brachycephale Individuen aufgefunden sind. Von diesen gehörten 2 zu einem Stämme der Wanyema, dem der Wakussu, der wegen seiner Wildheit berüchtigt und der noch geübten Menschenfresserei verdächtig ist; 2 andere waren Wangoni-Krieger, einem Zulu-Stamme angehörig, der erst in neuerer Zeit vom Süden her eingewandert ist und jetzt zwischen dem Victoria Nyanza und dem Tanganya angesiedelt ist. Der fünfte endlich war ein Mnyamwesi von Urambu.

Im Ganzen ist die Zahl der Dolicho- und Hyperdolichocephalen bei Weitem überwiegend: $34 + 7 = 41$ gegenüber von 30 Mesocephalen. Ein etwas genauereres Bild gewährt folgendes Tableau:

	dolichoc.	hyperdolich.	mesoc.	brachyc.	Summa
Wagogo	6	1	6	—	13
Wangoni	9	—	5	2	16
Wanyema	3	1	2	2	8
Mkami	1	—	—	—	1
Wanyamwesi	2	1	1	1	5
Watusi	2	—	2	—	4
Mganda	—	—	1	—	1
Wassukuma	1	2	7	—	10
Wasinja	6	1	4	—	11
Wasiba	4	1	2	—	7
<u>zusammen . . .</u>	<u>34</u>	<u>7</u>	<u>30</u>	<u>5</u>	<u>76</u>

Am stärksten vertreten ist die Mesocephalie bei den Wassukuma, wo nur 3 dolichocephale 7 mesocephalen gegenüberstehen, während bei den Wasiba 5 dolicho- und nur 2 mesocephale, bei den Wasinja 7 dolicho- und nur 4 mesocephale gefunden wurden. Selbst die Wangoni ergeben, abgesehen von den beiden brachycephalen, 9 dolicho- und nur 7 mesocephale. Mischzustände sind hier also überall vorhanden, scheinbar am gleichmässigsten bei den Wagogo und — sonderbarer Weise — bei den Watusi, Angehörigen eines nomadisirenden Hirtenstammes.

Verhältnissmässig viel grössere Unterschiede erscheinen bei den Ohrhöhen-Indices. Es ist dies ein viel schwierigeres und zugleich viel mehr variables Verhältniss, und die gegenwärtigen Ergebnisse mögen daher mehr für eine bestimmtere Fragestellung, als für ein endgültiges Urtheil dienen. Hier ergiebt sich folgendes Bild:

	chamaecephal (unter 60)	orthocephal (60,1—65,0)	hypsiccephal (65,1—70,0)	hyperhypsiceph. (über 70)	Summa
Wagogo	3	4	6	—	13
Wangoni	3	9	3	1	16
Wanyema	2	2	3	1	8
Mkami	—	—	1	—	1
Wanyamwesi	4	—	—	1	5
Watusi	2	2	—	—	4
Mganda	—	1	—	—	1
Wassukuma	3	6	1	—	10
Wasinja	—	5	4	1	10
Wasiba	—	5	2	—	7
<u>zusammen . . .</u>	<u>17</u>	<u>34</u>	<u>20</u>	<u>4</u>	<u>75</u>

Die Wanyamwesi erwiesen sich hier, abgesehen von Nr. 43, dessen singuläre Brachycephalie durch eine nicht minder solitäre Hyperhypsiccephalie compensirt wird, als schlechthin chamaecephal; ihnen nähern sich die Wassukuma und die Wangoni. Dafür giebt es bei den Wasinja und Wasiba überhaupt keine Chamaecephalen, und bei den Wagogo dominirt unter allen Klassen die Hypsiccephalie.

Wenn man die Leptoprosopie von 90,0 an zählt, so berechnet sich etwa ein Viertel der gemessenen Ost-Afrikaner als dahin gehörig. Die Leptoprosopie dominirt bei den Wagogo (8 gegen 5) und den Watusi (3 gegen 1), dagegen fehlt sie gänzlich bei Wanyema und Wanyamwesi. Bei den vom Grafen v. Schweinitz besonders beschriebenen Stämmen herrscht durchweg Chamaeprosopie vor. Ich gebe die Liste zusammen mit der für die Nasen-Indices:

	chamae-prosop	lepto-prosop	leptorhin (unter 69,4)	mesorrhin (69,5—81,4)	platyrhin (81,5—87,8)	hyper-platyrhin (87,9—108,9)	ultraplatyrhin (über 109,0)
Wagogo	5	8	2	7	2	1	1
Wangoni	13	3	1	1	5	6	3
Wanyema	8	—	—	—	2	5	1
Mkami	1	—	—	—	1	—	—
Wanyamwesi . .	5	—	—	—	3	1	1
Watusi	1	3	1	2	1	—	—
Mganda	1	—	—	—	1	—	—
Wassukuma . .	8	2	—	4	1	4	1
Wasinja	8	3	—	4	3	4	—
Wasiba	6	1	—	1	4	2	—
zusammen	56	20	4	19	23	23	7

In der Liste der Nasen-Indices habe ich vorläufig die Eintheilung beibehalten, nach welcher Hr. Topinard (*Élém. d'anthropol. génér.* Paris 1885. p. 303) die Nasen der lebenden Rassen klassifizirt hat. Es wird damit sofort ersichtlich, dass die Aufstellung dieses gelehrten Anthropologen, dass alle Neger sich mit ihren Nasen-Indices in der Gruppe 108,9—89,1 befinden, nicht zutrifft. Die Wangoni z. B. haben, wenn man eine gemeinsame Zahl für die ganze Gruppe (16 Individuen) berechnet, einen mittleren Index von 90,5, ganz abgesehen davon, dass einer von ihnen 100, ein zweiter 102,3 ein dritter 108,8 zeigt, aber es giebt unter ihnen auch Individuen mit 69 und 81. Ja für die Wagogo erhalten wir nur einen Mittelindex von 82,4, obwohl darunter die Riesen-Platyrhine einer 18jährigen Frau von 137,4 mitberechnet ist. Immerhin genügt wohl auch ein Index von 82,4, um eine Negerrasse salonfähig zu machen.

Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie sich trotzdem in den Nasen-Indices der Anwohner des Victoria Nyanza die auch sonst erkennbare Annäherung an Stämme mit mehr gestreckter Nasenbildung erkennen lässt. Man vergleiche nur die 3 letzten Kategorien, welche gerade die vom Grafen v. Schweinitz beschriebenen Stämme betreffen. Von 28 gemessenen Individuen hatten 9, also ein Drittheil, mesorrhine Nasen, im geraden Gegensatze gegen die Wangoni, bei denen auf 16 Individuen 14 platyrhine fallen.

Auf einige Einzelheiten wird demnächst zurückzukommen sein. —

(22) Hr. Rud. Virchow bespricht eine Reihe von

Wanyamwesi- und Massai-Schädeln.

Schon unter dem 29. Januar schrieb mir Graf v. Schweinitz aus Zanzibar Folgendes:

„Es ist mir gelungen, 8 Wanyamwesi- und 19 Massai-Schädel zu sammeln, und werden Ihnen dieselben, nach Ankunft meiner Sachen in Hamburg, zugestellt werden.

„Ich hatte die Schädel mit folgenden Inschriften versehen:

Nr. 2—9,	Nr. 10 und 11,	Nr. 13—29,
Sultanat Massali, Stamm Wanyamwesi, etwa $3^{\circ} 40'$ südl. Br. und $33^{\circ} 30'$ östl. L. v. Gr. 1890 erschlagen von Wangoni.	Massai, eingefallen und erschlagen im Sultanat Schinjanja, etwa $3^{\circ} 30'$ südl. Br. und $33^{\circ} 30'$ östl. L. v. Gr.	Massai, eingefallen u. erschlagen 1892 im Sultanat Secke, etwa $3^{\circ} 20'$ südl. Br. und $33^{\circ} 30'$ östl. L. v. Gr.
12. September 1892.	14. September 1892.	15. September 1892.
Graf Schweinitz.	Graf Schweinitz.	Graf Schweinitz.

„Die Nrn. 2—9 habe ich auf dem Kampfplatze gesammelt. Es wurde mir von verschiedenen Seiten versichert, dass bei dem Kampfe keiner der siegreichen Wangoni gefallen sei. Sollte aber auch ein solcher gefallen sein, so hätten die Sieger wohl kaum den Leichnam zurückgelassen. Die Schädel möchten also mit ziemlicher Sicherheit bestimmt sein.

„Die Nrn. 10 und 11 hingen vor einem Dorfe auf Stangen und behaupteten die Leute, dass es Massai-Schädel seien. Hat diese Angabe auch viel für sich, so ist es doch durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Leute irgend welche Schädel als Renommirschädel aufgesteckt haben, nun aber behaupten, dass sie von ihren grössten Feinden — den Massai — stammen.

„Die Nrn. 13—22 können wieder als sicher bestimmt angesehen werden. Sie sind gesammelt auf dem Kampfplatze. Nach verschiedenen Angaben hatten die Massai ein Lager dort bezogen und waren dann von den Landes-Einwohnern überfallen und erschlagen worden. Die Köpfe hatten diese dann auf Stangen und zugespitzte Aeste gesteckt. Allerdings sollen auch einige wenige Wassukuma gefallen sein. Wenn es auch nicht anzunehmen ist, dass die Leute die Köpfe ihrer eigenen Todten auf die Bäume stecken, so ist es doch immerhin möglich, dass sich der eine oder andere Schädel als Wassukuma-Schädel herausstellt.“

Die Schädel sind seitdem in meine Hände gelangt, mit Ausnahme von Nr. 11 und 14. Da ich gerade beschäftigt bin, für das neue grosse Werk des Hrn. Stuhlmann den anthropologischen Theil zu bearbeiten, so will ich mich heute darauf beschränken, ein Paar übersichtliche Angaben zu machen und zur Veranschaulichung einige Schädel vorzulegen.

Wie werthvoll der Besitz von 8 Wanyamwesi- und 13 Massai-Schädeln ist gegenüber der Armut an anthropologischem Material, an der wir bis jetzt leiden, brauche ich nicht erst darzulegen. Mir persönlich, und wie ich hoffe auch der Wissenschaft, ist gerade in diesem Augenblicke damit doppelt gedient, wo ich durch die Sammlungen Stuhlmann's vom West-Ufer des Victoria Nyanza und bis tief in das Congo-Gebiet hinein in der Lage bin, genaue Vergleichungen zu machen.

In dieser Beziehung will ich zuerst einige Angaben über den Rauminhalt der Schädel machen. Bei der Untersuchung der von Stuhlmann vom oberen Ituri mitgebrachten Zwergen-Schädel war ich auf die überraschende Thatsache gestossen, dass unter 6 bestimmbaren Schädeln der Art nur 2 nannocephale waren, während 3 eine Capacität von 1260—1280, ein sechster sogar von 1305 ccm ergeben. Noch viel mehr überraschte mich aber die Entdeckung, dass unter den 8 Wanyamwesi-Schädeln des Grafen v. Schweinitz 4, also die Hälfte, nannocephal waren. Bei den Massai stieg die Frequenz langsam, nahm dann aber wieder schnell ab, wie nachstehende Tabelle zeigt:

Capacität	Zwerge (6)	Wanyamwesi (8)	Massai (13)
bis 1200 ccm	2	4	2
1201—1300 „	3	2	3
1301—1400 „	1	2	4
1401—1500 „	—	—	2
1501—1600 „	—	—	1
1601—1700 „	—	—	1

Immerhin ist ersichtlich, dass das Wachsthum des Gehirns bei den central-afrikanischen Zwergen nicht in dem gleichen Verhältniss zurückbleibt, wie das Wachsthum des Körpers überhaupt, und dass unter den östlichen Nachbarstämmen sich Individuen befinden, welche eine gleiche, wenn nicht eine noch höhere Mangelhaftigkeit in der Gehirnausbildung zeigen.

In Betreff des Schädeltypus erscheinen alle 3 Stämme stark gemischt:

Schädelindex	Zwerge (7)	Wanyamwesi (8)	Massai 16
hyperdolichocephal	—	—	7} 13
dolichocephal	3	4	6} 13
mesocephal	4	4	3
Höhenindex	Zwerge (6)		
hypsicephal	2	1	2
orthocephal	3	5	11
chamaecephal	1	2	3

Hier zeigt sich ein erhebliches Auseinandergehen, indem die Dolichocephalie als dominirendes Merkmal am Massai-Schädel hervortritt, während bei den Wanyamwesi und den Zwergen die Mesocephalie in gleicher, zum Theil noch erheblicherer Stärke erscheint, — ein Verhältniss, welches bei den lebenden Wanyamwesi nicht in gleicher Weise gefunden wurde, indem unter 5 Individuen 3 dolichocephale und nur 1 mesocephales, dagegen freilich auch ein brachycephales ermittelt wurden (S. 494). Der Ohrhöhen-Index der 5 lebenden Wanyamwesi war 4 mal chamae-, 1 mal hypsicephal, während der eigentliche Höhenindex der Schädel in der Mehrzahl der Fälle orthocephal war, wie bei den Massai.

Ich wollte diese Zahlen der Aufmerksamkeit der Gesellschaft empfehlen, weil daraus hervorgeht, dass ein so grosser Gegensatz, wie man ihn wohl hätte erwarten können, zwischen den Köpfen, bezw. den Schädeln der Zwergen und ihrer östlichen Nachbarn nicht besteht, so dass man ohne Weiteres aus der Grösse oder Form derselben eine ethnische Diagnose ableiten könnte. Auch genügen die Zahlen wohl, um zu zeigen, dass der Begriff der Inferiorität sich nicht in derjenigen Einfachheit, welche die Theorie voraussetzt, auf die thatsächlichen Verhältnisse anwenden lässt.

In dieser Beziehung dürften einige andere Beobachtungen, welche sich auf gewisse, sogen. pithekoide Merkmale beziehen, von besonderer Bedeutung sein. Unter ihnen stehen obenan die Anomalien der Schläfengegend, und zwar die 3 Hauptkategorien derselben, über welche ich wiederholt gehandelt habe, nehmlich der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe, das Epptericum und die einfache Stenokrotaphie. Alle drei sind bei den uns hier beschäftigenden Afrikanern in grosser Häufigkeit und Mannichfaltigkeit vorhanden. Indem ich mir eine genauere Besprechung für das Werk von Stuhlmann vorbehalte, gebe ich hier nur eine kleine Statistik der anomalen Schädefunde:

	Zwerge (7)	nächste Nachbarn (5)	Bukoba (7)	Wanyam- wesi (8)	Massai (16)	Summa (43)
Proc. front. squam. temp.	3	2	4	2	4	15
Epiptericum	2	1	—	1	—	4
Einfache Stenokrotaphie	1	1	—	—	3	5
zusammen	6	4	4	3	7	24

Die Zahl der temporalen Anomalien ist damit nicht erschöpft. So kommt namentlich eine Verlängerung unter gleichzeitiger Verschmälerung an der Ala temporalis (magna) des Keilbeins vor, welche gelegentlich höchst auffällige Erscheinungen bietet; bei den Massai finde ich 3 mal diesen Zustand, den ich der Kürze wegen als Ala elongata bezeichnen will (vergl. Fig. 1 u. 2). Aber schon der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe ist von überraschender Häufigkeit. Ich sehe dabei zunächst ganz davon ab, ob er beiderseitig oder nur einseitig, gross oder klein, vollkommen oder unvollkommen ist; darüber wird sich später reden lassen. Eine allgemeine prozentuale Berechnung ergiebt folgende Zahlen:

Zwerge	42,9 pCt.	im Ganzen 62,5 pCt.
nächste Nachbarn . .	40,0 "	
Bukoba	57,1 "	
Wanyamwesi	25,0 "	
Massai	25,0 "	

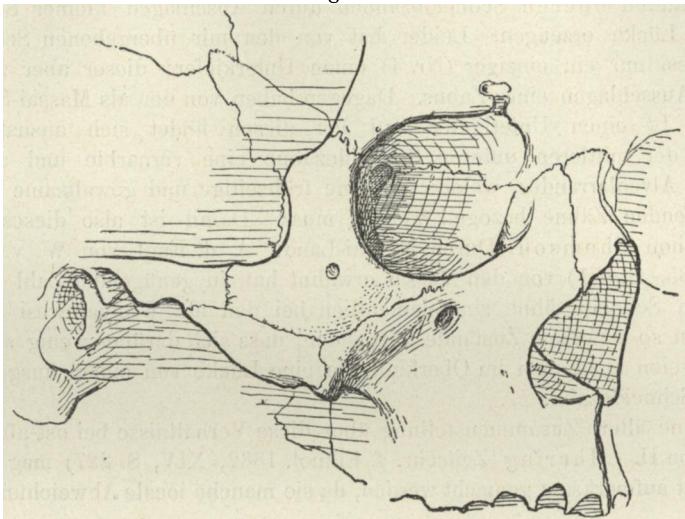
Hier wächst die Häufigkeit der Anomalie in bemerkenswerther Weise bei den westlichen, mehr central-afrikanischen Stämmen, während die östlichen, mehr ost-afrikanischen Stämme normalere Verhältnisse darbieten. Die Zwerge stehen nicht isolirt da, indem auch ihre Nachbarn bis zum Victoria Nyanza ähnliche Zahlen ergeben; es muss jedoch bemerkt werden, dass bei genauerer Analyse die Schädel vom Nyanza (Bukoba) viel schwächere Abweichungen erlitten haben, denn von den 4 in Frage kommenden Schädeln zeigen 3 einen Proc. front. incompletus und 1 einen nur einseitigen. —

Nicht geringe Abweichungen finden sich auch am Hinterhaupt, an der Nase und am Unterkiefer, jedoch verzichte ich für jetzt auf eine detaillierte Angabe derselben. Nur ein Verhältniss will ich besonders hervorheben, weil es für Africa eine grosse Rarität darstellt, nehmlich das Vorkommen eines Os malare bipartitum an dem Schädel eines Massai (Nr. 28 der Sammlung des Grafen v. Schweinitz). Schon in meiner akademischen Abhandlung über die ethnologische Bedeutung des Os malare bipartitum (21. Februar 1881, S. 242) habe ich erwähnt, dass einzelne Fälle davon auch bei afrikanischen Negern beobachtet sind, indess kann ich sagen, dass mir ein so ausgeprägter Fall, wie der vorliegende, noch an keinem afrikanischen Kopfe vorgekommen ist. Die Abweichung findet sich ziemlich gleichmässig an beiden Wangenbeinen, und zwar in der Art, dass das untere Theilstück ungewöhnlich gross ist und daher die Grösse des Gesamtknochens um ein Beträchtliches steigert (Fig. 1 das rechte, Fig. 2 das linke Wangenbein). Die Sutura zygomatico-maxillaris verläuft zunächst schräg nach rückwärts, macht dann plötzlich einen stumpfen Winkel und geht steil abwärts zum unteren Rande, wo sie hinter der Tuber os maxillaris verschwindet. Von dem gedachten Winkel ab geht ein fast gerader Schenkel horizontal nach rückwärts; verbindet sich dann unter einem rechten Winkel mit dem von oben herabkommenden senkrechten Schenkel der Sutura zygom. temporalis und endet, fast gerade fortlaufend, am unteren Rande des Proc. zygom. oss. temp.

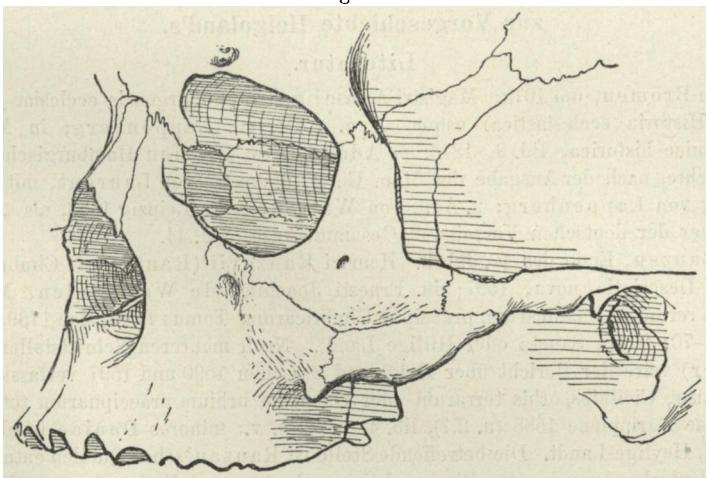
Es mag noch erwähnt werden, dass der betreffende Schädel seiner Capacität (1629 ccm) nach der grösste in der ganzen besprochenen Reihe ist und dass er

einen ausgemacht orthodolichocephalen Typus (L.-Br.-I. 68,7, L.-H.-I. 73,2) besitzt. Sein ehemaliger Träger muss also als ein kephalonischer Neger bezeichnet werden. Von einem pithekoiden Atavismus kann bei Berücksichtigung der Gesamtverhältnisse nicht die Rede sein. —

Figur 1.



Figur 2.



Zum Schlusse führe ich noch an, dass Graf v. Schweinitz mir auch eine Haarprobe mitgebracht hat. Sie stammt von einem Msinje-Knaben (Nr. 70 der Liste). Es sind ein Paar prachtvolle Spiralrollen von beiläufig 2 cm Länge und glänzend schwarzer Färbung. Bei der mikroskopischen Untersuchung erscheint das einzelne Haar fein, dunkelgrau braun, etwas fleckig; der Markstreifen schmal, sehr dunkel und vielfach unterbrochen; die Grundsubstanz hell, mit stark braunen Spindeln. —

Die Frage, ob von den durch den Grafen v. Schweinitz gesammelten Schädeln die unter Nr. 2—9 aufgeführten den Wanyamwesi, die übrigen den Massai angehört haben, ist nach den Anführungen des Reisenden aus numerischen und

psychologischen Gründen mit grosser Wahrscheinlichkeit zu bejahen. Hr. Stuhlmann machte mich noch besonders auf einen Umstand aufmerksam, den er in seinem Werke auf S. 433, Anm., genauer ausgeführt hat, nehmlich auf den Zustand der Schneidezähne. Nach seinen Beobachtungen haben die Massai den Gebrauch, zwei untere Schneidezähne auszuschlagen, während die Wanyamwesi zwischen den beiden mittleren oberen Schneidezähnen durch Abschlagen kleiner Stücke eine dreieckige Lücke erzeugen. Leider hat von den mir übergebenen Schädeln der Wanyamwesi nur ein einziger (Nr. 4) einen Unterkiefer; dieser aber zeigt keine Spur vom Ausschlagen eines Zahns. Dagegen haben von den als Massai-Schädel bezeichneten 12 einen Unterkiefer und bei diesen findet sich ausnahmslos an der Stelle der mittleren unteren Schneidezähne eine vernarbte und atrophische Lücke des Alveolarrandes, welche auf eine frühzeitige und gewaltsame Entfernung der betreffenden Zähne bezogen werden muss. Damit ist also dieses Merkmal, welches schon Thomson (Durch Massai-Land. A. d. Engl. von W. v. Freeden. Leipzig 1885. S. 381) von den Massai erwähnt hat, in genügender Zahl vorhanden. Die oberen Schneidezähne sind namentlich bei den als Wanyamwesi gedeuteten Schädeln in so defektem Zustande vorhanden, dass sich darüber wenig sagen lässt; nur bei zweien sieht man im Oberkiefer je eine Lücke von einem ausgebrochenen mittleren Schneidezahn.

Auf eine ältere Zusammenstellung über diese Verhältnisse bei ost-afrikanischen Völkern von H. v. Ihering (Zeitschr. f. Ethnol. 1882, XIV, S. 227) mag bei dieser Gelegenheit aufmerksam gemacht werden, da sie manche locale Abweichung aufführt

(23) Hr. O. Olshausen macht Mittheilungen
zur Vorgeschichte Helgoland's.

Literatur.

Adam von Bremen, um 1075. *Magistri Adami gesta Hamburgensis ecclesiae pontificum* (oder *Historia ecclesiastica*) usque ad a. 1072, ed. Lappenberg; in *Monumenta Germaniae historica*, Bd. 9, 1846. — Adam's von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte, nach der Ausgabe der Mon. Germ. übersetzt von Laurent, mit einer Einleitung von Lappenberg; 2. Aufl. von Wattenbach, Leipzig 1893, als „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“, 2. Gesammt-Ausg., Bd. 44.

Heinrich Ranzau, Ende des 16. Jahrh. Henrici Ranzovii (Rantzovii) Cimbricæ Chersonesi Descriptio nova, 1597; in Ernesti Joachimi de Westphalen, *Monumenta inedita rerum Germanicarum, praecipue Cimbricarum*, Tomus I, Lipsiae 1739, p. 1—166 (p. 68—70: Terra Sancta oder Hillige Land). Nach mehreren Schriftstellern (Meyn, Oetker) wäre der Bericht über Helgoland zwischen 1590 und 1597 verfasst.

Georg Braun, *Civitates orbis terrarum oder Theatrum urbium praecipuarum totius mundi*, *Coloniae Agrippinae* 1588 (u. ff.?), lib. 4, Index s. v.: minores Daniae insulae, Terra Sancta, Heylige-Landt. Die betreffende Stelle ist Ranzau'schen Quellen entnommen. — Eine deutsche Ausgabe des Werkes heisst: Braun und Hohenberg, *Contrafactur von den vornembsten Stetten der Welt*.

Johann Isaac Pontanus, *Rerum Danicarum Historia*, Amsterdam 1631, p. 739—40. Eine Ranzau oder Braun entnommene Stelle.

Johann Adolphi, genannt Neocorus (geb. 1559, gest. 1629), *Chronik des Landes Dithmarschen* (ed. Dahlmann, Bd. 2, Kiel 1827).

Peter Sachs (Sax), Beschreibung des Helgolandes (nach einer Handschrift, datirt Coldenbüttel 1638; siehe unten Camerer). Eine frühere Ausgabe scheint enthalten in Möller's Dänischer Bibliothek, 8. Stück, — ein Werk, das mir nicht zugänglich war (vergl. Camerer, S. 19).

Benjamin Knoblochius (Knobloch), *Helgolandia*. Hamburg 1643, 4°. Knobloch lebte eine Zeit lang als Informator beim Commandanten auf Helgoland.

- Caspar Danckwerth**, Neue Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleswic und Holstein, 1652, Fol.; mit Karten von Johannes Mejerus (Meyer); Text S. 152—54; Taf. 19.
- Bötticher**, Nachricht von der Insel Helgoland im Jahre 1699 (siehe Camerer).
- J. Lass**, Anderweitige vermehrte Nachricht von der Beschaffenheit des Heiligen- oder Helgo-Landes. Flensburg 1753, 12°. Mit einer Ansicht der Insel. — Die erste Aufl., „Vorläufige Nachrichten“, erschien 1751; eine 3. Aufl. findet sich bei Camerer. Wir citiren nach der zweiten.
- J. F. Camerer**, Vermischte historisch-politische Nachrichten von einigen merkwürdigen Gegenden der Herzogthümer Schlesswig und Hollstein. Flensburg und Leipzig 1758 (Thl. 1), 8°. — Dies Werk enthält die Schriften von Lass (S. 16—54, 196—232), Sachs (S. 233—56) und (anonym) von Bötticher (S. 257—86). Zu Bötticher giebt Camerer eine Ansicht der Insel, die indess nur eine Copie der bei Lass, 2. Aufl., ist. — Wegen des Autors Bötticher siehe Wiebel S. 24, Note ** u. vergl. Camerer S. 55.
- Hasselmann**, Versuch einer Beschreibung der Insel Helgoland, in Schleswig-Holstein. Provinzialberichte 1790, Bd. 1 (Altona, Kiel, Kopenhagen), S. 1 und 197; 1791, Bd. 2, S. 147 und 241; 1792, Bd. 1, S. 1.
- Niemann**, Handbuch der schlesw.-holst. Landeskunde, Topograph. Theil, Bd. 1. Hamburg 1799, S. 201—230.
- F. v. d. Decken**, Untersuchungen über die Insel Helgoland. Hannover 1826, 8°, mit den beiden Meyer'schen Karten und einer Karte für das 19. Jahrh.
- J. Andresen-Siemens**, Die Insel Helgoland. Helgol. (Hamburg) 1835; mit einer Karte. Dies Buch habe ich nicht in Händen gehabt.
- K. W. M. Wiebel**, Die Insel Helgoland. Hamburg 1848, 4°; mit 2 eigenen Karten und einer Tafel; als „Abhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins in Hamburg“, Bd. 2, Abtheilg. 1.
- Friedrich Oetker**, Helgoland. Berlin 1855, 8°, mit einer Karte nach Wiebel's Karte von Helgoland mit den Klippen.
- L. Meyn**, Helgoland; in „Deutsche Vierteljahrs-Schrift“, 1. Heft, 1854, Stuttgart und Tübingen, Cotta's Verlag, S. 1—54.
- Derselbe, Zur Geologie der Insel Helgoland. Kiel 1864, 8°.
- Ernst Hallier**, Nordseestudien. Hamburg 1863; die zweite, ganz unveränderte Ausgabe „Helgoland“, 1869. Eine dritte, im wesentlichen ebenfalls, sogar noch bis auf die Paginirung, unveränd. Aufl. 1892: „Helgoland unter deutscher Flagge“.
- E. Lindemann** (früher Badearzt auf H.), Die Nordseeinsel H. Berlin 1889; mit Karte und Ansicht.
- G. Diercks**, Helgoland. Hamburg 1891; Heft 121 der Virchow-Wattenbach'schen Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge.
- W. Dames**, Ueber die Gliederung der Flötzformationen Helgoland's; Sitzungsberichte der Königl. Pr. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin, 7. Dec. 1893, S. 1019ff.

Ansichten der Insel und Karten.

- Vergl. **F. Geerz**, Geschichte der geogr. Vermessungen und der Landkarten Nord-Albingien's. Berlin 1859, 8°. —
- Johannes Meyer**: 2 Karten auf Taf. 19 bei Danckwerth. Die eine stellt Helgoland im Jahre 1649 dar, während die andere Phantasien über die frühere Ausdehnung der Insel um's Jahr 800 und 1300 im Vergleich zu 1649 enthält. — Diese ältesten bekannten Karten Helgoland's sind häufig reproducirt, allerdings oft mit Zuthaten oder Fehlern.
- Abriss der Insull Hellgeland**, anno 1713, Hamburg, bei Wiering's Erben. Die Orientirung nach den Himmelsrichtungen ist unrichtig angegeben.
- J. Lass**, 1753; die seinem Werke beigegebte Ansicht siehe S. 504.
- Reinke und Lang**, Survey of Helegoland, with additions by Heather. London 1809; Maassstab etwa 1 : 12 900. Enthält nur wenige Details. Ueber den Ursprung der Karte siehe Geerz „Geschichte“, S. 91, 96, 150.
- A. Papen**, Die Karte Helgoland's für das 19. Jahrh. bei v. d. Decken ist von Papen gestochen. Wer sie entworfen hat, wird nicht gesagt. Maassstab etwa 1 : 24 400. —

Dieselbe Karte, aber mit weniger Detail und Schrift, sowie ohne Angabe der Zeit und ohne Orientirung, besitzt die Ges. f. Erdkunde zu Berlin als loses Blatt. Ihr liegt offenbar zu Grunde eine farbige Skizze im gleichen Maassstab von Dierks, corrigirt nach Lieutenant Müller, 1809, im Besitz derselben Gesellschaft. Geerz hat diesen Ursprung der Karte nicht gekannt („Geschichte“, S. 92).

Wiebel, in seinem angeführten Werke: 1. Karte der Insel Helgoland mit ihren Klippen, 1:15 000; 2. Küstenkarte der Insel Helgoland, 1:3000; beide für 1844—45.

T. Rodowic̄z, Karte von Helgoland, Berlin bei Simon Schropp & Co., ohne Jahreszahl. Nach Geerz, „Geschichte“, S. 152, ist sie von 1849 und der Maassstab 1:2666. Wenn bei dem in Schritten eingetragenen Maassstab 5 Schritt = 4 m sind, wie bei den Karten der Königl. Preuss. Landesaufnahme, so berechne ich 1:2877. — Es ist die beste Karte von Helgoland, die wir besitzen, doch ist leider die geographische Lage der Insel nicht angegeben.

Karte von Helgoland, 1:15 000, nach Vermessungen von Holzhauer 1883; herausgegeben vom Hydrographischen Amt der Admiralität, Berlin 1885.

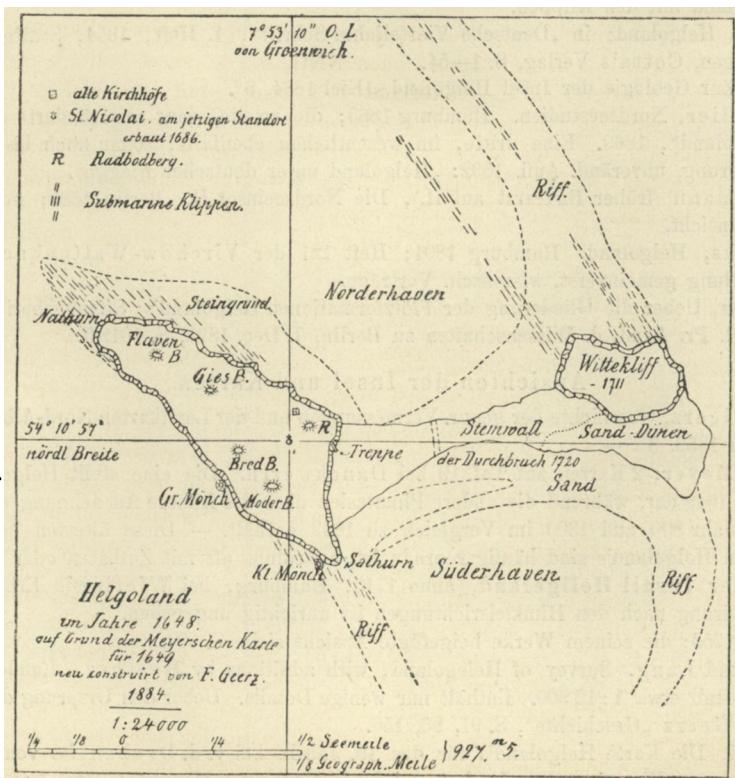
Karte der Mündungen der Jade, Weser, Elbe und Eider, 1:120 000; herausgegeben vom Hydrographischen Amt der Admiralität, Berlin 1886.

Karte von Helgoland, 1:15 000; nach englischen Vermessungen 1887; herausgegeben vom Hydrographischen Amt d. Reichs-Marine-Amtes, Berlin 1890.

Segelkarte für die Nordsee, 1:1 200 000, mit einem Carton: Helgoländer Bucht, 1:300 000; Reichs-Marine-Amt, Berlin 1893.

F. Geerz, Historische Karte von Dithmarschen u. s. w., sowie vom nördlichen Theil der Lande Kehdingen, Hadeln und Wursten (mithin auch das linke Ufer der Elbmündung enthaltend), Berlin 1886. Hierauf als Nebenkarte: Helgoland, 1648, neu entworfen 1884 nach der Meyer'schen für 1649. Ferner ein Carton: Veränderungen

Figur 1.



der Nordsee-Küste von der Elbmündung bis zur Hever (Husum) in den Jahren 1648—1878.

F. Geerz, Historische Karte von den nordfriesischen Inseln (worin Helgoland nicht eingeschlossen), Berlin 1888. Auf einem Carton: Veränderungen der Nordsee-Küste von der Hever (Husum) bis zur Mündung der Wiedau (Hoyer) in den Jahren 1648—1878.

Beide Hauptkarten für die Zeit von 1648—48, mit besonderer Berücksichtigung der vor dem Jahre 1643 untergegangenen Ortschaften u. s. w. und im Maassstab 1 : 120 000 d. nat. Länge; die Cartons über die Küstenänderungen 1 : 300 000; Helgoland 1 : 24 000.

General-Major Dr. F. Geerz, ein geborener Schleswiger, der hochverdiente frühere Chef der kartograph. Abtheilung d. Preuss. grossen Generalstabes, behandelte mit besonderer Vorliebe und ausserordentlichem Erfolge die Kartographie Schleswig-Holstein's. Das Ergebniss seiner Untersuchungen bezüglich der Küstenveränderung der Nordsee ist in obigen historischen Karten niedergelegt. — Die nebenstehende Karte Helgoland's ist nach seinem Entwurfe der Meyer'schen skizzirt.

Karte des Katasteramtes; nicht im Handel, von mir nur eimnal flüchtig eingesehen.

Die Landschaft Helgoland besteht bekanntlich aus zwei gesonderten Theilen, der Hauptinsel und der Düne; am Strande der letzteren wird gebadet. Die Hauptinsel selbst wiederum zerfällt in zwei mit einander zusammenhängende Theile: einen hohen, röhlichen, nach allen Seiten steil abfallenden Felsen, dessen nahezu ebene, bewohnbare obere Fläche das „Oberland“ genannt wird, und das nur wenige Meter über den Meeresspiegel emporragende, sandige, unmittelbar daran stossende Unterland, von welchem aus der Seeverkehr stattfindet.

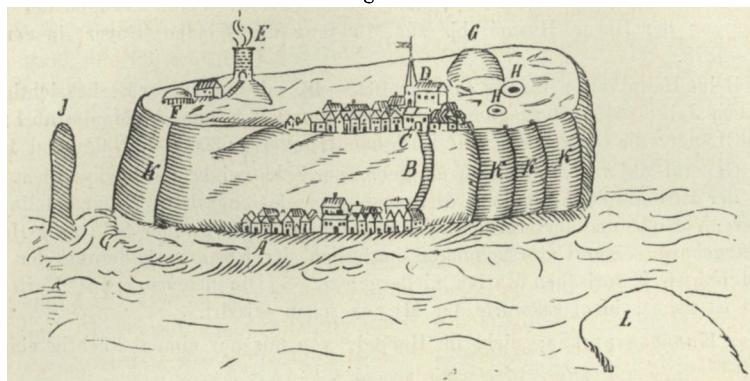
Das Oberland bildet angenähert ein ungleichseitiges, stumpfwinkliges Dreieck, mit dem stumpfen Winkel in Ost, während die andern Ecken in SO und NW liegen, aber gewöhnlich Süd- und Nordspitze genannt werden. Die längste Seite schaut nach SW, die nächstkleinere nach NNO, die kürzeste endlich nach O, genauer OzS.¹⁾. Letzterer ist das Unterland vorgelagert, und diesem gegenüber nach Osten liegt, durch einen breiten Wasserstreifen von der Hauptinsel getrennt, die Düne, ruhend auf einer das Meeresniveau nicht oder nur unbedeutend überragenden felsigen Unterlage, deren Verlängerung nach NW eine Reihe submariner Klippen bildet, die bei Ebbe z. Th. sichtbar werden.

Die Düne war früher mit der Hauptinsel verbunden durch einen schmalen Streifen steinigen Sandes, den „Steenwall“, der übrigens nach Bötticher S. 267 nicht höher war, „als dass eine extraordinaire Fluth geräumet, überhinging“, und der dann auch in der Sturmfluth des 31. Dec. 1720 und 1. Jan. 1721 vom Meere durchbrochen wurde. Demgemäss zeigt auch das auf S. 504, Fig. 2, wiedergegebene Bild bei Lass (1758) die Düne abgesondert, während die Karte Meyer's und der „Abriss von 1713“ sie noch verbunden mit der Hauptinsel geben. Das jetzige Unterland ist als ein Rest des Walles zu betrachten, vergrössert durch theilweise Anspülung der Trümmer des zerstörten Stückes desselben und durch Abbröckelung des rothen Felsens. Knobloch kannte noch kein Unterland im jetzigen Sinne, verstand darunter vielmehr die Düne, so dass man vom Steenwall einerseits zum

1) Bötticher verglich das Oberland noch mit einem Trapez, dessen kürzeste Seite an der NW-Spitze lag. Die östliche nannte er sonderbarer Weise Südseite und die Ostspitze „Natthorn“, d. h. Nordspitze (S. 260—63, 269). — Nach Wiebel's Messungen, S. 72—73, zeigt das Oberland eine Meereshöhe, die auf ordinäre Ebbe berechnet zwischen 193,8 Hamburger Fuss bei Mörmers (einem Punkte des SW-Randes, dicht bei und W von dem alten Leuchtturm) und 87 Fuss an der Ostecke, d. h., den Hamburger Fuss = 0,2865 m gerechnet, zwischen 55,524 und 24,926 m schwankt.

Ober-, andrerseits zum Untertheil kommen konnte (S. 5--7). Auch Bötticher fasste das Unterland in gleicher Weise auf (S. 260).

Figur 2.



Durch den Steenwall wurde der jetzige Hafen in zwei Theile, den Nord- und Südhafen geschieden.

Ausser dem rothen Fels, dem Steinwall und der Düne lässt sich für die ältere Zeit noch ein vierter Bestandtheil der Insel nachweisen. Ein holsteinischer Vogt auf Helgoland, Georg Brueck oder Bruick, der daselbst, wie es scheint, vor 1545 residierte (vergl. Wiebel, S. 21), berichtete nehmlich über die Insel an Heinrich Ranzau, Königl. dänischen Statthalter in den Herzogthümern. Den Bericht giebt Ranzau S. 69 und auch ganz ähnlich Braun, Civitates, sowie Pontanus. Bei Ranzau lautet die Stelle, soweit sie uns interessirt: „Constat Insula haec tota binis rupibus, separatis, rubenti una, candenti altera. Prior . . . Altera insulae sacrae rupes, quae candet, sabulosa est, et calcem, quae excisa divenditur, gignit¹). Cuniculi in ea latibula habent“; d. h. „Die ganze Insel besteht aus zwei getrennten Felsen, deren einer roth, der andere weiss. Der erstere . . . Der andere Fels der heiligen Insel, von weisser Farbe, ist sandig und enthält Kalk, der gebrochen und verkauft wird. Kaninchen haben ihre Schlupfwinkel darin.“ Dieser letztere Zusatz weist unzweifelhaft auf den Dünensand hin, in welchem auch auf anderen nordfriesischen Inseln noch heute massenhaft Kaninchen hausen (während sie auf der Düne Helgolands jetzt ausgerottet sind; vergl. Meyn in Vierteljahrs-Schrift, S. 32). Wird also der kalkliefernde Fels sandig genannt, so kann das nur auf unmittelbaren Zusammenhang des Kalkfelsens mit der Düne deuten; Wiebel übersetzt deshalb auch S. 22 „sabulosa“ mit „von Sand umgeben“ und Oetker, S. 58, sagt: „der weisse Fels mit Anbehör war sandig“. Da nun die Düne durch den Steinwall auch mit dem rothen Fels zusammenhing, so waren auch weisser und rother Fels mit einander verbunden, wenngleich sie natürlich von ferne getrennt erschienen, da sie beide den Steinwall und die Düne an Höhe bedeutend überragten. Denn Knobloch sagt S. 6: „Das Untertheil, die Duyne, liegt auff der ebene (d. h. niedrig), wiewohl es auch gegen Norden eine Klippe hat, die dess Landes Obertheile an der Höhe fast gleich und weisser Farbe ist, auch kalkweisse Steine von sich gibt; dannenhero sie denn von den Inwohnern dat witte Kliff (oder die weisse Klippe) genennet wird.“ Danckwerth setzt S. 153 hinzu: „(das Kliff) ist aber klein und unbewohnet“. „Klein“ kann jedoch

1) Die Worte „et calcem . . . gignit“ fehlen bei Braun und Pontanus.

nur im Verhältniss zur oberen Fläche des rothen Felsens gemeint sein; an sich war dieser weisse Fels bedeutend genug. Die Meyer'sche Karte für 1649 zeigt die „Witteklyppe“ als ziemlich ausgedehntes Felsplateau, und wenige Jahre vor 1699 wurde auf derselben noch eine Schiessbahn angelegt (Bötticher, S. 263—64). Die technische Ausbeutung des Felsens, von der Ranzau spricht, lässt sich bis in die erste Hälfte des 16. Jahrh. zurückverfolgen, denn Adolfi berichtet in der Historia vom Seeräuber Wiben Peter über eine Nachfrage nach „Stein und Kalk“ auf Helgoland im Jahre 1545 (S. 87). Noch 1618 war die Ausbeute so gross, dass man nur niedrige Preise erzielen konnte (Lass S. 39). Wenige Jahre nachher, zur Zeit als Adolfi schrieb, scheint der Abbau zwar geruht zu haben, da Adolfi S. 85 sagt, dass man „ehrmalss Kalk uthgegraven“; aber er muss später wieder aufgenommen sein und das Material schnell vermindert haben. Denn 1699 war nach Bötticher S. 263 nur noch „ein kleines Stück von der weissen Klippe übrig“, zufolge Wiebel, S. 195—96, von der Höhe eines „Heuschobers“. Es verschwand am 1. Nov. 1711 bei einer Sturmfluth. — Auf dem auch von Lindemann wiedergegeben Bilde „Abriss anno 1713“, dürfte sich demnach das Wittkliff nicht mehr finden und mein Exemplar des L.'schen Werkes lässt auch am Nordende der Düne nur unsicher einen Fels erkennen. Aber auf einer anderen Wiedergabe desselben Bildes, deren Publicationsort ich nicht nachweisen kann, die aber von Endner 1810 gestochen ist, sieht man zwischen Düne und dem Nordende der Hauptinsel einen Fels, deutlich von den Dünen unterscheidbar, ziemlich hoch, aber von geringer Grundfläche. Wenn dies wirklich das Wittkliff sein soll, so liegt hier also ein Anachronismus vor.

Wir werden auf das Wittkliff, das nicht allein geologisch, sondern grade auch archaeologisch interessant ist, ausführlich zurückkommen. Es sei hier nur noch bemerkt, dass der 1720—21 erfolgte Durchbruch des Steinwalles nach der allgemeinen Annahme in ursächlichem Zusammenhang mit dem Verschwinden des schützenden Wittkliffs stehen soll. Das Loch im Damm war nach einem Jahre wieder geschlossen (Wiebel S. 196), aber wohl nicht auf lange. Nach Lass S. 16 Note i konnte man 1730 zwar noch nach der Düne hinübergehen, aber dann wurde das Wasser zu tief, und Wiebel fand seinerzeit als kleinste Entfernung zwischen Düne und Hauptinsel bei Fluth 3940 (3840?) Hamburger Fuss.

Die Hügel der Insel. Zahl, Namen und Lage derselben.

Die Felsplatte des Oberlandes ist von der SW-Seite nach der Ostspitze zu geneigt, die Insel mithin an der SW-Seite am höchsten. Hier liegen noch jetzt 3 Hügel, ein vierter ebendorf ist erst in unseren Tagen verschwunden. Hiermit steht in Widerspruch, was die erste zuverlässige Nachricht über Helgoland bezüglich der Zahl der Hügel sagt. Meister Adam, Domherr und Scholast in Bremen, bemerkt in lib. 4, cap. 3 seiner „gesta“ (Monum. Germ. p. 369): [insula] collem habet unicum, arborem nullam. Dies kann nicht so gedeutet werden, wie es durch v. d. Decken S. 26 geschehen, als bestände die Insel nur aus einem einzigen Hügel oder Berg, dem noch vorhandenen rothen Felsen. Denn das weisse Kliff war gross genug, um auch neben letzterem Beachtung zu finden; der Ausdruck „collis“ passt ferner in unsren Gegenden nicht gut für Erhebungen von der Grösse des Oberlandes, die man „mons“ nennen würde, und endlich kann „habet“ auf collis bezogen keine andere Bedeutung haben, als mit arbor verbunden, wie denn auch Laurent und Wattenbach übersetzen: „sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum“ (S. 202—3). Wiebel verwirft daher S. 24 f. die Decken'sche Auffassung mit Recht und denkt an eine kleinere Erhebung, etwa von der Grösse der Grab-

hügel, auf dem Oberlande selbst. Aber seine Annahme, als wenn damals wirklich nur ein einziger solcher Hügel bestanden habe, ist trotzdem nicht zutreffend, da, wie wir sehen werden, von zweien der auf uns gekommenen Hügel sich sicher nachweisen lässt, dass sie schon lange vor Adam's von Bremen Zeit vorhanden waren, und für einen dritten das Gleiche wahrscheinlich gemacht werden kann. Es muss also wohl Adam einen alle anderen bedeutend an Grösse überragenden Hügel im Sinne gehabt haben.

Sehen wir nun von diesem Schriftsteller ab, so finden wir die erste Erwähnung der Hügel Helgolands 1638 bei Sachs; Ranzau schweigt darüber. Sachs nennt, übrigens nur gelegentlich, S. 234 vier Berge: den Moder-, Breith-, Giess- und Roden- oder Radbodberg. Ueber Ursprung derselben und Bedeutung der Namen spricht er sich nicht aus. — Wenige Jahre später berichtet Knobloch, S. 11: „Auf der Ebene (des Obertheils) befinden sich auch unterschiedliche Berglein oder Hügel, deren von alters zwar 7 an der Zahl gewesen, heutiges Tages aber noch 5 davon übrig verbleiben.“ Diese letzteren macht er, wie folgt, namhaft: 1. Rotenburg, Rodenberg oder Radbodberg; 2. Moderberg, Modersberg oder Marsberg; 3. Bredtberg; 4. Giessberg oder Kiessberg; 5. Flavenberg. Die beiden verschwundenen werden nicht genannt. — Der nächstjüngere Bericht, von Danckwerth, bespricht S. 154 nur den Rodenberg, den Bredeberg und den Giess- oder Kiessberg, doch die zugehörige Karte von Meyer für 1649 zeigt alle 5 Hügel Knoblochs, aber auch nicht mehr, und zwar 4 an der SW-Seite, von der NW- nach der SO-Spitze in folgender Anordnung: Flavenberg, Gies vel Kiessberg, Bredtberg, Moderberg; den fünften, den Radbodberg, nahe der Ost-Ecke an der NNO-Seite. Die Reihenfolge ist also dieselbe, wie bei Knobloch, wenn man an der Ostspitze beginnend über die SO-Spitze nach NW fortschreitet. Es wäre nun möglich, dass Meyer Namen und Reihenfolge Knobloch's Werk entnahm, bei Fixirung des Anfangsgliedes der Namenreihe auf *cir.* ¹ bestimmten Hügel aber willkürlich verfuhr. Geerz hat indess keinen Anstand genommen, in seinem neuen Entwurf der Meyer'schen Karte die Hügel ebenso einzutragen, und es lässt sich auch für einige der genannten Hügel die wirkliche Lage als obiger Anordnung entsprechend feststellen, wie wir bald sehen werden. Es sei nur zunächst noch angeführt, dass Bötticher, 1699, kennt: den Bredenberg, Moderberg, „worinnen ein Pulverlogiment“, Lootsenberg, St. Gietsberg und Flavenberg, „benebst noch zwey kleinen Bergen ohne Namen“ (S. 265 u. 266). Der St. Gietsberg wurde an anderer Stelle (S. 258) St. Tietsberg genannt; vielleicht sind hier die Namen Giess- und Tietsberg mit einander vermengt.

Der Radbodberg hat diesen Namen, wie jetzt allgemein angenommen wird, nur irrthümlich von dem frischen Fürsten aus dem Anfang des 8. Jahrhundert nach Chr. erhalten, den Alkuin in seinem Leben des heiligen Willibrord, des Friesenapostels († 739), erwähnt. Richtig hiess er vielmehr wahrscheinlich Roadberg, d. h. rother Berg, daher schon bei Knobloch die entsprechenden Namen, während freilich Danckwerth umgekehrt Rodenberg als aus Radbodberg verstümmelt ansieht (S. 154). Der Hügel muss schon zu Lass' Zeit verschwunden gewesen sein (§ 17, Note I), aber die Gegend, in der er nach Meyer gelegen haben soll, trägt diesen Namen bei den Schiffern noch jetzt (vergl. Hallier, S. 69). — Sicherer ist der Bredt- oder Bredeberg zu identificiren. Knobloch sagt: „Der Bredtberg, von der Breite also genandt; Worauff an jtzo der Pharos oder Fewer back stehet.“ (Es ist dies die erste Erwähnung eines Leuchtfeuers auf Helgoland überhaupt.) Danckwerth giebt nun zwar an, dass auf dem Bredeberg „ein Pharos oder Feurbache vorzeiten gehalten worden“, wie

wenn dies zu seiner Zeit nicht mehr der Fall gewesen, und dem entsprechend zeigt auch Meyer's Karte f. 1649 keine Feuerbake auf dem Bredberg, noch auch sonst wo; aber ein halbes Jahrh. später erwähnt Bötticher wieder die „Feuerbaacke auf dem Bredenberg“ (S. 265), und der „Abriss“ von 1703 lässt wenigstens den Feuerthurm erkennen. Endlich bemerkt Lass, § 70, Note e: „Der Pharus, der Feuer-Back, oder die Feuer-Blüse stehet auf einen Berg, so vormahls Bred-Berg hiesse“. Auf seinem Bilde der Insel ist demgemäß der Berg mit dem Feuerthurm wohl gezeichnet, bei E, aber nicht benannt. — Der jetzt noch vorhandene, auf einem sehr bedeutenden und namentlich sehr breiten Hügel stehende alte Leuchtthurm soll aber im 17. Jahrh. erbaut sein¹), während der neue erst 1810 errichtet wurde; also konnten Bötticher und Lass nur jenen im Auge haben, und der Berg, der ihn noch heute trägt, muss der Bredtberg Knobloch's sein. Er wird freilich jetzt nach der Feuerbake „der Bakberg“ genannt. — Endlich lässt sich noch die Lage des Flavenbergs feststellen. Lass kennt nehmlich § 34, Note c für den „Flauenberg“ auch den Namen „Flagenberg“, den er aber verwirft. Da jedoch auf den Karten und Ansichten nach Meyer der Berg zunächst der NW-Spitze immer einen dieser Namen trägt und noch heute „Flaggenberg“ heisst, so kann über die Identität kein Zweifel sein. Auf Lass' Bild ist es der Berg G.

Findet man mithin die Annahmen Meyer's bezüglich der Lage des Road-, Bred- und Flavenbergs richtig, so darf man auch seine Interpolation des Moder- und Kiessberges gelten lassen, obwohl beide heute verschwunden sind und Wiebel S. 44 auf den sonderbaren Umstand hinwies, dass die Namen „Martisburg“ und „Kiesberg“ in derjenigen Karte Meyer's, welche die angeblichen Veränderungen der Insel seit 800 darstellt, auf dem vor 1300 untergegangenen Theil verzeichnet sind, in der Karte f. 1649 aber „Moderberg“ und „Kiessberg“ auf dem jetzigen Oberlande. Der Fehler liegt jedoch hier bei der erstenen Karte, da für die Zeit nach 1638 durch Sachs und Knobloch die Namen der Berge des Oberlandes feststehen. Für den Moderberg hat man auch noch einen ganz bestimmten Anhaltspunkt. Das „Pulverlogiment“ war „einige Jahre“ vor 1699 in denselben gebaut (Bötticher S. 266 u. 284). In einem Aktenstück von 1714 wird diese Pulverkammer wiederum erwähnt (Jahrbücher für die Landeskunde Schleswig-Holstein-Lauenburgs, Bd. 10, Kiel 1869, S. 280), und Lass bemerkt, dass „auf dem Moderberg in einem gemauerten Keller, welcher nebst dem Berge mit einem Stacket wohl versehen ist, das Pulver verwahret wird“. Sein Bild der Insel zeigt den „Pulverturm“ als Hügel F, umgeben mit dem Stacket. — Endlich schrieb Hasselmann noch 1790: „Der Moderberg ist ausgewölbt und hat, solange diese Insel eine Festung gewesen ist, zu einem Pulvermagazine gedient“ (Bd. 1, S. 10). — Nun steht noch heute ein Pulverhaus, ein kleiner, viereckiger Backsteinbau mit Dach, nahe der Südostspitze (vergl. z. B. die Karte des Reichs-Marine-Amtes von 1890 und namentlich die von Rodowic̄z). Freilich liegt es nicht auf einem Hügel, hat auch im Innern kein Gewölbe und kann desshalb wohl ebensowenig mit Erde bedeckt und kaum ein „Keller“ im jetzigen Sinne gewesen sein. Aber Hr. A. P. Botter, bis 1846 auf Helgoland, jetzt in Brake an der Weser, theilt mir aus eigner Anschauung mit, dass dies schon damals mit einem Ziegeldach versehene Häuschen von einem Hügel derart umschlossen war, dass um dasselbe herum etwa 1 m Raum blieb. So kannte er es Anfangs 1845; vier Jahre später

1) Die Form des Thurmes ist bei Lass nicht zu erkennen; Camerer auf seiner Copie des Bildes zeichnet ihn sechsseitig, während der jetzige Thurm vierseitig ist. Jedenfalls ist die Formgebung bei Camerer eine willkürliche.

giebt die Karte von Rodowic zwar keinen das Haus umschliessenden Hügel mehr, aber in der westlichen Ecke eines kleinen vierseitigen, um das Haus geebneten Platzes einen unbedeutenden Erdaufwurf, — den Rest jenes grösseren Hügels, was auch mit einer, durch Hrn. Pastor Schröder gütigst für mich eingezogenen Auskunft völlig stimmt. Da von anderen Hügeln hier in der Nachbarschaft nichts berichtet wird, so steht die Identificirung des beschriebenen mit dem Moderberge ausser Zweifel. Die letzte Spur der bei Rodowic noch gezeichneten Erhöhung wurde übrigens während meiner Anwesenheit auf Helgoland im August dieses Jahres zu Befestigungszwecken abgetragen.

Von dem Giess- oder Kiessberg meinte Knobloch, er heisse so, „weil die Lots Leute täglich auff diesem Berge sich befinden unnd die auf dem Meer ankommenden Schiffe von fernen erkiesen können“. Dass K. einen ganz bestimmten, ihm wohl bekannten Berg im Auge hatte, folgt unzweideutig aus seiner weiteren Bemerkung, „dass man hierauff das gantze Land, aussgenommen eine kleine Ecke an dem Nord-horn (d. h. an der NW-Spitze) obersehen kan“. — Danckwerth bestätigte, dass auf dem Giessberg die Lootsen nach Schiffen ausschauten. Lass nennt den Namen Gies- oder Kiessberg nicht mehr, spricht aber vom „Lootsen- oder Schipberg“, und sagt, er liege NW vom Feuerthurm, was mit der Lage des Gies- oder Kiessberges bei Meyer ziemlich stimmt. Auffallend ist nur, dass Lass hinzusetzt: „nicht weit davon (nehmlich vom Lootsenberg) ist der Backberg oder bret berg“. Denn dieser letztere würde ja nach Lass' eigener, oben erwähnter Angabe selbst den Feuerthurm tragen. Man muss jedenfalls annehmen, dass hier nur gesagt sein sollte: „Der Lootsenberg liegt NW von und ziemlich nahe bei dem Bredberg, auf dem der Feuerthurm steht.“

Der „Schipberg“ ist auf der Reinke-Lang-Heather'schen Karte eingetragen als Landmarke für die Schiffer zum ansegeln von NW (und zwar NW nahe bei dem alten Leuchththurm), er muss also damals noch weithin sichtbar gewesen sein. Ihm entspricht auch ein namenloser Berg auf Papen's Karte. In der Ausgabe bei v. d. Decken steht der Name „Bredte B.“ grade darauf; derselbe muss sich aber auf den benachbarten Hügel mit dem Thurm beziehen. Neuere Schriftsteller heften den Namen Schipberg, z. Th. offenbar irrig, an andere Punkte der Insel, worüber sogleich.

Ausser den besprochenen 5 Hügeln werden nun noch weitere auf der Insel namhaft gemacht. Bötticher schreibt 1699 (S. 258) von einem Berge, auf welchem eine Anbetung des Schutzbottes der Fischerei, St. Tiets, stattgefunden habe. „Der Berg ist noch diese Stunde und hat seinen Namen als St. Tiets-Berg erhalten“. Lass bemerkt aber 1753, dieser Tietensberg sei schon zur Hälfte ins Meer gestürzt, und jetzt weiss man über seine ehemalige Lage gar nichts. Natürlich kann er nicht einer der schon von Knobloch als verschwunden bezeichneten beiden Berge gewesen sein; Knobloch scheint ihn vielmehr übersehen zu haben, wie es nachweislich mit noch einem anderen der Fall gewesen ist.

Lass berichtet nehmlich ferner: „Nach dem Süden von dem Feuer-Thurm ist ein Hügel zu sehen, der der kleine Berg oder Lütge Berg heiset“. Diese Notiz ist für uns von ganz besonderem Interesse, denn wir werden nachweisen, dass es sich hier um einen uralten Grabhügel handelt. Offenbar ist es einer der beiden kleinen namenlosen Hügel Bötticher's. Auch nach Lass ist er noch öfters erwähnt worden, aber meist mit falscher Benennung. So sagt Niemann S. 205: „etwa 100 Schritt vom Bredtberg, im Süden, der Moderberg, der vormals zum Pulvermagazin diente“, und ihm folgt v. d. Decken S. 12, sowie auch auf der beigegebenen Karte von Papen der Name nicht ganz an der richtigen Stelle und

abweichend von der Dierks'schen Originalskizze eingetragen ist. Ferner bezeichnet Oetker S. 73 einen Hügel südlich vom alten Leuchtturm, „den er auf keiner Karte findet“, als „Skeppberg“, und Hallier schliesst sich ihm S. 76 an. Aber nach Hasselmann 1790, Bd. 1, S. 10, lag der Moderberg (mit dem Pulvermagazin) „ein Paar hundert Schritt von der Blüse nach Süden“ und auf Rodowiczs so genauer Karte liegt das alte Pulverhaus mit dem Hügelrest in der That 250 Schritt SOzO vom alten Feuerthurm. Nur 100 Schritt SSO vom Thurm dagegen hat Rodowiczs einen niedrigen Hügel, der offenbar der „kleine Berg“ Lass's ist. Rodowiczs Karte scheint Oetker unbekannt geblieben zu sein, und ausserdem wissen wir, dass der Schipberg NW vom Thurm lag, nicht südlich. Hasselmann hat den kleinen Berg trotz Lass, wie Knobloch übersehen; er nennt nur Bredtberg, Moder- und Flagenberg und bemerkt, dass einige andere Hügel bereits ganz oder theilweise abgestürzt seien. — Lindemann erwähnt öfters einen „kleinen Bredberg“ und bezeichnete mir an Ort und Stelle eben diesen Hügel als solchen. Dass auch ihm der Name Bredberg zukomme, ist aber nirgends bezeugt, und offenbar ist die richtige Bezeichnung: kleiner Berg. Die mündliche Tradition der Helgoländer ist ganz im Verschwinden begriffen und schon so verwirrt, dass sie leider gar keinen sicheren Anhalt mehr gewährt. Man kann sich nur an ältere gedruckte Urkunden halten. Die meisten Leute, die ich befragte, nannten den kleinen Berg „Billberg“, obgleich auch eine, NW vom alten Leuchtturm hart am Klippenrande gelegene Stelle so genannt wird, die jetzt kaum noch als Erhebung sich darstellt, aber auf der Küstenkarte Helgolands von Wiebel mit bezeichnet ist (etwa 90 m vom Thurm). Lindemann wiederum identifiziert (S. 35) diesen letzteren Billberg mit dem Lootsen- oder Schipberg, was etwa der Lage des Schipbergs auf der Reinke'schen Karte von 1809 und des unbenannten Berges bei Papen entsprechen würde; es sind also vielleicht in neuerer Zeit beide Namen gleichzeitig auf den kleinen Berg übertragen worden. Man sieht, die Verwirrung kann nicht wohl grösser sein. Der Name „Billberg“ ist übrigens ganz modern; Oetker erzählt S. 76 eine Geschichte darüber.

Endlich sei noch bemerkt, dass ein auf Wiebel's Küstenkarte mit h^1 bezeichneter und „Lögenberg“ benannter Punkt nicht zu identifizieren ist, „wenn er nicht der Rest des Giessberges ist“ (Oetker S. 73). — Die vier noch zu unseren Zeiten erkennbaren Hügel Helgolands waren also unzweifelhaft: der Moderberg, der kleine Berg, der Bredberg und der Flavenberg.

Zustand der Hügel im Sommer 1893, Nachrichten über frühere Funde in denselben und Untersuchung des „kleinen Berges“.

Die meisten der genannten Hügel werden schon lange als künstliche angesehen, so von Wiebel S. 25, der sie sich zu verschiedenen Zwecken aufgeführt und verwendet denkt, aber, da er an den „einzigsten“ Hügel Meister Adam's glaubt, auch nur einen von ihnen als alten heidnischen Grabhügel ansehen kann, alle anderen für jünger halten muss; ferner von Hallier S. 78, der sagt: „es sind meistens Grabhügel, ihres Inhaltes beraubt“. Für Grabstätten spricht sich auch Lindemann aus, S. 31, 35—36.

Der Flaggenberg liegt bei Rodowiczs etwa 1000 Schritt NWzN vom alten Feuerthurm. Er ist nach Hallier an der Nordseite aufgegraben. Deutlich sieht man auch auf Rodowiczs Karte eine solche Angriffsstelle in NW. Nach Lindemann wurde später, Ende der sechziger Jahre, ein Pulverhaus auf denselben gebaut; ich fand es ganz in den Berg hinein gebaut, so dass von letzterem nur ein Ring als Schutzwall stehen geblieben, der natürlich nicht untersucht werden kann.

Dass bei dem Bau des Hauses Altsachen zum Vorschein gekommen seien, wurde mir bestimmt verneint, und die Angabe, englische Offiziere hätten gelegentlich einer Ausgrabung (vielleicht an obenerwähnter Stelle in NW?) solche zu Tage gefördert, ist uncontrolirbar. Immerhin hat die Annahme „Grabhügel“ viel für sich; auf Lass' Bild erscheint er als mächtiger, isolirter, rundlicher Berg (G).

Der Bredberg ist von sehr bedeutender Grösse und wäre breit genug, um davon den Namen zu führen. Er trägt den alten, massiv erbauten, viereckigen Leuchthurm, die Feuerbake, die jetzt, nach Errichtung eines neuen Thurmes in der Nachbarschaft, als Signalstation dient. Ihr Fuss liegt nach Messung des Astronomen Schumacher vom Jahre 1824 197,3 Hamburger Fuss = 56,526 m über dem Meere. Den Thurm selbst fand Wiebel zu 22,58 H. Fuss = 6,469 m; Gesamthöhe demnach rund 63 m (Wiebel S. 72—73). Eine vollständige Untersuchung des Berges würde des Thurmes wegen unmöglich sein; man hat jedoch beim Bau des letzteren nach Hasselmann im Hügel „Menschenknochen, auch Urnen“ gefunden (Prov. Berichte 1790, Bd. 1, S. 9—10) und Wiebel hält desshalb den Bredberg für den „einzigsten“ Hügel Adam's von Bremen.

Der Moderberg. In diesem Hügel, dessen genaue Lage wir oben festgestellt haben, wurde anfangs 1845 ein Grab gefunden. Das Pulverhaus war also, genau wie beim Flaggenberg, in einen alten Hügel hineingebaut, dessen Rest dasselbe ringwallartig umschloss. Hiermit ist Wiebel's Ansicht (S. 25) widerlegt, wonach der Moderberg nur durch Aufwerfen von Erde über dem Magazin entstanden sei. Das Grab selbst blieb glücklicherweise bei dem Einbau unberührt. Berichte über dasselbe haben wir von Hallier (S. 70, wiederabgedruckt bei Meyn „Zur Geologie“ S. 5) und namentlich von Lindemann, dessen beide Mittheilungen (Helgoland S. 36 und diese Verhandl. 1893, S. 24—25) indess in manchen Punkten nicht mit einander übereinstimmen. Letzterer beruft sich auf einen (nicht genannten) Augenzeugen; es ist dies Hr. Botter, dem auch ich weitere ausführliche Mittheilungen verdanke. Der Sachverhalt ist folgender: Kinder hatten bei dem Pulverhaus gespielt, dabei an der Westseite in dem Erdhügel eigenthümliche, offenbar hellfarbige Linien bemerkt und, indem sie zwischen letzteren die Erde mit den Händen etwas wegwühlten, Knochen gefunden. Dies wurde dem Schiffbauer, nachherigen Rathsmann und Stadtsecretär Jacob Andresen-Siemens, dem Begründer des Seebades auf Helgoland und Verfasser der Schrift „Die Insel H., 1835“, bekannt und er entschloss sich, die Sache zu untersuchen. Auch der damalige Badearzt, Dr. von Aschen, schenkte derselben seine Aufmerksamkeit. Da jedoch Hr. Botter damals Secretär bei Siemens war, so ist auf seine Aussagen das grösste Gewicht zu legen; auch hat er es an keiner Mühe fehlen lassen, mich in meinen Feststellungen bezüglich Natur und Verbleib der Fundstücke zu unterstützen. Was noch ermittelt werden konnte, wird fast ausschliesslich ihm geschuldet.

Es kamen nun zwei jener Streifen, anscheinend Stein, in einem Abstande von 8 Zoll parallel über einander liegend, und in einer Dicke von etwa 2 Zoll zu Tage, dazwischen die Knochen. Als die Erde sorgfältig entfernt wurde, fand sich der vermutete Stein zu Sand vergangen. Dies kann indess nicht durchweg der Fall gewesen sein, da, wie wir später sehen werden, Dank der Sorgfalt des verstorbenen Hrn. Erich Lassen, damaligen Hauswirthes von Siemens, noch jetzt feste Stücke einer der Platten erhalten sind. Wahrscheinlich waren die einzelnen Steine verschiedener Natur und widerstanden so den Atmosphärierilien ungleich gut. Ursprünglich haben die Knochen wohl auf Steinplatten gelegen und waren auch mit solchen bedeckt, obgleich mir Frau Rickmer J. Hahn, eine Tochter Lassens, ausdrücklich angab, dass letzteres nicht der Fall gewesen sei. Hr. Botter führt

indess diese gegentheilige Auffassung auf die Verwitterung der Steine zurück, die ja allerdings bei den Deckplatten weiter vorgeschritten gewesen sein konnte, als bei den Bodenplatten.

Die Knochen nun gehörten einem zum grossen Theile gut erhaltenen Skelet an, nach dem Urtheile des Hrn. Botter einem männlichen, und nach einer Aeusserung des Dr. v. Aschen dem eines kräftigen, aber nicht aussergewöhnlich grossen Menschen. Dass es sich in der That um das Skelet eines Mannes handelte, werden wir später aus den Beigaben feststellen. Die Lage desselben war eine mehr oder minder westöstliche. Die Füsse ruhten am Ostende; der Kopf, am Westende, lag normal, d. h. mit dem Gesicht nach oben. Die Arm- und Beinknochen waren noch fest, die Zähne sämmtlich vorhanden und vollständig erhalten, die Schädel- und sonstigen kleineren Knochen dagegen zerfallen. Bei dem Skelet fanden sich nach Hrn. Botter: 2 goldene Spiralscheiben von etwa 5 cm Durchmesser, aus einfachem Draht, im Gewicht von zusammen 2 doppelten Louisd'or, und zwar an den Hüften rechts und links je eine derselben; ferner an der linken Seite eine Bronzewaffe. Von „goldnen Ringen“ und einem „Degengriff“ wurde auch mir berichtet. Des Weiteren hörte ich von einigen „Doppelknöpfen“, deren einer sich noch in Privatbesitz auf der Insel befinden solle. Es ergab sich aber, dass ein ganz werthloses Paar messingener, massiv gegossener kugliger Knöpfe mit vortretender Oehse, verbunden durch eine Drahtkette, vorlag, — ein modernes Fabrikat, das oberflächlich unter dem Grase gelegen haben mag. — Um die Natur der „Waffe“ und in gewisser Hinsicht auch der Spiralscheiben näher festzustellen, suchte ich den Verbleib derselben zu ermitteln. Allein man weiss darüber nichts Sichereres. Hr. Botter schreibt mir: „Siemens sandte die Bronzewaffe, nicht auch die Goldspiralen, nach Kopenhagen an eine Alterthums-Gesellschaft, welche dieselbe dort behielt und dagegen 2 Bücher in deutscher Sprache schickte, in deren einem sich Zeichnungen und Beschreibungen nordischer Bronzewaffen befanden, worunter auch eine, die der Helgoländer gleich war. Für die Aufbewahrung der Goldspiralen und der Skelestreste liess Siemens Kästchen aus weissem Holz anfertigen, in Gestalt englischer Särge und mit Ansichten von Helgoland geschmückt.“ Siemens gerieth bald darauf in Streitigkeiten mit anderen Rathsherren auf H. und ging, einer gef. Mittheilung der Frau Hahn zufolge, nach England, wo er erkrankte und völlig mittellos starb, 1846 oder 1847. Ueber den Verbleib der Kästchen war Auskunft nicht zu erlangen.

Ich wandte mich nun zunächst nach Kopenhagen, wo ja die Bronzewaffe verblieben sein soll. Aber Hr. Director Dr. S. Müller schrieb mir, dass das Nationalmuseum überhaupt keine Prähistorica von Helgoland besitze, und auch, als ich später, auf anderem Wege, über die Natur der Waffe Aufklärung erhalten hatte, mithin das Suchen erleichtert war, stellte doch Hr. Egil Petersen nur erneut fest, nach den Accessionsprotocollen und Katalogen, dass das Museum keinen Fund von Helgoland besitze oder empfing. Auch enthält es überhaupt keine goldenen Spiralscheiben der angegebenen Art. Ich vermuthe, dass die Bronze der Sammlung des nachmaligen Königs Frederik VII. einverlebt wurde und bei dem Brande des Schlosses Frederiksborg im Jahre 1859 mit derselben zu Grunde ging. Jedenfalls weiss man auch weder in Kiel, noch in Hamburg und, wie es scheint, in England irgend etwas von dem Verbleib, sei es dieses Fundstückes, sei es der Spiralen und Gebeine. Frl. Mestorf schreibt mir, das Kieler Museum habe nichts von Helgoland. Die Sammlung prähistorischer Alterthümer im naturhistorischen Museum zu Hamburg besitzt nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. Hagen nur einen Flintsplitter vom Oberland. Endlich sagt Sir John Evans in Nash Mills, der die Güte

hatte, für mich Nachforschungen in England anzustellen: „es sind keine Alterthümer von Helgoland im British Museum, noch kenne ich solche in Privatsammlungen in England“.

Man bleibt also hinsichtlich der Waffe und Spiralen lediglich auf das Gedächtniss des Hrn. Botter angewiesen. Dieser nun schrieb mir bezüglich der Bronze: „Es war eine Stosswaffe, eingerichtet, um auf einen Holzstock befestigt zu werden; ob aber eine Lanzenspitze, ist fraglich. Sie hatte keine Spitze, sondern eine schmale Schneide. Ich kann keine Zeichnung davon machen, würde aber, glaube ich, dieselbe nach einer solchen wiedererkennen. Der Titel des Buches mit der entsprechenden Abbildung ist mir leider entfallen.“ Meines Erachtens konnte es sich bei letzterem nur handeln um den „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, Kopenhagen 1837“, oder um Worsaae's „Dänemarks Vorzeit, 1844“. Auch Hr. Petersen konnte mir kein anderes nachweisen, das in Betracht käme. Allein Hr. Botter erkannte keines der beiden ihm eingesandten Werke als das richtige an, dagegen stellte er fest, dass der Paalstab im Leitfaden, S. 54 oben, mit der Helgoländer Waffe Aehnlichkeit habe, nur eine breitere Schneide besitze, und dass demnach die mittlere Figur bei Worsaae, S. 22, ein Paalstab mit ganz schmaler (oder nur sehr verkürzt gezeichnete?) Schneide, vollkommen dem fraglichen Fundstücke entspreche. Auf weitere Einsendung von Zeichnungen und Fragen meinerseits gab er ferner an, dass das Stück erhöhte Seitenränder, wie bei Sophus Müller, *Ordning af Danmarks Oldsager II*, 1891, Fig. 38, hatte und dass man schon bei der Auffindung desselben darüber einig gewesen sei, dass die Waffe in ein gespaltenes Holzstück gesteckt und durch Lederstreifen oder Schnüre befestigt gewesen sein müsse, so wie es die Figur in „Dänemark's Vorzeit“ zeige. Hiernach steht also unzweifelhaft fest, dass es sich um einen Nutencelt oder Paalstab d. h. um ein Beil handelte (vergl. Worsaae, *Nordiske Oldsager*, 1859, No. 181, 183; Mestorf, *Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig - Holstein*, 1885, Fig. 216—17), oder wegen der Schmalheit der Schneide vielleicht um einen Meissel, wie Worsaae N. O. 182, Müller *Ordning* 40. Ornamente, wie an allen genannten Abbildungen, hat zwar Hr. B. nicht bemerkt, so dass man auch an einen Paalstab, wie Müller 39, denken kann; indess giebt Hr. Botter die Möglichkeit zu, dass Verzierungen nur wegen der mangelhaften Reinigung des Objectes nicht sichtbar waren.

Die goldenen Spiralscheiben sind insofern interessant, als solcher Schmuck meines Wissens sonst nicht in nordischen Gräbern dieser Art gefunden wird, während dagegen Spiralzylinder, theils für den Finger, theils für den Arm, in einfacherem, namentlich aber in doppeltem Golddraht ungemein häufig sind. (Vergl. meine Arbeit über Spiralringe, diese Verh. 1886, 433 ff.). Ich vermuthe daher, sie möchten am einen Ende in Cylinder übergegangen sein, wie die beiden Scheiben aus Doppeldraht von Tschanschwitz in Schlesien, deren Cylinder für den Finger passen (Spiralringe S. 455—56, Fig. 1 u. 2, Breslauer Museum No. 857, 1884; 415, 1891; der eine rechts-, der andere linksläufig). Allein Hr. Botter versichert bestimmt, dass sich an den Helgoländer Scheiben eine derartige Einrichtung nicht befunden habe. Es könnten also die Stücke vielleicht an der Kleidung befestigt gewesen sein und dann wohl am unteren Ende der Aermel, da sonst die Lage an den Hüften schwer verständlich ist. Es fragt sich aber, ob man es hier überhaupt mit 2 selbständigen Schmucksachen zu thun hat, oder nicht vielmehr mit gleichartigen Theilen eines grösseren Stückes. Ich erinnere zunächst an die goldene, an beiden Enden in Spiralscheiben aus einfacherem Draht auslaufende Fibel (ehemals mit loser Nadel) aus dem Centralgrabe des „Swarten Barges“ bei Gönnebek,

Ksp. Bornhöved in Holstein, neben gebrannten Gebeinen (Handelmann, Alterth. Bericht 38, Kiel 1885, Titelblatt und S. 23; Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Fig. 341). Ferner gehört hierher das Paar goldener Spiralcylinder von Röcknitz bei Dargun in Meklenburg, deren beide Enden ebenfalls zu Spiralplatten aufgerollt und die ihrer Weite nach für den Finger zu gross, für den Arm zu eng sind (Meklb. Jahrb. 15, S. 269, ohne Abbildung). Namentlich aber muss auf ungarische Schmucksachen, Fibeln u. dergl. verwiesen werden, an denen solche Combinationen von Spiralscheiben, meist freilich in Bronze, theils als constructive Theile, theils als Beiwerk eine grosse Rolle spielen. Es ist also möglich, dass es sich bei den Scheiben um Bruchstücke eines Gegenstandes handelt, dessen verbindendes Glied verloren gegangen war. Für die Beobachtung des Hrn. Botter „Scheiben, nicht Cylinder“, kann ich übrigens eine indirecte Bestätigung beibringen. Die 3 Male, dass ich auf Amrum cylindrische Armspiralen paarweise fand, lagen beide stets an einem und demselben Arm (Verh. 1886, S. 453—54), während hier jene Stücke auf die beiden Körperseiten vertheilt waren. Fingerringe habe ich nicht paarweise angetroffen.

Wenn nach unseren obigen Mittheilungen jede Aussicht schwindet, die Beigaben aus dem Moderberge dermaleinst wieder auftauchen zu sehen, so blieben dagegen Theile einer der Steinplatten erhalten. Nach Hallier befand sich noch 1862 im Besitz des Hrn. Lassen eine grosse Platte „späthigen, festen Gypes“ aus dem Grabe; von derselben kann ich zur Zeit folgende Ueberreste nachweisen: Ein Stück, durch Vermittelung von H., im Grossherzogl. Sächs. mineralog. Museum zu Jena; je ein kleines, früher im Besitz des Hrn. Dr. Lindemann, im Naturhistorischen Museum zu Hamburg (durch Dr. Gottsche) und in der geolog.-paläontal. Sammlung des Königl. Museums für Naturkunde zu Berlin (durch Professor Dames); ein kleines auf Helgoland in Händen des Herrn P. C. Reimers, Bindfadenallee; ein grösseres ebenda im Besitz der Frau Hahn; endlich eines, $32\frac{1}{2}$ cm lang, $27\frac{1}{2}$ cm breit und bis fast 5 cm dick, als Geschenk der Frau Hahn, zur Zeit noch in meinen Händen, aber für ein Museum bestimmt. Die Dicke der Platte kann ursprünglich viel stärker gewesen sein, da zwischengelagerte dünne Thonschichten ein Zerfallen in mehrere Blätter begünstigen.

Für die Zeitbestimmung des Grabes im Moderberg liegen genügende Anhaltspunkte vor. Wir dürfen hierzu die Verhältnisse auf den an der schleswigschen Westküste gelegenen benachbarten Inseln heranziehen. Sylt ist archäologisch durch Handelmann erforscht, Amrum untersuchte ich selber. Helgoland hat nun mehr Beziehungen zu diesen nordfriesischen Inseln, als zu den ostfriesischen. In historischen Zeiten gehörte es von Alters her politisch zu Schleswig; was aber wichtiger, auch dialektisch steht es Nordfriesland nahe, und mir ist es aufgefallen, dass auch viele Ortsbezeichnungen, Sagen, Anschauungen sich auf Helgoland genau so vorfinden, wie auf Amrum. Lässt dies auf die gleiche Bevölkerung schliessen, so kann man auch gleiche Grabgebräuche schon in vorgeschichtlicher Zeit mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen. Die Körperbestattung, ohne Verbrennung, war nun auf den nordfriesischen Inseln allgemein üblich in der älteren Bronzezeit; nur selten fand sich (auf Sylt) zur gleichen Zeit Leichenbrand, der vielmehr erst später allgemeiner aufrat, wie es übrigens ja auch im benachbarten Dänemark der Fall war (vergl. meine Mittheilungen in diesen Verhandlungen 1890, 277—79; 1892, 144—45). Grabkisten aus Steinplatten sind ferner auf Sylt häufig gefunden; wenn sie auf Amrum meist durch Haufen loser Feldsteine ersetzt waren, so muss dies wohl einer geringeren Häufigkeit grösserer plattenförmiger Steine zugeschrieben werden. Dass man im Moderberg nur Boden- und Deckplatten fand, keine vollständige Kiste,

ist belanglos, da in einem später zu beschreibenden Grabe sich eine wirkliche Kiste zeigte und zwar aus demselben Material — Gyps. Die Besonderheit dieses Materials hat eine rein locale Ursache, worüber später mehr. Celte mit Nute und Absatz, sei es mit breiter Schneide als Waffe, sei es mit schmaler als Meissel, gehören ebenfalls der älteren Bronzezeit an, und zwar nach Sophus Müller dem älteren Abschnitte derselben (vergl. Aarböger f. nord. Oldkyndighed 1891, S. 192 ff.), oder nach Montelius dessen Periode II (Tidsbestämning inom Bronzåldern, Stockholm 1885). Gleichzeitig bestätigt dies Stück, dass die beigesetzte Leiche eine männliche war, da solche Waffen oder Geräthe nur in Männergräbern vorkommen (Aarböger 1886, 251; 1891, 190, 192).

Zur Zeitbestimmung sind die goldenen Spiralplatten wenig geeignet, aber sie stehen mit obigem Resultat nicht in Widerspruch. Das Vorkommen des Goldes an der Nordseeküste in Form der Spiralcylinder aus Doppeldraht, für Arm und Finger, besprach ich in diesen Verh. 1890, 277—80. Auf Amrum gehört es hauptsächlich Montelius' Periode III an, die etwa Müller's jüngerem Abschnitt der älteren Bronzezeit entspricht, aber es tritt auch schon in Montelius' Periode II, Müller's I¹ auf. Für die Spiralscheiben aus einfachem Draht ist dies nun allerdings nicht beweisend, um so weniger, als jene Ringe sich in anderen Gegenden noch erheblich später finden, sogar bis in den Beginn der reinen Eisenzeit, der La Tènezeit. Aber die nahe Verbindung der Scheiben mit den cylindrischen goldenen Schmucksachen im Allgemeinen zeigt sich doch an Stücken, wie die schon angeführten von Tschanschwitz in Schlesien und anderen aus der Provinz Posen und aus Böhmen, die ich Verh. 1886, S. 455—57 besprach, und, was hier ganz besonders in Betracht kommt, an meinem schweren Amrumer Armreif, Verh. 1886, 451, dessen Doppeldraht in zwei Voluten ausläuft. Die Goldscheiben bereiten also bei Beurtheilung der Zeitstellung des Grabes keine Schwierigkeit; die alte Bronzezeit (erste Hälfte d. Jahrtausends v. Chr.) ist somit für Helgoland festgestellt. —

Der kleine Berg, mit Gras gleichmässig bewachsen, war unregelmässig begrenzt, offenbar in Folge von Erdentnahme oder -Anschiüttung auf dem umliegenden Gelände. Aus demselben Grunde erschien er auch von verschiedenen Seiten gesehen ungleich hoch, an der Südseite höher als an der Nordseite, und etwas in die Länge gestreckt von W nach O. Er war abgeflacht. An seiner Nordseite ist in früherer Zeit ersichtlich etwas abgegraben, doch war die Wunde mit einer Grasnarbe bedeckt. Lindemann erwähnt Gerüchte, nach denen früher Altsachen in dem Hügel gefunden sein sollten; vielleicht gab jene Abgrabung dazu den Anlass; dieselbe konnte sich aber meines Erachtens nur ganz an der Oberfläche bewegt haben¹). — Der Gesammeindruck war zwar der eines Grabhügels und die Karte

1) Ob die Abgrabung vielleicht mit dem Bau einer Sternwarte zusammenhang, lasse ich dahingestellt. Ganz in der Nähe des kleinen Berges muss nehmlich nach den Angaben bei Wiebel S. 60 die temporäre Sternwarte gestanden haben, auf welcher im Jahre 1825 durch Hansen die geographische Lage Helgoland's zuerst zuverlässiger bestimmt wurde als:

54° 10' 46,51" nördl. Breite, 7° 53' 5,85" O von Greenwich.

Es lag von diesem Punkte, 1 Toise = 1,949 m gesetzt,

der neue Leuchtturm :	N 104,99 m	W 29,82 m
der alte Leuchtturm :	N 50,83 m	W 53,58 m
der Kirchturm :	N 333,20 m	O 69,77 m

Diese Entfernung in Rodowic' Karte eingetragen, ergeben ziemlich übereinstimmend einen Punkt nicht weit vom Fusse des Hügels in NO; nur die Angabe: Kirchturm O 69,77 m passt nicht, da ich die Lage des Thurms zwar östlich, aber nicht so weit östlich finde. Auf den Neubau des Thurms im Jahre 1885 allein wird diese Abweichung nicht

des Katasteramts bezeichnet ihn auch als „Hünengrab“, doch liess sich auch an eine natürliche Erhebung denken. Endlich war noch eine andere Ansicht zu prüfen. Meyn sagt in Cotta's Vierteljahrs-Schrift S. 14: „Die Berge bestehen aus aufgeschütteter Masse, namentlich z. Th. aus Kohlenbrocken“. Dem entsprechend war bezüglich des kleinen Berges die Meinung ziemlich verbreitet, der Hügel sei nichts als ein Schlackenhaufen, herrührend von dem Steinkohlenfeuer, das eine Zeit lang auf dem alten Leuchtturm brannte. Nach Lass § 70, Note e scheint man nehmlich zuerst auf der Feuerbake Kerzen (wohl in einer Laterne auf Holz-construction) gebrannt zu haben. Auf dem nach Lindemann (S. 100; freilich mit unbegründeter Berufung auf Lass) 1670 erbauten, noch jetzt stehenden viereckigen Backsteinthurm wurde aber, wie es scheint, seit 1673 oder einige Jahre nachher (Lass a. a. O.) ein offenes Feuer (in einem eisernen Korbe) unterhalten, das in stürmischen Nächten über 4000 Pfund Steinkohlen verzehrte (Niemann S. 228, wohl nach Hasselmann). Erst 1810 wurde ein neuer Thurm in der Nähe des alten erbaut und bei dieser Gelegenheit das offene Steinkohlenfeuer durch ein System von Oellampen ersetzt. Hätte man also die Schlacken der Kohlen angesammelt, so würde allerdings eine erhebliche Halde entstanden sein. Aber nichts lag doch näher, als sich der Abfälle über den unmittelbar benachbarten Klippenrand zu entledigen, und es war mir durchaus unwahrscheinlich, dass eine so gleichmässige, feste Grasdecke sich auf einem reinen Schlackenhaufen gebildet haben könnte. Die Vermuthung, es handle sich um einen solchen, beruhte auch hauptsächlich nur auf einigen Steinkohlen oder Asche, die man gelegentlich der Errichtung einer Telegraphenstange unter dem Rasen bemerkte. Diese konnte aber zufällig dahin gelangt sein; wurden doch die glühenden Schlacken des Leuchtfeuers oft weit, selbst bis auf die Häuser des Ortes, durch den Sturm umhergeschleudert (Oetker S. 231, wohl nach Hasselmann).

Nach alledem gewann ich die Ueberzeugung, dass ich einen im Wesentlichen intacten Grabhügel — den letzten Helgoland's — vor mir habe. Dies kostbare Object befand sich aber in äusserst gefährdeter Lage. Nicht allein hatten in den letzten Jahren mehrere Laien ihr Augenmerk auf dasselbe gerichtet, sondern namentlich schien die noch im Gange befindliche neue Fortification der Insel den Hügel zu bedrohen. Er lag unmittelbar vor einem noch unfertigen Panzerthurme und nicht weit von dem ebenfalls noch unvollendeten Ausgang des Tunnels, der vom Hafen herauf führt. Hier fanden noch Erdbewegungen statt, und benötigte man etwa noch Material, so lag der Hügel bequem zur Hand und konnte leicht verschwinden, ohne dass ein sachverständiger Archaeologe zu seiner Abtragung hinzugezogen wäre. So entschloss ich mich, eine Untersuchung vorzunehmen. Durch die unvergleichliche Liebenswürdigkeit des damaligen Kommandanten, Hrn. Admiral Mensing, und das verständnissvolle Eingehen des Regierungsassessors, Hrn. Hans v. Eisenhart-Rothe, auf meinen Antrag wurden die formellen

zurückgeführt werden können. — Den Helgoländern scheint der fragliche Punkt nicht mehr bekannt zu sein.

Den neuen Leuchtturm berechnet Wiebel nach obigen Zahlen zu

$54^{\circ} 10' 49,91''$ nördl. Breite, $7^{\circ} 53' 4,20''$ O von Greenwich.

Die gleiche Berechnung für den Kirchthurm, wie sie Wiebel giebt, zeigt durch einen Druckfehler das Glied $7,86''$ statt $3,86''$; das Resultat $7^{\circ} 53' 9,71''$ ist jedoch richtig, wenn die Angabe $0\ 69,77\ m$ richtig ist; vielleicht liegt aber hier ein Irrthum vor. — Nach den Bestimmungen der Königl. Preuss. Landesaufnahme von 1886 läge übrigens der neue Leuchtturm: $54^{\circ} 10' 57''$ nördl. Breite; $7^{\circ} 53' 10,9''$ O von Greenwich (siehe Karte des Reichs-Marine-Amtes 1890).

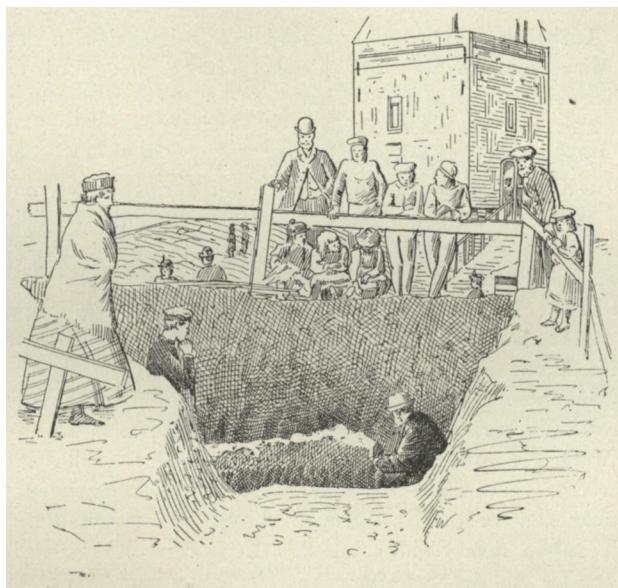
Schwierigkeiten schnell überwunden, so dass ich gleich ans Werk gehen konnte. Um jede Täuschung auszuschliessen, liess ich zunächst, am 28. August, im Süden, wo nach meinen Amrumer Erfahrungen Altsachen weniger häufig lagen, einen Versuchsschacht graben, vom Rande gegen das Plateau vordringend, aber die Mitte des Hügels unberührt lassend. Die Masse des letzteren bestand durchweg aus röthlich-braunem Lehm (wie er überall die Bedeckung des Felsens der Insel bildet, entstanden durch Verwitterung aus dem unteren Buntsandstein, also dem ältesten Gliede der Triasformation, angehörigen Schichten, kalkarmen Thonen, Kalksandsteinen und Kalksteinen; Dames S. 1023—24). In den oberen, vollständig trockenen Lagen war er von ausserordentlicher Härte, in den untersten, feuchteren von ebenso störender Zähigkeit; man konnte nur mit der Hacke arbeiten. Der Schacht wurde bis zu 2,75 m hinabgetrieben und von der Sohle desselben noch mit dem Erdbohrer wohl $\frac{1}{2}$ m tiefer sondirt, ohne dass man den Felsen erreicht hätte. Die Lehmmaresse enthielt bis hinab auf den Boden des Schachtes hin und wieder Theilchen von Holzkohle, daneben allerdings auch häufig kleine Stückchen einer Eisen- oder Manganhaltigen Concretion, die allenfalls mit Steinkohlenschlacke verwechselt werden konnte. Der Erdbohrer, ein sehr starkes, breites, spiralgewundenes Eisenband, brachte schliesslich immer reiner röthlich gefärbten, feuchten, äusserst plastischen Lehm herauf, in dessen unterster Lage man die Spuren verweste Wurzelfasern erkennen konnte, so dass man hier entschieden auf einer früher freigelegten Bodenfläche war. Dies und die Holzkohle bewies, dass der Hügel künstlich aufgeworfen sei, und so liess ich denn, obgleich keine Spur von Altsachen gefunden war, ohne Zögern den Südost-Quadranten desselben von seiner Rasenfläche befreien, um mit einem breiten, tiefangelegten Graben von Südost einzudringen, wo nach meiner Erfahrung die meiste Aussicht auf Erfolg ist. Diese Voraussetzung hat sich vollständig bestätigt. Schon am Mittage des nächsten Tages waren Steine aufgedeckt, welche sich später als Bestandtheile einer grossen Grabkiste erwiesen. Da sich die Spur derselben bis hart an die etwa auf der Mitte des Berges stehende Telegraphenstange verfolgen liess, wurde die Aushebung und Versetzung der letzteren nötig, wobei sich zeigte, dass das zur Aufnahme der Stange seinerzeit gegrabene Loch tiefer noch als der Rand der Kiste hinabging und bei nur äusserst geringer Verschiebung nach SO unfehlbar das Grab zerstört haben würde.

Durch Wegräumen der ringsum lagernden Erdmassen wurde nun die Begrenzung der Steinsetzung festgestellt und letztere so weit freigelegt, dass am dritten Tage zunächst die Säuberung der Kiste von den letzten daran und darauf liegenden Massen erfolgen konnte. Dieses Stadium der Ausgrabung veranschaulicht das umstehende Bild (Fig. 3) nach einer Photographie des Hofphotographen Hrn. G. Friederichs auf Helgoland. Man sieht von SO in den geöffneten Hügel und erblickt im Hintergrunde den alten Leuchtturm auf dem Bredberge. Noch am selben Tage fand die Öffnung, Ausleerung und völlige Aushebung der Kiste behufs Sicherung der sie bildenden Steinplatten statt. — Weder dicht unter der Rasendecke, noch sonst bei der ganzen Ausschachtung war bis dahin irgend ein Alterthumsgegenstand zu Tage gefördert, ausgenommen ein kleiner Splitter eines geschliffenen Flintgeräths, einer Axt oder eines Meissels, der offenbar mit der Hügelmasse aufgeworfen war. Nachbegräbnisse fehlen zur Zeit in diesem Berge noch ganz, und es wird damit sehr unwahrscheinlich, dass früher Altsachen in demselben gefunden sind, wie das Gerücht wollte.

Die Grabkiste war zusammengesetzt aus weissen Gypsplatten und einzelnen Stücken graugrünen Sandsteins oder Thons (vergl. Dames, S. 1027). Wenn letzteres Material etwa auch im Moderberge theilweise Anwendung

gefunden hatte, so dürfte sich dadurch die Unvollständigkeit der Grabkiste in demselben und der Mangel an Uebereinstimmung der Berichte hinsichtlich der Deckplatte erklären; denn Feuchtigkeit scheint auf dasselbe stark einzuwirken. Im Uebrigen liess diese Grabkiste von vornherein auch einen ähnlichen Inhalt, wie in jenem Grabe vermuthen, was die Untersuchung am 30. August 1893 lediglich bestätigte.

Figur 3.



Die Kiste bildete ein Oblong, dessen Längsaxe, unter Berücksichtigung der Missweisung¹⁾ des Compasses, genau NO.-SW. lag. Die kleinen Seiten in NO. und SW. standen ziemlich gerade, die eine Langseite, in SO., war aber entschieden etwas schräg nach aussen gelegt, so dass die Kiste oben etwas weiter, als unten war. Bei der anderen Langseite, in NW., liess sich dies nicht so klar erkennen, da dieselbe zum Theil zerstört war, vermutlich schon bei der Aufschüttung des Hügels, weniger wahrscheinlich bei Errichtung der Telegraphenstange. Dimensionen der Kiste, oben und aussen gemessen, 2000 und 750 mm. Die SO.-Seite bildete eine einzige grosse Platte, 1840 mm lang, 650 mm hoch, übrigens an der oberen Kante durch Verwitterung und Abbröckelung unregelmässig gestaltet. Der höchste Punkt dieser Kante lag 1250 mm unter der Hügeloberfläche. — Im Lichten war die Kiste etwa 1810 mm lang. — Den Boden derselben bildeten ebenfalls Platten, und da die Seitenwände etwas tiefer hinabgegraben waren, als die Ebene, in der diese Platten lagen, so war die lichte Höhe der Kiste etwas geringer, als die Höhe der Seitenplatten, etwa nur $\frac{1}{2}$ m.

Die Frage, ob die Kiste zur Zeit ihrer Errichtung mit einem vollständigen Deckel geschlossen wurde, ist nicht leicht zu entscheiden. An einigen Stellen lagen allerdings wirkliche Deckplatten; am NO.-Ende ragte eine solche um 50 mm über die Seitenwand hinaus. Auch am SW.-Ende mag eine regelmässige Bedeckung angenommen werden, aber in der Mitte scheinen theilweise die Trümmer

1) Nach der Karte des Reichs-Marine-Amtes von 1893 beträgt die Missweisung für 1895 bei Helgoland 13° W., die jährliche Abnahme 7—8 Minuten.

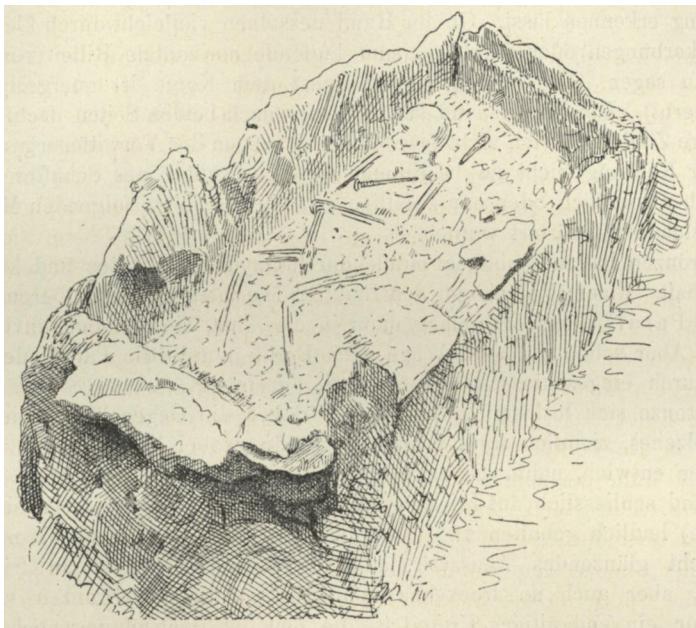
der gerade hier zerstörten NW.-Langseite in die Kiste hineingefallen zu sein und so nur unbeabsichtigt sich über den Grabinhalt gelegt zu haben. Im Ganzen war alles, was ich als bedeckende Theile aufhob, zusammengenommen kaum ausreichend, einen vollständigen Deckel zu bilden, und diese schon während der Ausgrabung sich mir aufdrängende Ueberzeugung schien eine Stütze zu finden in dem, was Frau Hahn mir später selbstständig über den Moderberg berichtete, womit aber freilich die positiven Angaben des Hrn. Botter im Widerspruch stehen (oben S. 510—11).

Nach dem Aufheben der bedeckenden Platten zeigte sich in der Kiste, nicht gerade in der Mitte, sondern nach SO. hinübergerückt, ein Skelet, halb auf der rechten Seite liegend, mit dem Kopfe hart an der SO.-Wand, das Gesicht nicht nach oben gerichtet, sondern nach SO. Der Kopf stand vom SW.-Ende des inneren Raumes noch 190 mm ab. Der verbleibende Raum, 1620 mm, war nicht völlig ausreichend, den Körper gerade ausgestreckt unterzubringen; vermutlich deshalb waren die Knie etwas in die Höhe gezogen, oder umgekehrt: da beim Niederlegen des Körpers die Beine sich etwas einbogen, brauchte man nicht Bedacht darauf zu nehmen, den Kopf ganz an das SW.-Ende zu rücken. Dass das Hinaufziehen der Knie ein beabsichtigtes gewesen, etwa wie bei den „liegenden Hockern“ der Steinzeit, möchte ich kaum annehmen; dazu war die Beuge wohl nicht stark genug. Trug ein Mann die Leiche am Kopfende, ein zweiter am Fussende, indem er unter die Kniekehlen griff, so musste die Schwere des Rumpfes den Körper naturgemäß in die Verkürzung bringen, wie er sich vorfand, indem man offenbar sich nicht die Mühe genommen hat, denselben nach der Niederlegung wieder zu strecken. Die rechte Hand ruhte auf dem rechten, unten liegenden Oberschenkel, die linke war über den rechten Unterarm an die SO.-Wand gelehnt. Oberhalb der linken Schulter, neben dem Kopfe, lag die bronzenen Klinge eines kleinen Dolches, die Spitze an der Schulter, das Griffende nach SW., dabei eine zugehörige Niete. Schräg auf der Brust fand sich eine bronzenen Nadel, mit dem Kopf unten rechts, die Spitze der linken Schulter zu. Das war an Beigaben Alles; von Gold, wie im Moderberg, nichts. Dagegen deuteten hier und da bräunliche Massen mit Spuren von Füßen auf zergängne Kleidung hin. An verschiedenen Stellen auf den Knochen, namentlich an Kopf und Füssen, bemerkte man eigenthümliche Concretionen, hellbräunlich, körnig, aber zum Theil mit kleinen Krystallen vermischt. Durch Analyse stellte ich fest, dass es nur Gyps war, der also, als Sinter von den Deckplatten heruntertrüpfelnd, sich hier wieder abgesetzt hatte. Die Lage des Skelets mit seinen Beigaben in der Kiste veranschaulicht das nachstehende Bild (Fig. 4), theils auf Grund einer Photographie des Hrn. Friederichs, theils nach Bleifeder-Skizzen des anatomischen Zeichners, Hrn. W. Winter, in Firma Werner & Winter in Frankfurt a. M. Die vordere Ecke der Kiste liegt nach Norden, wo man sich also auch den Beschauer zu denken hat.

Da der Deckel der Kiste nicht vollständig war, oder nicht genügend Widerstand geleistet hatte, war die Kiste zum Theil mit Lehm erfüllt, was die Freilegung des Skelets und der Bronzen sehr erschwerte. Auch waren die Knochen sehr morsch, Kopf, linke Schulter und Becken ausserdem durch Steinplatten zerdrückt. Der Gelenkkopf des linken Oberarms zeigte eine mir bisher nicht vorkommene Zersetzung, indem innerhalb der äusseren, nur dünnen Rindensubstanz, eine Art weichster, schneewisser, phosphorsäurehaltiger Kreidesass. Bei dem traurigen Zustande des Skelets, dessen charakteristischste Theile gerade zerstört waren, schien die Bestimmung des Geschlechts nach rein anatomischen Merkmalen fast unmöglich. Allein Hr. Dr. Mewius, Arzt und Physikus auf Helgoland, glaubte doch

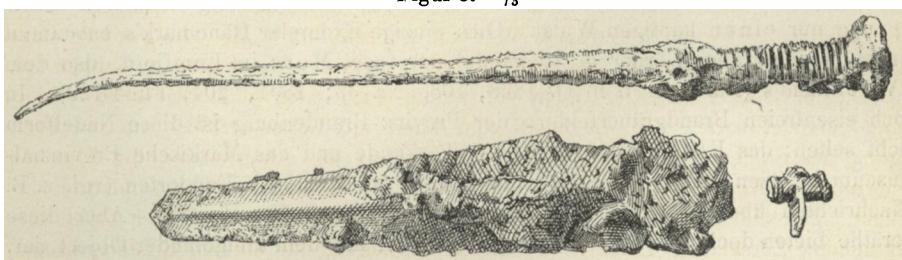
aus der Dicke der Schädeldecken-Fragmente auf einen Mann schliessen zu dürfen, und Hr. R. Virchow, dem ich die zuvor durch Leimwasser erhärteten Gebeine vorlegte, stimmte bei, theils wegen der Stärke verschiedener Knochen, worunter wieder die Theile der Calvaria, theils wegen der in diesen letzteren auffallend stark entwickelten spongiösen Partie. — Von Zähnen wurde nur einer gefunden,

Figur 4.



der aber leider in fremde Hände gerieth und dessen Wiedererlangung mir bisher nicht hat gelingen wollen. — Die Länge des Skelets konnte nicht gemessen werden, hauptsächlich wegen der Zerstörung einzelner Theile desselben, z. B. auch der Füsse, dann aber auch wegen der durch die eigenthümliche Lage bewirkten Verkürzung. Die Höhe vom Hüftgelenkkopf bis zum Scheitel betrug etwa 79 cm, so dass man doch nur auf einen Mann mittlerer Grösse wird schliessen können.

Bezüglich der Bronzen ist den nachstehenden Abbildungen (Fig. 5) wenig hinzuzufügen.

Figur 5. $\frac{2}{3}$ 

Die Dolchklinge ist 116 mm lang, aber am Griffende etwas abgebröckelt, also verkürzt. Die Schneiden sind etwas concav, die Mittelrippe, welche sich fast bis zur Spitze der Klinge hinzieht, ist schmal und leicht abgerundet. Der Griff

muss aus Holz oder anderem organischen Material bestanden haben und vollständig vergangen sein. Vermuthlich war er durch mehrere Nieten an die Klinge befestigt; gefunden ist indess nur eine, ein vierseitiges Pflöckchen, 12—13 mm lang, dessen Enden durch Behämmern zu kleinen Köpfchen verbreitert sind. — Die Nadel, offenbar zum Zusammenfassen des Gewandes über der Brust benutzt, 175 mm lang, scheint einen flachen, scheibenförmigen (oder umgekehrt konischen?) Kopf von etwa 17 mm Durchmesser gehabt zu haben, soweit die starke Verwitterung erkennen lässt. Ob der Rand desselben vielleicht durch kleine, senkrechte Einkerbungen oder durch ringsum laufende horizontale Rillen verziert war, ist nicht zu sagen. Die Schaftpartie zunächst dem Kopfe ist quergerippt (ringförmig gekerbt). Die Rippen sind scharfkantig, nach beiden Seiten dachförmig abfallend; ihre Zahl lässt sich nicht feststellen, da wegen der Verwitterung die untere Grenze der Kerbung nicht zu bestimmen ist. Die Spitze des Schafes ist leicht gebogen, ob absichtlich oder nur zufällig, wird in der unten folgenden Mittheilung über „Säbelnadeln“ erörtert werden.

Die Bronzen hatten in hohem Grade durch Oxydation gelitten und kaum noch Zusammenhalt. Einem Vorschlage des Hrn. Dr. Mewius folgend, übergoss ich sie *in situ* mit Paraffin und es gelang dann in der That, sie ziemlich unversehrt zu entfernen. Aber schon auf dem Wege nach Berlin wurde die Paraffindecke, vermutlich durch eingeschlossene Feuchtigkeit, gesprengt, wobei Stücke der verwitterten Bronze sich loslösten. Ich tauchte daher die Gegenstände wieder ganz in geschmolzenes, ziemlich stark erhitztes Paraffin, wobei Wasser unter lebhaftem Aufschäumen entwich, nahm sie dann aus der noch heißen Flüssigkeit, liess gut abtropfen und schliesslich auf Fliesspapier erkalten. Die Stücke haben sich bisher (4½ Monate) leidlich gehalten und es verdient Erwähnung, dass sie ein natürliches mattes, nicht glänzendes Aeussere haben. Weitere Versuche an frisch ausgegrabenen, aber auch an trockenen, pulverig zerfallenden Bronzen wären erwünscht; für ein endgültiges Urtheil ist die Zeit der Beobachtung noch zu kurz.

Wir wenden uns zur Zeitbestimmung des Grabes. Schon die Art der Bestattung lässt wieder auf ältere Bronzezeit schliessen und dazu passt der Dolch, dessen Griff noch nicht aus Bronze, sondern aus organischem Material gebildet war und keinesfalls auf einer Angel sass, sehr gut, auch hinsichtlich seiner Kleinheit. In den älteren Gräbern auf Amrum fand ich derartige Waffen häufig. Schwieriger ist es, für die Nadel ein Analogon nachzuweisen. In Dänemark sind nach Sophus Müller, „Ordning“, II, 119—22, Bronzenadeln mit Stiel und Kopf in der älteren Bronzezeit ziemlich selten und gehören dem jüngeren Abschnitte derselben an. Die Nadel mit scheibenförmigem Kopf, 122, ist um ein Drittel kürzer als unsere und hat unterhalb des Kopfes statt der ausgedehnteren Querrippung nur einen kantigen Wulst. Dies einzige Exemplar Dänemark's entstammt einem Männergrabe (Körper in Steinkiste) der Insel Mors im Liimfjord, also dem NW. Jütland's (Aarböger f. n. O. 1868, 108, Nr. 35; 1891, 204, Fund 120). In noch eisenfreien Brandgräberfeldern der Provinz Brandenburg ist diese Nadelform nicht selten; das Königl. Museum für Völkerkunde und das Märkische Provinzial-Museum besitzen beide einige Exemplare von verschiedenen Fundorten (vgl. z. B. „Nachrichten über Deutsche Alterthumsfunde“ 1891, S. 93, Fig. 29). Aber diese Geräthe bieten doch nur sehr entfernte Analogien mit dem Helgoländer Object dar. Aehnlicher ist schon Friderico-Francisceum, 1837, Taf. 24, 13, aus Meklenburg, doch ist über die Fundumstände nichts bekannt. Noch besser stimmt eine Nadel von Gross-Dobra in Böhmen aus einem Steinkegel mit Leichenbrand neben anderen Bronzen (Sichel, Armband) und Thongefässen; auch ist ihr Schaft unten

gebogen, aber oben mehr geriefelt, als gekerbt (Píč, Archaeologický Výzkum ve Středních Čechách, d. h. Archäolog. Forschungen im mittleren Böhmen, Prag 1893, Taf. 9, 2). Ein ähnliches Exemplar, jedoch mit geradem Schaft, Památky archaeologické a místopisné, Prag, XII, Taf. 8, 1. Andere Nadeln zeigen in einiger Entfernung vom Kopf eine leichte Anschwellung, die dann geriefelt oder gekerbt ist; ebenda Fig. 2 u. 3 u. XIV, Taf. 1, 12, 13, 17, 19. Das Alter all' dieser Stücke festzustellen, bin ich nicht in der Lage. Im Süden möchten wohl am ehesten wirkliche Analoga zu erwarten sein. Nach Nau, Bronzezeit in Oberbayern, München 1894, würde die starke Kerbung für eine etwas jüngere Zeitstellung sprechen; die Nadeln der älteren Zeit, wie seine auf Taf. 29, 8, sind in Oberb. nur schwach geriefelt; immerhin sind diese den unseren vergleichbar. Auch in der Schweiz findet man Anklänge.

Das Geschlecht des Bestatteten, nach dem oben mitgetheilten anatomischen Befunde vermutlich männlich, lässt sich aus den Beigaben nicht bestimmen, da die Nadeln von beiden Geschlechtern getragen wurden und in der älteren Bronzezeit, wie schon lange bekannt, sich auch Dolche nicht selten in sicherem Frauengräbern finden (vergl. die Zusammenstellung von Mestorf, Corresp.-Bl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1889, 150).

Beachtenswerth ist, dass sowohl im kleinen, wie im Moder-Berg kein Bernstein vorkam, obgleich solcher noch heute bisweilen an der Düne vom Meere ausgeworfen wird. Ueber das Vorkommen des Bernsteins in bronzezeitlichen Gräbern der cimbrischen Halbinsel und der nordfriesischen Inseln siehe diese Verh. 1890, S. 273—74, 275—280.

Ehe wir den kleinen Berg verlassen, muss noch darauf hingewiesen werden, dass er sehr wohl weitere Gräber enthalten kann. Nicht allein wäre Raum für ein zweites bronzezeitliches Begräbniss in gleicher Höhenlage, wie das aufgedeckte, vorhanden, sondern es könnten sich auch in grösserer Tiefe noch Dinge finden; denn die Bodenplatten unserer Kiste lagen noch nicht auf der alten Grasfläche, welche der Probeschacht blosslegte. Ich habe die Absicht, die Untersuchung wieder aufzunehmen, auf die Gefahr hin, erfolglos zu arbeiten. —

Eine besondere Prüfung erfordert die Herkunft der Gypsplatten. Gyps findet sich im Gestein der Hauptinsel sparsam verbreitet und zwar nach Wiebel, S. 91, faserig, atlasglänzend, vom Eisenoxyd des Thons, zwischen dem er liegt, schwach röthlich gefärbt, in dünnen, 1—1½ Zoll mächtigen Lagen. Indess traf Wiebel ihn nur zweimal, einmal an der Ostseite und einmal an der SW.-Seite beim Bakhorn. Dieses Bakhorn liegt nun dicht beim alten Leuchtturm, der Feuerbake, und man könnte daher versucht sein, die Gypsplatten unserer Gräber als dorther genommen anzusehen. Allein sie sind nicht röthlich und auch nur stellenweise faserig und atlasglänzend, vielleicht auch zu mächtig und gross, um diese Annahme zu rechtfertigen. Da richtet sich der Blick naturgemäß auf das verschwundene Wittkliff. Ranzau sagte zwar nur, es liefere „calcem“, aber schon Knobloch sprach allgemeiner von „kalkweissen Steinen“ und Lass gab S. 39 an, dass es „viel Gibbs — und Kalck-Steine“ geliefert habe. Nun giebt es unter den in der NW.-Verlängerung der Düne gelegenen submarinen Riffen eines, das heute den Namen „Wittkliff-Brunnen“ führt. Wiebel hielt diese auf seiner Karte angegebene Stelle für diejenige, auf der das alte Wittkliff gestanden (S. 100—101). Er fand hier Kalk, zwischen dessen Schichten dünne Lagen eines bald faserigen, bald dichten Gypses eingebettet waren, und den Gyps des Wittkliffs hielt er nach einer Bemerkung Bötticher's für faserigen (vergl. S. 168, Note). Wiebel gelangte schliesslich zur Annahme, dass das Wittkliff eine grössere Ausdehnung gegen die Insel zu gehabt habe. — Meyn dagegen begründete ausführlich die Ansicht,

dass das Wittkliff nur aus Gyps, nicht auch aus Kalk bestanden habe (Viertel-jahrs-Schrift, S. 47—48; Geologie Helgoland's, S. 6—10, 19). Da nun von einer in den Rissen anstehenden Gypsklippe nichts bekannt sei, auch die Lage des weit-hinausliegenden Wittkliff-Brunnens nicht zu den alten Abbildungen des Wittkliffs (wohl bei Meyer 1649) passe, so suchte er den Standpunkt des letzteren auf der jetzigen Düne selbst. Hier fänden sich Bruchstücke des gemeinen, schuppig-körnigen Gypses, platte, scharfkantige, nicht viel gerollte Blöcke, offenbar her-rührend von einer an Ort und Stelle zusammengebrochenen Klippe. Wenn nun Meyn, „Geologie“, S. 13, dennoch von den mit dem w. Kliff zusammenhängenden Rissen spricht, so darf man glauben, dass er die bisher noch vermisste Gyps-unterlage des ehemaligen Wittkliffs unter dem Sande sucht, welcher den äussersten Ausläufer der jetzigen Düne selbst nach Norden hin darstellt. — Von dem Gyps des Wittkliffs nimmt Meyn an, dass er u. A. auch auf dem Oberlande ausgiebig Verwendung fand, so als Gypsmörtel, wie ihn die älteren Gebäude aufweisen, aber auch als Bausteine, da die auf der Düne vorkommenden Gypsstücke über-einstimmen mit den an vielen Stellen in alten Mauern des Oberlandes vorkommenden körnig-späthigen Blöcken. Es vermutete denn auch schon Hallier, S. 70, dass die Gypsplatten des Moderberges vom Wittkliff herrührten, und wir werden die des „kleinen Berges“ auf dieselbe Quelle zurückführen dürfen. Die Lage des ehemaligen Wittkliffs aber scheint mir noch nicht aufgeklärt zu sein. Denn gegen Meyn spricht, dass Bötticher dasselbe als Schutz gegen Westwind bezeichnet (S. 263—64), während es nach seiner Lage bei Meyer die Düne und namentlich den Steinwall mehr gegen Nord- und besonders Nordost-Winde gedeckt haben müsste. Bötticher, der den letzten Rest des Kliffs, sowie den Steinwall noch vor sich hatte, konnte sich hierin doch kaum täuschen. Vielleicht ist also auf Meyer's Karte bezüglich der Lage des Wittkliffs nicht viel Gewicht zu legen und es mag der sonst gewiss nicht allzu genaue Abriss der Insel von 1713 (siehe S. 505) dieselbe richtiger angeben. Wiebel's Ansicht würde dazu gut stimmen. Jedenfalls aber kann man mit Camerer, S. 6, sagen: „Es wäre eine Neugier gewiss zu wünschen, die die Gegenden um diesen Felsen näher untersuchte¹“.

Das Ergebniss unserer bisherigen Untersuchung ist der Beweis, dass die ältere Bronzezeit auf Helgoland in Gräbern vertreten ist. Aber wir können eine noch frühere Besiedelung der Insel feststellen. In den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ 1892, S. 92 wurden 2 Flintbeile abgebildet, welche bei den jetzigen Befestigungsarbeiten an verschiedenen Stellen des Oberlandes zu Tage gefördert waren. Beide gehören einem und demselben, ziemlich plumpen Typus an. Eine dritte Flintaxt, aber anderer Form, flach und dünn, nur auf den Breit-seiten geschliffen, befindet sich in der Sammlung des bekannten Ornithologen Hrn. Heinrich Gätke. Endlich kenne ich noch ein viertes Steinbeil²) von Helgoland,

1) Zufällig verweilte gerade während meiner Anwesenheit auf der Insel auch Hr. Prof. W. Dames aus Berlin daselbst zum Zweck geologischer Studien. Die Ergebnisse derselben hat er inzwischen publicirt (siehe oben Literatur) und S. 1027 auch das Witte Kliff besprochen. Er theilt dasselbe der Triasformation, genauer dem mittleren Muschel-kalk, der Anhydritgruppe, zu und hält bezüglich seiner Lage an Wiebel's Auffassung fest. Den Gyps beschreibt er wie folgt: „hellgrau und weiss, dicht, mit blätterigen Partien, auch wohl grobblätterig allein und mit dünnen Lagen eines graugrünlichen Thons durchsetzt. Wahrscheinlich ist das Gestein ein Gemisch von Anhydrit und Gyps.“

2) Es wurde gefunden nach dem durch Blitzschlag veranlassten Brände eines Hauses „beim Schuttaufräumen“, also vielleicht beim Fundamentgraben des Neubaues. Dem jetzigen Besitzer, der es, glaube ich, von seinem Vater überkam galt es als bei jenem

das wiederum anderer Art, nehmlich in Form und Grösse etwa wie Madsen, Steenalderen, Kopenhagen 1868, Taf. 30, 4, nur am Bahnende nicht ganz so spitz ist, und wahrscheinlich aus Diorit, im Ganzen dunkelfarbig, jedoch mit hellerer Grundmasse und schwarzen Hornblende-Adern, besteht. Wir haben also 4 Beile in 2 verschiedenen Steinarten und 3 verschiedenen Formen. Dazu kommt der von mir gefundene Splitter eines geschliffenen Flintgeräthes, vermutlich ebenfalls einer Axt oder eines Meissels, ferner im Besitz des Hrn. Gätke das Bruchstück eines halbmondförmigen Messers oder einer Säge aus Flint, etwa wie Mestorf, Vorgeschichtl. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Fig. 27, oder Sophus Müller, Stenalderen, Kopenhagen 1888, Fig. 138 u. 139. Endlich wurden schon in den „Nachrichten“ Splitter oder Spähne, die von einer Fabrikation herrühren mögen, erwähnt; auch besitzt das Hamburger Museum nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. K. Hagen als einziges vorgeschichtliches Artefakt von der Insel unter Nr. 512 ein fast 4 cm langes, 2 cm breites Bruchstück eines Flintspahns, gefunden auf dem Oberlande.

Die Steinzeit steht mithin für Helgoland ausser Zweifel. Nach Formgebung und Material unterscheidet sie sich in nichts von der des Festlandes; die Annahme jedoch, als seien die besser gearbeiteten Stücke auch von hierher eingeführt, ist unerweisbar. Flintknollen, zum Theil jedenfalls aus der Helgoland umgebenden Kreide, finden sich in Massen auf der Düneninsel, ebenso auch viele kleine Geschiebe krystallinischer Gesteine, und grössere derselben Art liegen auf dem Oberlande (vgl. Wiebel, S. 143—44, 181 Note). Ob freilich Diorit darunter nachgewiesen ist, weiss ich nicht, aber sonst ist doch Diorit unter den nordischen Geschieben nicht selten. Eine Herstellung aller genannten Fundstücke auf der Insel selbst ist daher sehr wohl denkbar, doch liegt der Zusammenhang der Steinzeitcultur der Insel mit der des Festlandes auf der Hand.

Wenn sonach unsere Kenntniss der ältesten Stufen der Culturentwicklung unserer Gegenden auch für Helgoland, obgleich beschränkt, doch sicher begründet ist, so fehlt es dagegen für die nachfolgenden Perioden, die jüngere Bronzezeit, sowie die vorrömische und römische Eisenzeit, an jedem bestimmten Anhalt. Denn die „Urnen“ aus dem Bredberg, vermutlich Nachbegräbnissen entstammend, könnten einem jeden dieser 3 Culturabschnitte angehören, lassen sich aber Mangels näherer Angaben nicht datiren. — Man hat nun, wie mich Hr. Prof. Wilh. Krause aufmerksam machte, die Stelle in Tacitus' Annalen II, 23—24 so gedeutet, als sei Germanicus im Jahre 16 nach Chr. nach Helgoland verschlagen worden. Als er nehmlich nach einem Feldzuge in Germanien den grösseren Theil seines Heeres zu Schiff die Ems hinab nach Hause führen wollte, die Flotte aber durch einen Südursturm bei gleichzeitiger Ebbströmung zerstreut wurde „in den offenen Ocean und nach Inseln hin mit schroffen Klippen oder verborgenen Untiefen“, landete allein von allen am Gestade der Chauken (d. h. in Ost-Friesland), die Trireme des Germanicus, „der an den Klippen weilend und den Uferspitzen, wenn er laut sich selbst die Schuld an solchem grossen Unglück beimaass, kaum von den Freunden abgehalten werden konnte, den Tod zu suchen in demselben Meere“, bis er mit günstigem Winde und dem Fluthstrom das Festland wieder erreichte. Da einige der Schiffe selbst bis nach Britannien verschlagen

Blitz vom Himmel gefallen, als „Donnerkeil“ — das erste Mal, das mir solche in Büchern ja oft mitgetheilte Legende bezüglich eines Steinbeiles in meiner eigenen Praxis vorgekommen. Die Dimensionen des Stücks sind: Länge 154, grösste Breite, dicht vor der Schneide, 59, Dicke 35 mm.

wurden, ist natürlich die Möglichkeit zuzugeben, dass auch eines unsre Insel erreichte. Dass diese aber von Chauken bewohnt war, ist sonst, glaube ich, nicht bezeugt, und die blosse Erwähnung der Klippen genügt doch nicht, Helgoland sicher zu identificiren, so leicht auch einem Lebensmüden hier der Sprung in die Tiefe gemacht ist. Es wird ja von (mehreren) Inseln, nicht blass von einer, mit schroffen Klippen gesprochen, obgleich letztere sich sonst an dieser Küste nirgends finden. Man darf das nicht so genau nehmen; wer sich in die Brandung stürzt, wird an vielen Stellen der ostfriesischen Inseln und des Festlandes den Tod finden können. Jedenfalls aber ist nicht daran zu denken, dass dieser kurze, unfreiwillige Aufenthalt eines einzigen Schiffes irgend welche Spuren auf der Insel zurückgelassen haben sollte. Für die römische Zeit charakteristische Producte könnten nur durch den Handel hierher gelangt sein.

Nicht besser steht es um unsere Kenntniß der nachrömischen Zeit. Sachs berichtet allerdings S. 240: „Osterteich, nach Eyderstädt, hat es noch eine Kirche gehabt, wie noch heutiges Tages selbiger Ort die alten Höfe, oder Kirchhöfe genannt wird, auch seyn darum gefunden worden allerley Hausgeräth, Brunnen, güldene und silberne Münzen“. Aber „Osterteich“ bedeutet nur die Ostseite der Klippen an der Düne, oder die östlichen Klippenzüge daselbst, da Sachs unmittelbar vorher die Klippen mit einem natürlichen „Teich (Deich) oder Wall“ vergleicht. Mithin hat Wiebel offenbar Recht, der unter diesen alten Kirchhöfen das submarine Riff „Olde Höven“ in der Verlängerung der Düne versteht, wo früher der jetzt anderswohin verlegte Kirchhof für Schiffbrüchige auf der Düne gelegen hat. — Interessanter wäre eine Notiz bei Knobloch S. 17, wenn man sie auf die ältesten Zeiten des Christenthums auf der Insel beziehen könnte. „Unter der Radeburg (d. i. dem Roadberg) im Nordhafen wird (wenn ein Stücke von dem Lande daselbst, oder von dem alten Kirchhoffe, wie man diesen Orth daherumb nennet, herabfällt) unterschiedliche güldene, silberne, auch messine Münze, und derogleichen gefunden: Wobei denn abzunehmen, dass die Leute voriger Zeit den Abgestorbenen, wenn man sie begraben sollen, Geld mit ins Grab gegeben.“ — Der alte Kirchhoff, der hier gemeint ist, findet sich auf Meyer's Karte NW neben dem Radbodberg. Lass verlegt das Grab Radbods selbst dahin. Da aber wohl nichts von den Fundstücken dieser Stelle erhalten ist, so kommen wir auch hiermit nicht weiter. Es bleibt sonach als einziger vor- oder frühgeschichtlicher Gegenstand der Zeit nach Christus jener goldene Handgelenkring, der in unseren Verhandl. 1893, S. 24—25 beschrieben und abgebildet ist, wobei nur leider das charakteristische „Sanduhr“-Ornament nicht richtig wiedergegeben worden. (Siehe am Schluss Discussion.)

Wegen der isolirten Lage Helgoland's inmitten eines sehr bewegten Meeres mag das hohe Alter der Beziehungen zu dem Festlande auffallen. Man könnte die Schiffahrt der Steinzeit für nicht befähigt halten, den jetzt zwischen Insel und Festland liegenden Wasserarm zu durchqueren. Es fragt sich also zunächst, ob der Abstand beider damals im Wesentlichen derselbe war, wie heute. Die phantastische Ausdehnung, welche man früher dem rothen Felsen der Insel geben wollte, ist zwar ebenso von der Wissenschaft zurückgewiesen, wie die Annahme eines grossen, an den Felsen angeschlossenen Marschlandes, aber L. Meyn, welcher die Verhältnisse dieser Küstenstriche sehr genau kannte, schrieb in seiner Abhandlung „Zur Geologie Helgolands“ S. 14: „Ich behaupte, dass H. unzweifelhaft vormals und zwar in den Zeiten der jüngsten noch heute währenden Erdbildungsperiode, also geologisch genommen in historischen Zeiten — ob sonst in historischer Zeit kann ich nicht sagen — viel

grösser gewesen ist, als heute, dass aber diese Insel damals nicht ein grösseres Felseneiland darstellte, auch nicht eine an den Fels gelehnte Marschbildung, sondern eine Geestinsel von gleicher Beschaffenheit, wie Sylt und die eine Hälfte von Föhr, eine Geestinsel, aus welcher der rothe geschichtete Fels und der schneeweisse massige Gyps felsen des witten Kliff hervorragten.“ Des weiteren S. 24: „Ich kann mit voller Gewissheit behaupten, dass da, wo jetzt die Düne sich befindet, eine grössere Geestinsel allmählich zerstört wurde und dass diese Insel aus einer sandigen Tertiärformation mit diluvialer Lehmdecke bestand“. (Vgl. auch Vierteljahrs-Schrift, S. 49.)

Ob diese Vermuthung Meyn's, soweit sie das Vorhandensein einer grösseren Geestinsel überhaupt betrifft, schon von anderen Geologen sorgfältig geprüft und angenommen oder abgelehnt ist, weiss ich nicht. (Dass solche Insel auf tertiärer Grundlage geruht habe, bestreitet Dames S. 1036, der den Sand der Düne vielmehr dem Diluvium, mithin, gerade wie die erratischen Blöcke des Oberlandes, der Quartärzeit zuschreibt; und wenn er auch S. 1039 Helgoland geologisch als einen vorgeschobenen Posten deutschen, nicht englischen Bodens bezeichnet, so bezieht sich dies auf so unendlich weit zurückgelegene Zeiten, dass sie für uns gar nicht in Betracht kommen.) — Geerz bemerkte auf seinem neuen Entwurf der Meyer'schen Karte für 1649: „das Unterland war ehemals viel grösser als jetzt“, aber er meinte damit nur, dass der grössste (südöstliche) Theil des Nordhafens früher (und zwar noch während des ganzen 16. Jahrh.) Land war, so wie es die Karte andeutet. Nach keiner andern Richtung hin dachte er sich das Land ehemals erheblich weiter ausgedehnt, als jetzt.

Bestreitet man aber auch jeden wesentlich grösseren Umfang der Insel in irgend einer Form, so bleibt noch die Möglichkeit, dass sich das Festland oder ihm vorgelagerte andere Inseln bedeutend weiter hinaus erstreckten. Die Geerz'schen historischen Karten lehren jedoch wiederum, dass keinerlei Veränderungen der Festlandsküste und der nordfriesischen Inseln nachweisbar sind, die für unsere Frage irgendwie in Betracht kämen. Der erheblichste Abbruch betrifft die Insel Nordstrand, die 1634 zum grössten Theile unterging. Den westlichsten Theil von Nordstrand aber bildete vorher die jetzige Insel Pellworm; mithin ist diese Veränderung für uns bedeutungslos, da Pellworm lange nicht der vorgeschobenste westliche Strich der ganzen Küste ist. — Vor Amrum sind gewisse Landeinbussen verzeichnet, die aber auch nicht sehr weit hinausreichen; eine nähere Verbindung von Amrum mit Helgoland leugnet Geerz ausdrücklich. — Die nächstgelegene Festlandsküste (der Halbinsel Eiderstedt in Schleswig) war nach Geerz stets etwa 6 geogr. Meilen von Helgoland entfernt, und für die Küsten an der Elbmündung wird auch kein Land angegeben, das den trennenden Meeresarm wesentlich verschmälerte. Grössere Landverluste in früherer Zeit sind demnach wohl denkbar, aber nicht erweislich. Wir müssen mithin jetzt untersuchen, ob auch bei gleichem Abstande der Insel vom nächstgelegenen Lande dieselbe schon in den frühesten Zeiten erreichbar gewesen sein mag. Nun bestreitet zwar scheinbar Adam von Bremen, dass Helgoland zu allen Zeiten auch nur bekannt gewesen sei. Denn er berichtet, Bischof Eilbert solle es (im 11. Jahrh.) zuerst wiederentdeckt und bewohnbar gemacht haben: „Eilbertum tradunt insulam primum reperisse, constructoque monasterio in ea fecisse habitabilem . . . Hanc in vita Sancti Willibrordi Fosetisland apellari didicimus“. Der Umstand, dass Adam selbst auf die Kenntniss der Insel zu Willibrord's Zeit (um 700) hinweist, zeigt allerdings, dass er nur an eine vorübergehende Unbekanntschaft mit der Insel dachte (vergl. v. d. Decken S. 117). Aber auch diese muss, soweit es die Bewohner der nächstgelegenen Küsten im Allgemeinen angeht, bestritten werden.

Es sind nehmlich verschiedene Ueberarbeitungen von Adam's Werk mit Scholien versehen, deren grössere Zahl als von Adam selbst herrührend gilt. Jedenfalls kann die Scholie 104 zu lib. 4, cap. 3, die sich im Bruchstück eines guten Codex vom 11. oder Anfang des 12. Jahrh. findet, nur wenig jünger sein, als Adam's „gesta“ (Lappenberg in Monum. vol. 9, p. 273, 274, 369 und in der Einleitung zu Laurent's Uebersetzung S. XIII). Leider ist sie arg verstümmelt. Nach Lappenberg's im Folgenden durch Cursivschrift wiedergegebener Ergänzung, lautet sie: „*vicina est [insula] Fresonum terre vel nostre Wirrahe, ita quod videri possit iacere super mare*“, d. h. „die Insel liegt dem Lande der Friesen und unserer Wirraha (Weser) nahe, so dass man sie über das Meer hin liegen sehen kann.“ Sollte nun auch die Ergänzung nicht richtig sein, so ist doch in Lappenberg's Lesung der Hinweis enthalten, wie man Adam widerlegen kann. Denn konnte die Insel von der Weser aus wahrgenommen werden (und zwar, da das Fernrohr erst um 1600 erfunden ward, mit blossem Auge, wenn auch vielleicht nur unter besonders günstigen Umständen), so wird doch die Kenntniss dieser, für die Bewohner der Festlandsküste überaus wichtigen Thatsache denselben sicher niemals verloren gegangen sein, selbst wenn die Insel jahrzehntelang unsichtbar blieb. Wir haben also zu untersuchen, ob Lappenberg's Lesung inhaltlich überhaupt richtig sein kann.

Zur Wesermündung gehört sicherlich, wenngleich festes Land dort jetzt nicht mehr vorhanden ist, die Gegend des „rothen Sandes“, wo vor 10—12 Jahren der Leuchtturm erbaut wurde, welcher jetzt gemeinlich als Seegrenze gilt. Man wird außerdem unbedenklich die Insel Wangeroog dazu rechnen können. Nach der Karte des Hydrographischen Amtes der Admiralität von 1886 liegt aber der „Rothen-Sand-Thurm“ 20,7 und der Wangeroog-Leuchtturm 23,4 Seemeilen zu 1855 m, d. h. 38,4 und 43,4 km vom Helgoländer Thurm. Berechnet man nun theoretisch die Grenze der Sichtbarkeit des oberen Felsrandes der Insel, so kommt man freilich lange nicht so weit. Hrn. Geh.-Rath Dr. Förster, Director der Berliner Sternwarte, verdanke ich die nachstehende einfache Formel zur Berechnung dieser Entfernung:

$$E = 113 \text{ km} \cdot \sqrt{h + h^1}$$

wo h und h^1 die Meereshöhen von Object und Auge in Kilometern bedeuten. Nimmt man nun mit Wiebel die höchste Stelle des Felsens¹⁾ zu 55,5 m oder rund 55 m an und setzt die Höhe des Auges eines Beobachters, etwa in einem kleinen Schiffe, = 4 m, so ist $h + h^1 = 0,059$, $\sqrt{h + h^1} = 0,2429$, mithin $E = 27,44 \text{ km}$. — Bei erhöhtem Standpunkt des Beobachters würde E allerdings grösser werden. Als solchen könnte man etwa eine Dünne auf Wangeroog annehmen; denn einen Leuchtturm gab es ja ums Jahr 1100 dort noch nicht. Nun gibt das Messtischblatt der Königl. Preuss. Landesaufnahme von 1891, herausgegeben 1892, im Maassstabe 1 : 25 000, Wangerooger Dünen in Höhe bis zu 14 m an. Rechnet man dazu von Fuss zu Auge rund 2 m, so ist mithin $h^1 = 0,016$, $h + h^1 = 0,071$, $\sqrt{h + h^1} = 0,26646$ und $E = 30,1 \text{ km}$. Der Rechnung nach würde also selbst der oberste Rand des Felsens von Wangeroog aus noch lange nicht sichtbar sein. — Nun äussern sich über die

1) Die Höhe des Leuchtfeuers fand Schumacher 1824 = 243,5 Hamburger Fuss oder 69,8 m über dem Meere (Wiebel S. 72). Die Karten der Admiralität von 1885 und des Reichs-Marine-Amtes von 1890 und 1893 setzen die Höhe = 68,5 m. Das Feuer überragt mithin den Felsen um 14,8—18,0 m. Trotzdem ist es nach diesen Karten nur 20 Seemeilen sichtbar. Dies muss an der geringen Intensität des Lichtes liegen, wie auch aus dem Vergleich mit den Feuern auf Amrum und Sylt (rote Kliff) hervorgeht, die nach der Karte von 1893, trotz geringerer Höhe, weiter reichen, als das Helgoländer.

Sichtbarkeit der Insel aus weiter Entfernung verschiedene Schriftsteller, wie folgt: Mushard sagt, Mittheilungen des Helgoländer Pastors Edlefsen folgend, im Hannoverischen Magazin, Jahrgang 2 für 1764, S. 1105: „Das Oberland präsentiret sich auf fünf oder sechs Meilweges wie ein Sarg in der See“, und Niemann spricht in seinem „Handbuch“ S. 203 vom ersten Anblick „noch über fünf Meilen von ihr entfernt“. Etwas weniger weit geht v. d. Decken S. 5: „In einer Entfernung von fünf Meilen zeigte sich der Helgoländer Felsen nur als ein kleiner schwarzer Punkt am Horizonte.“ — Zwischen 5 und 6 deutschen Meilen zu 7420 m, d. h. zwischen 37,1 und 44,5 km, schwanken also diese Angaben, und man würde danach bei mässiger Seehöhe des Auges vom rothen Sand und von Wangeroog aus Helgoland wohl noch müssen sehen können. In der That theilt mir Hr. Gemeindevorsteher Janssen auf Wangeroog gütigst mit, dass man bei ganz klarem Wetter von einer Düne dieser Insel den Felsen Helgoland's liegen sehen kann. Die Erklärung für diese Thatsache liegt offenbar in der sog. „Kimmung“ oder Luftspiegelung, d. h. der durch Brechung und Spiegelung seitens der ungleich erwärmtten und also ungleich dichten Luftschichten bewirkten Hebung des Bildes der Insel nach bekannten physikalischen Gesetzen. Auf Grund dieser Feststellung¹) aber sind wir gezwungen, anzunehmen, dass die eingeborene Bevölkerung um die Wesermündung herum zu allen Zeiten von dem Vorhandensein der Insel gewusst hat, und will man nicht voraussetzen, Adam, als einem Ortsfremden, aus dem Binnenlande Zugewanderten, sei diese Thatsache zufällig unbekannt geblieben, so ist für die Stelle über Eilbert eine besondere Deutung zu suchen. Gemeint muss entweder sein, dass E. den christlichen Kultus wieder herstellte, — den zuerst der heilige Willibrord (um 700) daselbst einzuführen versucht haben soll, sodann mit mehr Glück der heilige Liudger (Ende des 8. Jahrh.); vgl. Wiebel, S. 15, Note † — oder, dass E. den Verkehr mit der Insel wieder eröffnete, der wegen kriegerischer Zwischenfälle unterbrochen gewesen sein mag. Man darf hier wohl mit v. d. Decken, S. 118, an die Wikinger denken; liegt doch ganz nahe bei dem Hafen zu Steenodde auf Amrum ein grösseres, von mir untersuchtes Gräberfeld des 9. Jahrh., das sicher einer seefahrenden Bevölkerung angehörte und dabei neben zahlreichen Waffen jene charakteristischen nordischen, ovalen, schalenförmigen Fibeln lieferte²).

Wenn man somit nach unsren Ermittlungen von jeher die Insel gekannt hat, wird man auch schon frühzeitig bei ruhigem Wetter den Versuch gemacht haben,

1) Dieselbe liess sich übrigens schon aus der Sichtbarkeit Wangeroogs vom Helgoländer Felsen aus erschliessen. Denn aus dem Gliede $\sqrt[3]{h+h^3}$ in der mitgetheilten Formel ergiebt sich ja, dass es ganz gleich ist, ob Auge und Object ihre Höhenlage mit einander vertauschen oder nicht.

2) Gräber der Wikingerzeit lassen sich im Küstengebiete Holstein's, Oldenburg's und Ostfriesland's noch mehrfach nachweisen, von den Niederlanden ganz zu schweigen. Nur ist zweifelhaft, ob sie den raubenden Fremdlingen oder der Landesbevölkerung selbst angehören. Ich erwähne hier das Grabfeld von Immenstedt in Süder-Dithmarschen, ziemlich weit ins Land hinein gelegen (Mittheilungen des anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein, Heft I, Kiel 1888). Ferner die Orte Wildeshausen und Holzhausen bei W. in Oldenburg, ebenfalls weit ins Land hinein, aber an der dort noch schiffbaren Hunte gelegen; dann Gummelstede und Häddien, Amt Jever; alle 4 Fundstellen im Oldenburgischen Museum vertreten, theils durch Steigbügel ältester Form, wie zu Immenstedt und Steenodde, theils durch die charakteristischen Schwerter (No. 1, 2, 5), endlich durch Urnen „vom friesischen Typus“, d. h ohne Stehfläche, wie zu Steenodde. Endlich sei verwiesen auf das Grab im Upstallsboom-Hügel bei Aurich (Zeitschr. f. Ethnol. 1890, 35).

sie zu erreichen, und die Funde lehren, dass die Schiffahrt hierzu genügend entwickelt war. Freilich wird der Unterschied in der Schiffsbaukunst und Nautik damals und jetzt nicht geringer sein, als der in der Ausrüstung der Krieger, wie ihn der winzige Dolch des am 30. August 93 nach fast dreitausendjähriger Ruhe auferstandenen Helden zeigt, im Gegensatz zu den furchtbaren Geschützen, deren mächtige Rohre in unmittelbarer Nähe aus Panzerthürmen neuester Construction dem Feinde dräuend entgegenstarren. —

Hr. C. F. Lehmann fragt, ob der durch Dr. Lindemann seiner Zeit vorgelegte goldene Ring nicht aus einem von der Klippe in's Meer gestürzten Grabhügel herrühren könne? —

Hr. Olshausen giebt diese Möglichkeit zu, wenn derselbe dicht am Ufer, etwa im Hafen, gefunden sei, was ihm nicht genau erinnerlich; zugleich weist er aber darauf hin, dass jener Ring einer ganz anderen Zeit (etwa dem 9. Jahrhundert nach Chr.) angehöre, als das von ihm geöffnete Grab¹⁾. —

(24) Hr. Olshausen spricht über

Säbelnadeln.

Klopfleisch fand in Skeletgräbern zu Thierschneck, Sachsen-Meiningen, Bronzenadeln, „die nach unten, an den Spitzen, säbelartig gebogen sind“ (Förstemann's Neue Mitth. aus dem Gebiete der histor.-antiq. Forschungen, Bd. 14, 1878, S. 557; Katalog der Berliner prähist. Ausstellung 1880, Suppl. S. 27, No. 90, 91; vergl. Correspondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1871, S. 77—78). Tischler nannte diese Geräthe, die auch in Gold vorkommen, geradezu „Säbelnadeln“ (diese Verh. 1886, 470; Sitzungsberichte der phys.-ökonom. Gesellschaft Königsberg, 1888, S. 6). Schliesslich besprach ich dieselben ausführlich Verh. 1886, S. 487—88, und beschrieb sie, nach dem damals bekannten Material, als Nadeln mit rundem²⁾, nahe der meist stumpfen Spitze leicht gekrümmtem

1) Ueber Fund-Umstände und -Ort des Ringes hat Hr. Botter nachträglich Folgendes in Erfahrung bringen können: Die Angabe Lindemann's, Verhandl. 1893, S. 24—25, wonach der Ring Anfangs der vierziger Jahre von einem Helgoländer Fischer etwa eine englische Meile östlich von der Insel beim Fischfang im Netze aus dem Meere gezogen sei, ist etwas zu modifiziren. Hrn. Botter war als Finder Hr. Franz Bauch bekannt und diesen liess er durch einen Freund befragen. Die Antwort lautet: „Im Sommer 1862 habe ich das Armband zwischen der Düne und Helgoland, östlich von der Stelle, wo die Schaluppen liegen, gefunden. Es ist vor Jahren eine holländische Tjalk hier gestrandet und auf jener Stelle gesunken. Der Boden des Schiffes befindet sich noch da und auf diesem Boden habe ich das Armband gefunden oder vielmehr herausgefischt; denn es waren etwa 2 Faden (12 Fuss) Wasser über dem Schiffsboden. Bei gutem Wetter und klarem Wasser konnte ich fast jeden Gegenstand auf dem Grunde erkennen und so ist mir das Armband aufgefallen. Es ist als sicher anzunehmen, dass dasselbe von dem holländischen Schiffe herstammt. Im Laufe des Sommers verkaufte ich es an Hrn. Dr. v. Aschen.“ — Demnach wird man den Handgelenkring nicht als Helgoländer Altsache ansehen können. Für alt möchte ich ihn aber doch halten, in Holland gefunden, etwa in einer Terpe, einem jener künstlichen Hügel, auf denen die Wohnhäuser zum Schutz gegen Ueberschwemmungen stehen und die ja reich an Alterthümern verschiedener Perioden sind.

2) Ob der Schaft immer rund, nicht auch bisweilen kantig, ist mir später angesichts der Zeichnungen Památky archaeologické a místopisné XI, Prag 1881, Taf. 14, Fig. 21, 22, 26, 27, zweifelhaft geworden; leider sagt der Text diesbezüglich nichts, wie mir Hr. Prof. Dr. A. Brückner hierselbst gütigst mittheilt.

Schaft und einer öhsen- oder ringartigen Vorrichtung irgend welcher Art am äussersten Kopfende. — Es ist unzweifelhaft, dass die Krümmung eine beabsichtigte, und wesentlich, dass sie sich nur auf den Theil kurz vor der Spitze beschränkt. Nadeln, bei denen die Krümmung sich weiter den Schaft hinauf erstreckt oder vor der Spitze fehlt, dagegen am mittleren Schaftheil auftritt, sind jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen und erregen z. Th. den Verdacht, dass es sich bei ihnen nur um zufällige Biegungen handelt. So wurde der Ausdruck, meines Erachtens, unrichtig angewandt auf das ungarische Stück in diesen Verh. 1892, S. 573, Fig. 9. Also nur Stücke mit der beschriebenen Krümmung können als „Säbelnadeln“ bezeichnet werden, wenigstens so lange man an dem bestimmten Typus festhält, den Klopffleisch, Tischler und ich im Sinne hatten und der sich in Gräbern der ältesten Bronzezeit, Tischler's Periode Pile-Leubingen, findet. Es fragt sich aber, ob alle Nadeln mit solcher Krümmung auch wirklich dazu gehören. Ich kenne nehmlich 2 oder 3 Exemplare, welche zwar die Biegung aufweisen, aber sich meiner Definition doch nicht völlig anschliessen. Es sind das: eines von Warszenko vgl. Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in Westpreussen, Danzig 1891, Tafel 2,2, im Text ohne Vorbehalt Säbelnadel genannt; ferner das von Helgoland und vielleicht das von Gross-Dobra in Böhmen (Píč, Archaeologický Výzkum ve Středních Čechách, d. h. Archäologische Forschungen im mittleren Böhmen, Prag 1893, Tafel 9,2 zu S. 68, aus einem Steinkegel mit Leichenbrand neben Thon-Gefässen und anderen Bronzen). Von diesen Nadeln besitzt nach Lissauer's bestimmter, mir mündlich wiederholter Angabe die von Warszenko zuverlässig die absichtliche Krümmung der geforderten Art; bei den anderen zwei ist die Vorsätzlichkeit der Biegung zweifelhaft, namentlich bei der von Dobra, da sie hier etwas weit hinaufreicht. (Abbildung der Helgoländer Nadel s. oben S. 519.)

Die Warszenkoer Nadel entstammt einem Grabe der Peccateler Periode nach Tischler (Montelius Per. II + III; S. Müller's Bronzezeit I, 1 u. 2). Der obere Theil des Schaftes mit dem Kopf ist rechtwinklig umgebogen, liegt bei senkrechter Stellung des übrigen Schaftheiles horizontal. Der Kopf trägt keine Oehse, eine solche befindet sich aber an der Knickung des Schaftes, also in gleicher Höhe mit dem Kopf, so dass, praktisch genommen, die Warszenkoer Nadel mit den älteren Säbelnadeln auf gleicher Stufe steht. Trotzdem hat Jentzsch die Bezeichnung Säbelnadel für dieses Stück beanstandet (Sitzungsberichte d. physik.-öcon. Ges. 1892, 31—32), theils weil es eben jünger ist und ausserhalb des bisher bekannten Verbreitungsgebietes der Säbelnadeln zu Tage kam, theils weil Tischler für Geräthe dieser Bildung des oberen Schaftheiles bereits die Bezeichnung „Oehsen-nadeln“ eingeführt hatte (ebend. 1887, 13; 1890, 21). Lissauer unterliess, dies hier zu erwähnen, er kannte aber Tischler's Ausdruck „Oehsennadeln“ sehr wohl, denn er wandte ihn selbst an auf eine ganz ähnliche Nadel Fig. 7 aus demselben Grabe, über deren Schafspitze, da sie verloren, man nichts weiss. Maassgebend bei der Bezeichnung war also für Lissauer lediglich die Krümmung der Schafspitze, Fig. 2, nicht die obere Knickung des Schaftes, was wiederum Jentzsch übersehen zu haben scheint. Ich möchte indess letzterem insofern zustimmen, als es besser ist, die einmal eingeführten Namen beizubehalten, so lange es sich um eine einzige Ausnahme handelt. Freilich kann das Auftreten neuer Combinationen uns zwingen, auch die Nomenclatur zu ändern. Solcher Combination würden, ausser der Lissauer'schen Fig. 2, auch die Helgoländer und Gross-Dobraer Nadeln sein, bei welchen keinerlei Oehse vorhanden. Anderseits kann es Nadeln geben mit Oehse und sonst ganz in der Form der alten Säbelnadeln, aber ohne die Krümmung der Spitze, so Památky XIII, Taf. 2,27, welche mit der Säbelnadel, Fig. 26, auf der

Brust eines und desselben Skelets (Fig. 24) gefunden wurde. Will man aber alle Nadeln mit gekrümmter Spitze Säbelnadeln nennen, so würden auch alle mit Oehsen zu Oehsennadeln, so die Fig. 27 und nicht minder alle alten Säbelnadeln selbst. Wenn man ferner Alter und örtliches Vorkommen unberücksichtigt lässt, so könnten auch die von mir (Verh. 1886, 412—13) vergleichsweise herangezogenen sehr grossen Geräthe Badens und der Schweiz mit Oehse, soweit sie die Krümmung vor der Spitze haben, geradezu Säbelnadeln genannt werden (Forrer's Antiqua 1886, Taf. 7,3; Verhandl. 1886, 83, 374, 411; 1887, 97, 140), zumal sie trotz ihrer Grösse die gleiche Verwendung gehabt haben können. Hiermit kommen wir auf die Zweckbestimmung unserer Nadeln, wie sie sich aus ihrer Lage an den Leichnamen ergiebt.

Das Helgoländer Stück lag quer über der Brust, der Kopf unten rechts, die Spitze oben links. Diese Tieflage des Kopfes ist nicht ohne Beispiel. Aus dem Norden weiss ich zwar im Augenblick keines anzuführen; in der älteren Bronzezeit spielen hier überhaupt Nadeln eine geringe Rolle, im Süden dagegen eine sehr grosse. So berichtet denn auch Scheidemandel, Hügelgräber bei Parsberg i. d. bayr. Oberpfalz, P. 1886, S. 7, von 2 sehr langen Bronzenadeln mit Kopscheibe, ohne Oehse (Taf. V, 1), die mit den Köpfen nach abwärts quer über der Brust eines Skelets sich fanden. Immerhin ist bei dieser Art von Nadeln solche Anordnung nicht allgemein; denn, um bei Bayern zu bleiben, Naue traf dieselben in der älteren Bronzezeit auf der Brust mit dem Kopf nach oben, oder auch horizontal gelagert (Bronzezeit in Oberbayern, München 1894, Taf. 5, 6)¹⁾. Dagegen ist die Lage mit mehr oder minder abwärts gerichtetem Kopf, wie es scheint, häufiger bei solchen Stücken, die Oehsen oder, statt deren, am geschwollenen Halse Lochungen haben. Schon Verhandl. 1886, 487—88, wies ich darauf hin, dass die oben erwähnten Nadeln Památky XIII, Taf. 2, 26 u. 27 in ähnlich schräger Lage mit den Köpfen rechts²⁾ unten sich fanden, und Naue beobachtete 2 Nadeln, die eine mit ihrem ohsenartigen, die andere mit dem gerollten Kopf leicht nach abwärts gerichtet, dicht unter dem Halse der Leiche (Taf. 7); ferner Nadeln mit durchlochtem, geschwollenem Hals auf der Brust mit dem Kopf senkrecht nach unten (Taf. 8,1), alles dieses in der älteren Bronzezeit. Naue fand in der Lochung einer derselben den Rest eines Fadens und vermutet, dass solche Nadeln damit an die Kleidung befestigt waren (S. 19, 51, 154; vergl. Strobel, diese Verh. 1890, 328). Schon Popp hatte den Lochungen und Oehsen eine derartige Deutung gegeben. Das Gleiche mag bei den Säbelnadeln der Fall gewesen sein, und da das Helgoländer Exemplar durch

1) Popp, Grabhügel bei Amberg in Bayern, Ingolstadt 1821, bildet auf Taf. 3 sieben verschiedene Nadelarten ab, theils ohne, theils mit Löchern oder Oehsen am Schaft und mit verschiedenen Kopfbildungen, worunter mehrfach „Platten“, senkrecht zum Schaft, aber auch ein sog. Rad in der Ebene des Schafts. Nach S. 29 fand man „die Nadeln“ einige Male „so, dass sie von der Brust ganz oben (wo die Platte) bis zur Achsel (wo die Spitze war) reichten; Brust-, Schlüssel- und Achselbein waren vom grünen Roste gefärbt“. Demnach lag der Nadelkopf dicht unter dem Halse, mithin mindestens ebenso hoch, wahrscheinlich aber höher, als die Spitze an der Achsel, und Tischler behauptete also nur irrthümlich, die „radförmigen Köpfe“ hätten nach unten gelegen (Beiträge zur Anthropologie und Urgesch. Bayerns, 4, 1881, S. 51; Naue, Bronzezeit, S. 51, Note 2).

2) Wenn die Nadeln nicht senkrecht stehen, scheint der Kopf meist rechts zu sein; so auch bei Sehested, Archaeologiske Undersøgelser, Kopenh. 1884, Taf. 25, 1 d zu S. 128. Säbelnadeln sind indess mehrfach links am Skelet und dann vermutlich auch mit den Köpfen links gefunden (Verhandl. 1886, 487), wie die eine der Nadeln bei Naue, Taf. 7.

seine Ringkerbung, die Parsberger Nadeln durch eine Schwellung unterhalb des Halses sehr wohl gestatten, einen Faden solide daran zu knüpfen, so könnten auch sie in gleicher Weise gehalten worden sein, zumal das Gewicht des abwärts gekehrten Kopfes ein Herausschlüpfen der Nadel aus der Gewandung und somit den Verlust derselben begünstigen musste. Ob der Faden etwa auch noch mit seinem andern Ende um die Nadelspitze geschlungen wurde, so gleichsam eine Fibel bildend, lasse ich dahin gestellt. Hr. Lissauer neigte dieser Ansicht zu, als ich ihn darauf hinwies, dass in der Krümmung der Schaftspitze bei den Säbelnadeln eine beginnende Fibelbildung gesehen werden könne. Es zwingt nehmlich die Lage all dieser Geräthe in grösserer oder geringerer Höhe an der Brust dazu, sie für Gewandnadeln zu halten, wie ich es bezüglich der Säbelnadeln, entgegen der Auffassung als Haarschmuck, schon früher begründete, indem ich zugleich die Krümmung an der Spitze so deutete, dass sie das Abrutschen der Kleidung, oder bei umgekehrter Stellung das Herausschlüpfen der Nadel erschweren solle (Verh. 1886, 412—13, 487—88). Aber auch die oben erwähnten grossen Badischen und Schweizer Geräthe mit ähnlichen constructiven Theilen, sowie die bis zu 88 cm langen, geraden, nicht mit Oehsen versehenen, wie bei de Bonstetten, Recueil d'antiquités Suisses, 1855, Taf. 3, 2 u. 3 und Supplément II, 1867, Taf. 5 erklärte ich damals für Kleidernadeln, was mir durch die Beobachtungen Naue's (S. 51) bestätigt zu werden scheint, der ja auch die grossen bayrischen geraden Geräthe ebenso deutet.

Kehren wir nun zu unserm Helgoländer Object zurück, so ergiebt sich, dass typologisch bei diesem Stück ohne Oehse noch nicht erwiesen werden kann, seine Schaftkrümmung an der Spitze sei eine beabsichtigte; denn von dem einzigen ziemlich gleichartigen Exemplar¹⁾ von Gross-Dobra steht dies noch weniger fest, und Pič erwähnt im Text die Krümmung gar nicht, so dass sie ihm jedenfalls nicht als vorsätzlich aufgefallen ist. Die Art der Verwendung unserer Nadel stimmt aber so überein mit der der Säbelnadeln, dass immerhin auch gleiche Zwecke bei den Krümmungen der Spitzen vorausgesetzt werden können. Uebrigens sind beide Nadeln, die Helgoländer und die von Dobra, wohl jünger, als die eigentlichen Säbelnadeln, die ja niemals, wie die Dobraer, in Brandgräbern vorkamen. —

(25) Hr. F. W. K. Müller zeigt eine Anzahl Stoffproben vor, welche das

javanische Batik-Färbeverfahren

in allen Stadien darstellen. Diese Proben wurden sammt einem ausführlichen, erläuternden Text in malaiischer Sprache (mit dazugehörigen, von einem Javanen gezeichneten Bildern) von Hrn. Dr. Franz Benecke dem Kgl. Museum für Völkerkunde geschenkt. Die Batik-Technik, welche, gleichwie das Plangi-Verfahren²⁾, aus Vorder-Indien stammt, ist bekannt und öfters beschrieben³⁾), war aber in dieser Vollständigkeit noch nicht im hiesigen Museum vertreten.

1) Vielleicht wäre noch zu beachten Památky 14, S. 346, Fig. 19, mit defekter Spitze; über den noch sichtbaren Theil der Krümmung des Schaftes ist wieder nichts bemerkt.

2) Knüpf-Färbe-Technik. Vgl. den Artikel Tie: and dye work von F. Driessen und die von P. W. M. Trap schön gezeichnete Tafel VI im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band II (1889), p. 106. — Ibid. p. 107 lies statt planggi: plangi.

3) Vgl. z. B. den „Catalogus der ethnologische afdeeling van het museum van het Bataviaasch genootschap van kunsten en wetenschappen. — Derde druk, Batavia 1880, p. 59—61.

Die einzelnen Stadien waren von dem Javanen bezeichnet als:

ngengrengan	biron
tērusan	blirikkan
isen-isen	sogan
tembokkan	babarran
wědellan	

(26) Hr. F. W. K. Müller bespricht einige

angebliche Ainu-Ornamente.

In dem prächtig ausgestatteten Werk von David Mac Ritchie: *The Ainos*, Leiden 1892, befindet sich als Frontispiz die Reproduction eines im Museum der Königl. Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra“ in Amsterdam aufbewahrten japanischen Gemäldes. Da Mac Ritchie dieses Bild mit für eines der „most important of the whole series“ der von ihm gesehenen und beschriebenen Darstellungen hält und meint, dass „the ornamentalations of the dresses in this picture form ... a study in themselves“, so mögen die letzteren hier einer kurzen Betrachtung unterzogen werden.

Das Bild stellt vier Ainu-Männer und eine Ainu-Frau dar, welche sich gegenseitig bei den Händen halten und in gebeugter Haltung vorwärts bewegen. Zu den reich verzierten Gewändern der Ainu's bemerkt Mac Ritchie „Notable among these [ornamentations]¹⁾ is the sun-cross [1°] on the back of the leading figure and on the back of the left arm of the fourth man; which sun-cross again appears on the backs of two of the men in the larger picture²⁾. This sun-cross and kindred symbols may be seen in other pictures etc. ; and in the present scene one may also note, as belonging to the same species of design, the two large diced patterns [2°] in the background, and the flowered crosses of four and six points [3°] in the dresses of the two leading men. With regard, finally, to the meaning of this scene, it is obviously suggestive either of the worship of a divinity or the servile adulation of an earthly lord“ [4°].

Was zunächst den Vorgang — ad 4° — selbst anbetrifft, so ist derselbe meines Erachtens gar nicht zweifelhaft. Die Ainu's ziehen nicht zur Verehrung einer Gottheit hin, sondern begeben sich zur Audienz zu einem Fürsten³⁾. Zu welchem Fürsten, ist auch nicht zweifelhaft, denn auf dem Vorhang⁴⁾ prangt riesengross zweimal das Wappen (Fig. 1) der Daimyō's von Matsumaye⁵⁾, denen Yezo, also die Ainu's unterstellt waren.

Das oben sub 1° erwähnte „sun-cross“ ist hier in Fig. 6 abgebildet. Es ist wohl kaum ein Ainu-Ornament, sondern, wie Fig. 7 und 8, die auf dem grösseren Amsterdamer Bild vorkommen, und wie Fig. 1 und 2, einfach japanisch. Bei den Japanern ist Fig. 6 das Wappen der Familie Shimadzu (Satsuma), Fig. 8 der Familie Hisamatsu, Fig. 7 das bekannte Mitsudoyome.

1) Das in eckigen Klammern [] Stehende ist Zusatz des Referenten.

2) Damit ist ein anderes Bild aus dem Amsterdamer Museum gemeint.

3) S. 44 vergleicht Mac Ritchie richtig, „the tribute group in the Matsmaë panorama“ und Ähnliches.

4) Der Vorhang trennt den Fürsten von dem gemeinen Volk. S. Appert et Kinoshita, *Ancien Japon*, p. 202, s. v. Maku. (Vgl. u. a. auch Hokusai's *Mangwa*, Heft 9, p. 25—26).

5) Vgl. u. a. Appert etc. p. 119, 137, 246 und die populäre japanische Encyclopädie *To-kwai setsu-yō hyakka tsū*.

Prosaischerweise sehen übrigens die Japaner in Fig. 6 kein „sun-cross“, sondern den Ring eines Pferdegebisses¹⁾. In der S. 532, Anm. 5 erwähnten japanischen Volks-Encyclopädie ist ein solcher Ring abgebildet; das „Kreuz“ heisst dort: jū-mon-ji, d. h. das chinesische Zeichen für 10 = +, der Kreis: kagami = Spiegel.

Fig. 1.

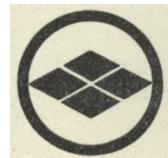


Fig. 2.



Fig. 3.

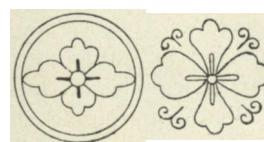


Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

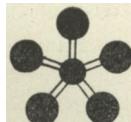


Fig. 8.

In eine Kategorie mit diesem „sun-cross“ stellt Mac Ritchie (s. oben sub 2° und 3°) die hier unter 1, 2 und 5 reproducirten Figuren. Von Fig. 1 ist schon oben gesagt worden, dass es das Wappen des Daimyō von Matsumaye ist. Es erübrigt noch zu bemerken, dass die Japaner in dieser Figur nicht ein „gewürfeltes Muster“, sondern „vier Augen“ sehen. So heisst dies Muster regelmässig: yotsume in einem mir vorliegenden, kleinen japanischen Musterbuch, und Hepburn²⁾ bestätigt diese Angabe. — Das „flowered cross“ (s. oben 3°), hier als Fig. 2 abgebildet, kann ich auch nicht zu den Ainu-Ornamenten rechnen. Wie ein Vergleich mit Fig. 3 lehrt, ist es mit letzterem nahezu identisch. Fig. 3 ist aber ein anderes Wappen der Fürsten von Matsumaye, der Beherrscher der Ainu's. Durch die offene, sowie versteckte Anbringung der beiden Wappen hat der japanische Künstler den Vorgang localisiert und das Bild ohne eine Zeile Text, wie sonst wohl üblich, hinreichend verständlich gemacht. — Derartige Ornamente, wie Fig. 2 und 3, heissen übrigens, wie die japanische Beischrift zu Fig. 4, einem dem eben erwähnten Musterbuch entnommenen Motive, lehrt, „Blüthen der Klettergurke“.

Somit bleibt nur noch Fig. 5 übrig, die ich, allerdings ohne es beweisen zu können, auch für japanisch halte. Unter den bei Appert abgebildeten Wappen findet sich dies Ornament nicht, ebensowenig in den Musterbüchern, die ich kenne. Am meisten ähnelt es noch den von den Japanern kazaguruma genannten Motiven. —

(27) Hr. F. W. K. Müller bespricht

eine Mythe der Kēi-Insulaner und Verwandtes.

In dem so eben erschienenen vierten Heft der „Bijdragen tot de taal- land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië“, Jahrg. 1893, stellt Prof. Kern zwei merkwürdig übereinstimmende Episoden aus der Ueberlieferung der Kēi-Insulaner

1) S. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Segenbringende Reisähren, 1880, Bd. III, p. 235. Wie letztgenannter Autor berichtet, werden Objecte, mit dem Satsuma-Daimyō-Wappen versehen, von Gläubigen als Reliquien aus der christlichen Zeit Japan's (wegen des Kreuzes!) verehrt und gesammelt.

2) Japanese-english dictionary s. v. yotsume.

und der Minahassaär zusammen und bemerkt dazu: „dat an eene ontleining door de Minahasser's van de Kei-eilanders of omgekeerd niet de denken valt. Beide overleveringen moeten zich zelfstandig ontwikkeld hebben uit één gemeenschappelijke bron, en dus dagteekenen uit een tijd toen de voorouders der Toumbulu's en Kei-eilanders nog stammen waren van één volk.“

Nach meinem Dafürhalten liegt die Sache nicht so einfach, denn wie passt zu der obigen Erklärung der Umstand, dass sich dieselbe Sage schon in den im 8. Jahrhundert nach Chr. niedergeschriebenen nationalen Geschichtswerken der Japaner, dem Kojiki und dem Nihon shoki, wiederfindet?

Zur besseren Würdigung des Sachverhaltes lasse ich hier die drei Ueberlieferungen folgen.

Ueberlieferung der Kêi-Insulaner
[nach Riedel]¹⁾.

Drei Brüder, mit Namen Hian, Tongiil und Parpara, und zwei Schwestern, Bikeel und Meslaang genannt, wohnten ehemals über der Erde [im Himmel]. Eines Tages ging Parpara mit dem Angelhaken seines ältesten Bruders auf dem Wolkenmeer fischen und verlor den Haken. [Bei Planten und Pleyte²⁾: „Kaum aber hatte er die Schnur in das Wasser herabgelassen, als ein gewaltig grosser Fisch in den Köder biss, den Haken verschluckte und so gewaltig an der Schnur zog, dass diese riss; so war Parpara gezwungen, ohne Fisch und ohne Haken zurückzukehren. Durch so viel Widerwärtigkeit enttäuscht, begab er sich nach Hause und theilte seinem Bruder den Verlust mit. Aber anstatt Parpara zu beklagen, war Hian im höchsten Grade aufgebracht über den Verlust seines Hakens, und verlangte in heftigem Ton, Parpara solle ihm denselben wiederver schaffen.] Hian, darüber erzürnt, befahl ihm, den Haken zurückzuholen. Parpara begab sich in sein Boot und tauchte in die Wolken. Nach vielen fruchtlosen Anstrengungen begegnete er dem Fisch Kiloban, welcher ihn fragte, was er dort trieb. Parpara theilte ihm Alles mit und der Fisch versprach ihm, nach dem Haken zu suchen. Nach einiger Zeit begegnete

Ueberlieferung der Minahassaär
[nach P. N. Wilken]³⁾.

Kawulusan von Pasambangko wollte auf dem Meere fischen; da er aber keine Angel hatte, lieh er eine von seinem Freunde. Er ging nun in einem kleinen Kahn auf die See, um zu fischen. Bald schnappte ein Fisch zu, aber als er ihn herausziehen wollte, riss die Schnur und die Angel war fort. Mit bekümmertem Gemüth kehrte Kawulusan nach Hause zurück und erzählte seinem Freunde das Geschehene. „Meine Angel musst Du mir wiedergeben; wenn Du mir auch zehn andere dafür giebst, so werde ich sie nicht annehmen!“ Nun ging Kawulusan wieder nach der See zurück, um die verlorene Angel zu suchen. An der Stelle, wo er sie verloren hatte, sprang er in das Wasser und tauchte nach unten. Als bald fand er auf dem Meerest grunde einen gebahnten Weg, der ihn nach einem Dorfe führte. In einem der Häuser dieses Dorfes hörte er viele Getöse und Gejammer, da man ein Schwein opferte für ein Mädchen, welchem eine Gräte in die Kehle gerathen war. Kawulusan, der hineingegangen war, sah sogleich, dass seine Angel in der Kehle des Mädchens steckte. „Es ist nichts“, sagte er zu den Eltern, „ich werde ihr Arznei geben, dann wird sie bald gesund sein.“ Nun liess er alle herausgehen, und als er mit der Tochter

1) Riedel, De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua 1886, p. 217.

2) Bei Kern in: Bijdragen etc. 1893, p. 501.

3) in: Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zeudelingenootschap 1863, p. 323 f.

Kiliboban dem Fisch Kerkeri, welcher wiederholentlich hustete. Kiliboban fragte ihn, was ihm fehle, und erhielt die Erlaubniss Kerkeri's Kehle zu untersuchen, wo er den Haken fand, den er Parpara zurückbrachte.

allein war, zog er die Angel vorsichtig aus der Kehle und verbarg sie in seiner Kleidung. Darauf kehrte Kawulusan mit den von den Eltern erhaltenen Geschenken zurück. Doch als er an den Platz kam, wo er sich in das Wasser gestürzt hatte, war sein Kahn verschwunden. Als er über dieses neue Unglück noch trauerte, erblickte er einen grossen Fisch. Sogleich bat er ihn mit den Worten: „Wenn Du mich glücklich an das Ufer bringst, werde ich Dir den Namen Pongkor sumesengkat geben.“ Da seine Bitte Erhörung fand, so setzte er sich auf den Rücken des Fisches, der mit erstaunlicher Schnelligkeit durch das Wasser schoss, u. s. w.

Ueberlieferung der Japaner [nach Chamberlain]¹⁾.

Der Gott Hohodemi sprach zu seinem älteren Bruder, dem Gotte Hoderi: „Wir wollen mit einander tauschen und jeder des anderen Glück versuchen.“ Obgleich er ihn dreimal so ersuchte, wollte der ältere Bruder nicht einwilligen, endlich, nach mancher Schwierigkeit, wurde der Tausch vollzogen. Darauf versuchte der Gott Hohodemi sein Glück auf der See und wollte Fische angeln. Er fing aber nie einen Fisch und verlor außerdem noch den Angelhaken im Meer. Der ältere Bruder, der Gott Hoderi, erbat sich nun seinen Angelhaken zurück, indem er sagte: „Glück auf den Bergen ist ein Glück für sich, und Glück auf dem Meere ist ein Glück für sich. Wir wollen unser Glück einander zurückverstatten.“

Der jüngere Bruder, der Gott Hohodemi, antwortete: „Was Deinen Angelhaken anbetrifft, so fing ich damit nicht einen einzigen Fisch, und zuletzt verlor ich ihn in dem Meere.“ Aber der ältere Bruder verlangte ihn jetzt um so dringender zurück. Der jüngere Bruder zerbrach nun sein zehn Handbreiten langes Schwert, mit dem er umgürtet war, und machte daraus fünfhundert Angelhaken als Ersatz, indessen wollte er sie nicht annehmen. Darauf verfertigte er tausend Angelhaken als Ersatz, er nahm sie aber nicht an, sondern sprach: „Ich verlange meinen ursprünglichen Angelhaken zurück . . .“

[Hohodemi²⁾] klagte sein Leid dem Gott der Salzerde. Dieser baute ihm darauf ein Boot, setzte ihn hinein und gab ihm genaue Verhaltungsmaassregeln. Hohodemi folgte seinen Rathschlägen und gelangte an den aus Fischschuppen

1) „Ko-ji-ki“ or „Records of ancient matters“, translated by Basil Hall Chamberlain (Supplement zu vol. X der Transactions of the Asiatic Society of Japan), Yokohama 1883, p. 119f. — Vergl. ferner: die parallele Erzählung aus dem Nihon shoki, in: Extraits des historiens du Japon, publiés par la société des études japonaises, Paris 1874—76, p. 172f. — D. Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, S. 138f. — Mrs. T. H. James, The princes Fire-flash and Fire-fade, in: Japanese fairy tale series. No. 14. Published by the Kobunsha. Tōkyō 1887.

2) Das zwischen Klammern [] Stehende ist ein Auszug aus der umständlichen Erzählung des Kojiki.

erbauten Palast des Seegottes. Auf wunderbare Weise in das Innere geführt, gefiel er dem Seegotte so gut, dass dieser ihn zum Bleiben aufforderte und ihm schliesslich seine Tochter zur Gemahlin gab. Nachdem er drei Jahre in dem Palaste zugebracht hatte, erinnerte er sich der Vergangenheit. Sein Seufzen er-



Aus einem Bilderbuche des Malers Sensai Eitaku. Die Ueberschrift lautet:

Hohodemi no mikoto tsuribari wo yete wadatsumi no miya yori
hito hiro wani ni nori kono kuni ye kayeri-tamau no du = Der
Gott Hohodemi kehrt nach Wiedererlangung des Angelhakens aus
dem Palaste des Meergottes, auf dem einen Faden langen Krokodil
reitend, nach diesem Lande (Japan) zurück^{1).}

regte die Aufmerksamkeit seiner Gemahlin, die ihren Vater davon benachrichtigte. Der Seegott befragte nun den Gott Hohodemi nach der Ursache seiner Be- trübniss und letzterer] erzählte der grossen Gottheit genau, wie sein älterer Bruder ihn wegen des verlorenen Fischhakens bedrängt hätte. Darauf liess der Seegott alle Fische des Meeres, grosse und kleine, zusammenkommen und fragte sie: „Hat

1) Der Name des Meergottes wird auch watatsumi und watadzumi geschrieben. Vergl. Pfizmaier, Theogonie der Japaner, in: Sitz.-Ber. der Wiener Akademie 1864, S. 439—441; Aston, Grammar of the Japanese written language 1877, Appendix II, p. X, XI XX; Chamberlain, Kojiki-Uebersetzung, p. 26, 121.

vielleicht irgend ein Fisch den Angelhaken?“ Da antworteten alle Fische: „Kürzlich hat sich der Tai¹⁾ darüber beklagt, dass ihm etwas in der Kehle sitze, was ihn am Essen verhindere, zweifellos hat er den Angelhaken verschluckt.“ Als nun die Kehle des Tai darauf hin untersucht wurde, steckte der Angelhaken darin. [Der Seegott entliess nun Hohodemi nach seiner Heimath, nachdem er ihm die Mittel angegeben, seinen älteren Bruder zu demüthigen. Zuvor berief er die Krokodile und suchte das schnellste derselben aus. Letzteres, ein „einen Faden langes“ Krokodil trug nun auf seinem Kopfe den Hohodemi in einem Tage auf die Oberwelt zurück.]

Auch im weiteren Verlaufe der obigen Erzählungen zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung: Die obengenannten Helden suchen nun ihrerseits ihren Bruder, bzw. Freund in Verlegenheiten zu bringen und zu bestrafen. Bei den Kēi-Insulanern verlangt Parpara, sein Bruder solle verschütteten Palmwein wiederbringen, in der Minahassa-Erzählung fordert Kawulusan, sein Freund solle das von Letzterem als Regenschutz abgerissene Bananenblatt wieder mit dem Baume, der Kawulusan gehört, vereinigen. In der japanischen Ueberlieferung bringt der Gott Hohodemi den älteren Bruder durch die Meeresfluth, die er vermittelst der ihm vom Meerkönige geschenkten Ebbe- und Fluthsteine gehen und kommen lässt, in Gefahr — in der Erzählung der Minahassaer bedrängt Kawulusan den Freund durch schwere Regengüsse, die er von den Göttern erfleht.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass eine von Bastian²⁾ mitgetheilte hawaiische Erzählung einige verwandte Züge zeigt. „Die Fischer des Häuptlings Konikonia kamen eines Tages zurück, verwundert, dass ihre Angeln abgebrochen seien, ohne dass Fische gebissen hätten, und als der Häuptling sich erkundigen liess, erklärte ihm Kuula, der am Lande lebende Bruder Lalohana's (einer Fischfrau), dass man an dem Platze einer unterseeischen Stadt gefischt habe, wo Männer und Frauen wohnten. Als Konikonia auf weiteres Nachfragen von seiner Schwester hörte, bekam er Lust, sich mit ihr zu vermählen³⁾ u. s. w.“ — Im Uebrigen hat indess die hawaiische Erzählung eine andere Tendenz, wenn sie auch zum Schlusse wieder von einer, zur Strafe geschickten Fluth zu berichten weiss. —

(28) Eingegangene und angekaufte Schriften:

1. Archiv des Vereins f. Gesch. u. Alterthümer d. Herzogth. Bremen u. Verden u. d. Landes Hadeln. Heft 3. Stade 1869.
2. Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mainz 1850.
3. v. Baer, K. E., Ueber einen alten Schädel aus Meklenburg. o. O. 1863. (Sep.-Abdr. aus d. Bulletin).
4. Büsching, J. G. G., Die Alterthümer der heidnischen Zeit Schlesien's. Breslau 1820.
5. Dürrich u. W. Menzel, Die Heidengräber am Lupfen. Stuttgart 1847. (Mit Atlas.)

1) „Tai heisst ein Fisch, den die Holländer in Indien Steinbrassen nennen gleicht an Gestalt beinahe einem Karpfen und ist von Farbe roth und weisslich.“ Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan. Lemgo 1777. I. S. 154. — Nach Chamberlain l. c. p. XXXIII und Matsubara, Special-Catalog für die Japanische Abtheilung der Internationalen Fischerei-Ausstellung. Berlin 1880. S. 10. = Pagrus cardinalis.

2) A. Bastian, Inselgruppen in Oceanien. Berlin 1883. S. 277.

3) Wie in der japanischen Erzählung Hohodemi mit der Tochter des Seekönigs.

6. Furtwängler, A., Der Goldfund von Vetttersfelde. Berlin 1883.
 7. Hostmann, Chr., Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874.
 8. Huxley, T. H., Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Braunschweig 1863.
 9. Hünefeld, L. und F. Picht, Rügen's metallische Denkmäler der Vorzeit. Leipzig 1827.
 10. Kuhn, A., Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. Berlin 1845.
 11. v. Minutoli, H. C., Notiz über eine im Jahre 1811 zu Wopernow bei Schiefelebein aufgefondene kleine Erzbildsäule. Berlin 1835.
 12. Das Römercastell und das Todtenfeld in der Kinzig-Niederung bei Rückingen. Hanau 1873.
 13. Rossel, K., Das Pfahlgraben-Castell Salburg bei Homburg v. d. H. Wiesbaden 1871.
 14. Schreiber, H., Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland. Freiburg 1842.
 15. Derselbe, Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau. Freiburg i. Br. 1842.
 16. Schulze, E. O., Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Hannover 1889.
 17. Schuster, F. W., Ueber alte Begräbnissstätten bei Mühlbach (Siebenbürgen). Hermannstadt 1867.
 18. Stieff, M. Ch., De urningis in Silesia Lignicensibus atque Pilgramsorfensibus epistola. Wratislaviae et Lipsiae 1704.
 19. Suchier, R., Die altgermanischen Gräber bei Mittelbuchen (bei Hanau). Hanau 1874. (Sep.-Abdr.)
 20. Wagner, R., Zoologisch-anthropologische Untersuchungen. I. Göttingen 1861.
 21. Weinhold, K., Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland. o. O. 1859. (Aus d. Sitzungsber. d. kaiserl. Akad. d. W.)
 22. Derselbe, Altnordisches Leben. Berlin 1856.
 23. Welcker, H., Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. I. Leipzig 1862.
 24. Wocel, J. E., Die Bedeutung der Stein- und Bronze-Alterthümer für die Urgeschichte der Slaven. Prag 1869. (Ahhndl. d. k. böh. Gesellsch. d. Wissensch. V. 3.)
 25. Derselbe, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Prag 1845.
 26. Derselbe, Archäologische Parallelen. Wien 1854. (Sitzungsber. d. ph.-hist. Cl. d. k. Ak. d. Wiss.)
 27. Dudik, Ueber die alten heidnischen Begräbnissplätze in Mähren 1854. (Ebend.) Nr. 1—27 angekauft.
 28. Tarenetzky, A., Weitere Beiträge zur Craniologie der Bewohner von Sachalin: Aino, Giljaken und Oroken. St. Petersbourg 1893. (Sep.-Abdr. Mém. de l'Acad. J. d. sc.) Gesch. d. Verf.
 29. Adler, C., The Shofar, its use and origin. Washington 1893. (Sep.-Abdr. Proc. of the U. St. Nat. Museum.) Gesch. d. Smiths. Institution.
 30. Ewald, C. A. und Posner, v. Rindfleisch, Waldeyer, Hüppé, P. Langerhans, Bastian, Bartels, E. Krause und B. Fränkel, Rud. Virchow, sein Wirken für Medicin, Hygiene und Anthropologie. Zu seinem 50jährigen Doctor-Jubiläum am 21. October 1893. Berlin 1893. (Berliner Klin. Wochenschr.) Gesch. d. Redaction.
-